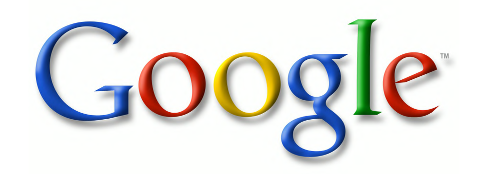


SIEG DER FREUDE



SIEG DER FREUDE

EINE AESTHETIK DES PRAKTISCHEN LEBENS

VON

A. v. GLEICHEN-RUSSWURM

ACHTES TAUSEND



STUTTGART
VERLAG JULIUS HOFFMANN

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei

VORWORT

Es kann tiefe Befriedigung gewähren, wenn man für neue Ideen eintritt und nach einigen Jahren erkennt, daß die einst von einsamer Warte aus enthusiastisch verfochtenen Gedanken nun als Gemeingut einer großen Menge angehören. Die einstige Streitschrift erscheint dann beim Wiederlesen überholt. Diese Befriedigung habe ich vor einiger Zeit empfunden, als ein Aufsatz, den ich vor Jahren verfaßte und der mitten in den Tagen eines siegreichen Naturalismus gedruckt wurde, mir zufällig vor Augen kam. Der Aufsatz trug die Überschrift: *Die Pflicht zur Schönheit* *).

Die ästhetische Bewegung hat seit ihrem Erscheinen auf allen Gebieten so durchdringende Fortschritte gemacht, daß alles, was meine Schrift verkündigte, heute selbstverständlich ist. Kunst, Leben und Moral stehen dem Begriff der Schönheit ganz anders gegenüber, als vor einem Jahrzehnt. Man könnte sich fast ängstlich fragen, ob die Sache aufrichtig gemeint sei, ob solche rasche Wandlung nicht nur eine Mode bedeute. Doch viel zu ernst und tief hängt die Sehnsucht nach Schönheit mit dem Dasein zusammen, ja gerade recht eigentlich mit dem modernen Dasein. Sie verbindet sich zu innig mit der höheren Menschwerdung, die das Ideal der Neuzeit bildet, mit der Schöpferkraft, die sich auf der alten Erde eine neue Erde schuf und diese recht überzeugt bewohnbar machen will. Der Schaffende braucht edlen Genuß, der Leidende edlen Trost.

*) Preuß. Jahrbücher 1899, Band 98, Heft 3.

Kann die nüchterne Nützlichkeit allein solchen gewähren? Das religiöse Gefühl im Menschen ist unausrottbar, ob auch Religionen kommen, stehen und fallen. Es verlangt gebieterisch nach Schönheit. Nur durch das, was der Bewunderung und seligen Andacht geboten wurde, erhielten sich die Kulte aller Zonen; Duft, Glanz, Farbe und Musik gaben die äußere Weihe, das Pathos erhaben dramatischer Momente gewann die Herzen.
Auch der sinnliche Trieb des Menschen verlangt nach Schönheit. Sie lehrte ihn, mit Inbrunst die Hände zu falten, sie lehrte ihn aber auch, die Hände zu regen mit Geschicklichkeit und Kraft für reiche Schätze, hohe Ehren, schöne Frauen und heitere Feste! Sie lehrte ihn von einem Himmel zu träumen und die Erde menschenwürdig zu machen. Sie gab ihm seine Götter und sein Glück.
Die Ansätze zu einer Art ästhetischem Instinkt, denen man in der Tierwelt begegnet, bei nestbauenden Vögeln etwa, haben sich nicht weiter entwickelt, die gefiederten Liebespaare tragen höchstens glänzende und bunte Gegenstände in ihr Nest oder schmücken mit ausgesprochener Absicht den Platz für ihre Hochzeitstänze. Doch schon bei primitivsten Völkerschaften wußten hervorragende Individuen im Erfinden von Tanzbewegungen, im Erzeugen von Geräten und Waffen, im Tätowieren der Haut und im Frisieren des Haars ein wachsendes und immer neu gestaltendes Schönheitsbedürfnis an den Tag zu legen. Diesen Äußerungen gesellte sich bald die Kunst in rhythmischer Rede, in Gesang und Musik. Es wäre interessant zu erfahren, wie die Ethymologie

des Wortes *Schönheit* von Sprache zu Sprache bis zu der ursprünglichsten Mundart sich gestaltet, um daraus zu erkennen, wie dieser vielumstrittene Begriff von Zone zu Zone, von Rasse zu Rasse, von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnd sich immer gleicht. In der so reichen, russischen Sprache findet sich ein Fingerzeig für solche Theorie. Dort gibt es für *rot* und für *schön* im Volksmund und in alten Gedichten nur ein und dasselbe Wort. Rot, die symbolische Farbe von Licht und Freude, der Inbegriff von Wärme und Leben wird also bei diesem — von rauhestem Klima bestraften Volk — rührender Weise als Einheit mit der Eigenschaft des Schönen empfunden. Schön bedeutet wahrscheinlich vom Ursprung an das Erfreuliche überhaupt, Alles, was uns das Leben als gutes Geschenk zum Bewußtsein bringt.

Wie seltsam, daß dieses ehrwürdige Wort, dieser mit unserer Menschwerdung so innig verknüpfte Begriff im Lauf der jüngst verflossenen Jahrzehnte so mißdeutet, so heftig angegriffen wurde, daß man dagegen Nützlichkeit ausspielen konnte wie einen Trumpf. Doch diese seltsame Erscheinung beruhte auf einer ganz besonderen Sachlage, die gar nicht unähnlich scheint der Sachlage einer anderen Zeit. Schon einmal verdammte und verfolgte man die Schönheit, schon einmal, aber viel energischer rief man das Nützlichkeitsprinzip gegen sie auf. Ich meine die Jahrhunderte des ersten fanatischen Christentums. Der Asket, der bildungsfeindliche Mönch und der kurzbekehrte Proletarier von damals trugen ganz denselben Haß; nützlich nannten sie es allein,

das Heil der Seele zu suchen in der Abtötung des Fleisches, im Verzicht auf alles, was schönheitsfreudig war. Die Verwirrung der Begriffe entsproß nicht der neugegründeten Religion als solcher, denn auch das Christentum barg Schönheitskeime, die sich auf manchem Gebiet entwickeln und entfalten sollten, diese Verwirrung entstammte vielmehr — genau wie die jüngstverflossene Feindschaft gegen das Schöne — dem plötzlichen Vordringen, wichtig und maßgebend Werden von kulturlosen, teilweise auch kulturunfähigen Massen. Es ist selbstverständlich, daß jene halbwilden Völkerschaften, namentlich aber jene Sklaven und Proletarier, die das Christentum an sich zog, alles, was mit dem Wohlleben und dem Interessenkreis der Reichen zu tun hatte, inbrünstig zu hassen für fromm erklärten. Ebenso selbstverständlich erscheint es wohl, daß manche in der Neuzeit mächtig gewordenen Elemente der Gesellschaft, die ausgeschlossen von den feineren Genüssen des Reichen und Gebildeten gelebt hatten, jenen Genüssen Krieg ansagten und der Schönheit keinen Platz auf Erden gönnen mochten.

Am gefährlichsten in solchen Zeiten sind die Individuen aus rasch emporgekommenem Haus, die über Nacht zwar Geld und Ansehen erworben, doch den Haß des Unterdrückten noch nicht verlernen konnten und alle jene Menschen, die selbst so durch und durch häßlich sind, daß sie an der Häßlichkeit ehrliche Freude haben.

Wie aber entwertete der Begriff des Schönen vollständig, warum vergaßen ihn auch jene zu schätzen, deren Herz nie von Neid und Haß zerfressen war? Wie erklärt

sich der anständige, zufriedene Banause? Er, dessen Leben und Sterben zu beweisen scheint, daß Schönheit höchstens eine überflüssige Gabe, ein Luxus sei? Der Spießbürger stellt sich unter dem Ästheten einen übermäßig nach der Mode gekleideten Jüngling vor mit großer Blume im Knopfloch und die Idee, daß es ästhetische Pflichten und Rechte gibt, dünkt ihm höchst lachhaft. Er ist gefährlicher als die Bilderstürmer von einst und wirkt am allerschlimmsten, wenn er — um der Mode zu folgen — selber baut, malt, dichtet oder komponiert, Bücher schreibt oder herausgibt. Darum ist es vielleicht kein ganz müßiges Beginnen im Dunkel der allgemeinen Gedankenlosigkeit, in der wir fast alle solche Dinge über uns ergehen lassen, ein kleines Licht anzuzünden und ästhetische Fragen zu betrachten ohne Spitzfindigkeit, ohne Phrasen, möglichst aufrichtig in bezug auf das tägliche Leben.

ERSTES BUCH

GRUNDLAGEN



KAPITEL I

VERGANGENHEIT UND GEGENWART

Die großen Schönheitslehren und Schönheitslehrer haben sich seit den Jahrhunderten antiker Kultur mit dem Begriff auseinandergesetzt, der uns immer wieder zwingt die Eintönigkeit und das Elend des Alltags abzuwerfen. So oft die Schönheit des Lebens, von Feinden und Schädlingen überwältigt, zu ersticken drohte und der Ruf *das Dasein ist traurig, der Mensch ist häßlich* alle frohen Laute übertönte, stand Einer auf, der die Philosophie des Leidens überwand und ihre Schlüsse für Ideen kranker Menschen erklärte. Am Campanile Giottos in Florenz sind neben den sieben Sakramenten die Wissenschaften und Künste symbolisch in griechisch-römischer Gewandung dargestellt. Diese Gestalten beweisen, daß neben der Angst um das Seelenheil im ganzen Mittelalter die Verehrung von weltlichen Helden und Dichtern fortlebte. Die ästhetische Sehnsucht wurde zwar während der herben, Frost gestörten Zeiten eines Vorfrühlings von gelehrten Mönchen und Klerikern eingehegt und konnte nicht aus den Folianten oder humanistischen Gesprächen ins freie Leben, aber das Rittertum entwickelte bei Tjost und Tanz, auf dem Schlachtfeld und auf dem Turnierplatz, unbewußt, im Gegensatz zur Lehre von der Abtötung des Fleisches eine lebendige Schönheit durch seine gesunde und kraftstrotzende Körperkultur.

Aus den Liedern von König Artus und seiner Tafel-

runde, von Kaiser Karl und seinen Paladinen, von Tristan und Isolt klingt so froher Stolz über den Besitz von Kraft und jugendlicher Schöne, daß man genau ersieht, wie praktisch sich das sogenannte *finstere Mittelalter* abfand mit dem Zwiespalt vom schönen Menschen und dem sündigen Leib.

Das Verhältnis der Schönheit zum Leben, ihr Einfluß auf dasselbe und ihr Recht waren Gegenstand tiefer, feinausgesponnener Betrachtungen bei den meisten Denkern, deren Geistesarbeit Furchen im Kulturland ließ und immer neuen Samen zur Befruchtung aufnahm. Die Verkündiger und Reorganisatoren aller Religionen hatten sich bis zu einem gewissen Grade mit dem ästhetischen Problem abzufinden. In der Praxis riefen sie auch dann die Schönheit zu Hilfe, wenn sie theoretisch die Genüsse, die ästhetisches Empfinden bieten mochte, für den Frommen nicht empfehlenswert fanden.

Als der Geist beweglicher wurde, ging der Mensch auf sich selbst zurück, begann den Körper aufmerksamen Auges zu betrachten und entdeckte Proportionen in seinem Gliederbau, wo er bisher nur Sehnen und Muskeln gefühlt hatte. Der ästhetische Sinn erwachte, zuerst in Italien, dann langsam ausgreifend bis zu den Ländern des Nordens.

In der Häuslichkeit, im Bau der Wohnungen machten sich neue Forderungen geltend und die schillernde Fläche des Lebens fand frohe Beachtung. Wo es sich um Macht und Ehrgeiz handelte, zeigten sich selbst Grausamkeit, List, Treuebruch in malerischer Vollendung und im geselligen Verkehr, wie in der Kunst trat eine Sehnsucht

nach Schönheit hervor, die das tägliche Dasein oft nach antikem Beispiel verklärte. Jene Menschen, in denen sich das Grausame und Feine so seltsam vermischte, legten den Grund zu unseren Sitten und unserer Weltanschauung. Einem Mann, wie Benvenuto Cellini erschien die Selbstbeherrschung noch ein Zeichen der Schwäche, während sie der moderne Mensch unter die Grundlagen der ästhetischen Tugend rechnen muß, aber derselbe Künstlerhandwerker, der gewohnt war, seinen Leidenschaften freien Lauf zu lassen, hatte eine so große Achtung vor der Würde der Kunst, daß er auch den kleinsten Gegenstand so schön als möglich und besser als alle Vorgänger zu machen bestrebt war. Cellini ist ein typisches Beispiel für die Begriffe seiner Zeit. In den Denkwürdigkeiten, die er hinterließ, tritt deutlicher als in philosophischen Büchern zutage, wie stark sich das ästhetische Gewissen durch das Studium der Alten und den Anblick ihrer Bildwerke entwickelt hatte, wie gering aber noch sein Einfluß war auf die Milderung der Sitten.

Was wie ein Frührot in Zeiten leuchtete, die trotz ihrer Paläste, Kunstwerke, Gärten und herrlichen Geräte in bezug auf den Alltag des Lebens roh, grausam und kräftig-derb geblieben waren, wird erst zum strahlenden Tag, wenn sich die Kultur von Körper, Geist und Gemüt zur Harmonie des schönen Menschen vereinigt. Daß dieser schöne Mensch die Umgebung zum richtigen Rahmen für sich selbst gestaltet, tritt dann als selbstverständliche Bedingung zum Lebensplan.

Das außerordentlich verwickelte Verhältnis zwischen

geistiger und sinnlicher Schönheitsempfindung, die schier unlösliche und verwirrende Schwesternschaft beider lockte Philosophen und Dichter zur Auseinandersetzung. Genau betrachtet, besteht seit alters eine der Ästhetik feindliche und eine ihr freundliche Richtung, es gab immer Philosophen, die auf Sauberkeit, gefällige Formen, schöne Gespräche hielten, wie solche ungepflegten Bartes und zerrissenen Mantels. Das Problem, ob Schönheitsfreude und Schönheitskultur bestehen dürfen, solang es Armut und Elend gibt, wurde, seitdem die Zivilisation nicht mehr auf Sklaverei beruht, sehr verschieden beleuchtet und beurteilt. Das soziale Gewissen, das sich zu manchen Zeiten religiöses Gewissen nannte, hat sehr bang unter dieser Frage geseufzt und gerade die edelsten Naturen litten darunter. Ja, es gibt wohl kaum eine edlere Natur, die nicht in den Jahren ihrer Entwicklung von diesem Zweifel gequält wurde. Die verschiedensten Menschen empfanden das Qualvolle dieses Zwiespalts. Schönheitsfreudige Zeiten versäumten nicht einen Savonarola zu zeugen, vor dessen Füßen begeisterte Künstler ihren Lebenszweck opferten.

Seit der englische Grandseigneur und Philosoph Graf von Shaftesbury seine Lebensanschauung auf die Ansicht baute, daß der Mensch einen natürlichen Sinn besitze, das Schöne und Erhabene in den Dingen zu erkennen und diese Erkenntnis in sich selbst zu verarbeiten, hat die Richtung der bewußten Schönheitsfreunde ein zielsicheres Forschen und Lösen nicht mehr aufgegeben. Praktisch wie theoretisch schreiten wir auf dem Wege vorwärts, das Schöne zu erkennen

und uns dienstbar zu machen. Immer enger wird das Wort eingekreist und deutlicher erscheint der viel umstrittene Begriff, wenn wir lernen Zeitliches, d. h. Vergängliches von ihm abzulösen. Was die italienische Renaissance aus Platos Gedankenwelt als Stoff für anmutige Gespräche und als Vorwurf für die Werke ihrer Künstler genommen hatte, suchte der englische Denker auf das innere Leben des Individuums anzuwenden. Nach einem Jahrhundert von Religionskriegen und Unkultur fand Shaftesbury sein Vaterland den besten Aufgaben des Menschengeschlechts entfremdet. Roheit des Herzens und Vernachlässigung feiner Sitten gingen nach seiner Meinung Hand in Hand. Empört über das Wesen seiner Umgebung richtete er die Studien auf das einzige Ziel, sich selbst zu verbessern, um dann bescheidenen Maßes auf andere zu wirken. Er verabscheute jedes System und bildete das freie Spiel der Gedanken, in dem er gleich den Philosophen des Altertums trachtete zum Weisen heranzureifen. Schön und gut waren ihm freundliche Begriffe, mit denen er sich in bezug auf das äußere Leben auseinandersetzte, den Freunden, dem König und dem Staat gegenüber. Er gedachte auch als Politiker ästhetisch zu sein und nannte nur die aufrichtige Politik ehrlich in einem Jahrhundert voll Hinterlist und kleiner Kniffe. In demselben Sinn sollte Ruskin später seine Nation auffordern als *gentle nation,* als ein Volk von *gentlemen* zu handeln, nur durch ästhetisches Gefühl an gemeinem Genuß und Gewinnsucht verhindert*).

*) *gentle,* italienisch *gentile* (woher *gentil donna* eine Dame von Stand, altfranzösisch *gentille dame* kommt) hatte den Sinn vor-

Schiller hat von Shaftesbury, mehr als von anderen Philosophen beeinflußt, an der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes weiter gearbeitet. Von England aus wurde Deutschland in diesem Sinn herrlichst befruchtet. Die Bewohner der Insel hatten die Augen voll von allen Wundern der Welt, die sie sich zu Füßen gelegt. Weniger schwärmerisch und nebelhaft als die Germanen des Kontinents, weniger auf rein äußerliches Prunken und Prangen bedacht, als die Südländer, scheinen sie so recht berufen, ästhetische Ideale mit den Anforderungen des praktischen Lebens in Einklang zu bringen.

Während in Zeiten starken, religiösen Empfindens die ästhetische Sehnsucht mit der Frömmigkeit zusammenfällt, sowohl bei höher entwickelten Naturen, als auch im Volksbewußtsein, löst sie sich ab von dieser, sobald der Glaube zu schwanken beginnt und erscheint nunmehr als eine selbständige Form der Andacht, vielleicht als einzige Rettung und Erlösung im Schiffbruch der Lebensgrundlagen bei metaphysisch Angelegten.

---

nehmer, anmutsvoller und sanfter Art. Im Mittelhochdeutschen wurde derselbe Begriff durch das schöne, heute seiner Würde entkleidete Wort *Milde* bezeichnet. Er erhielt sich in der englischen Sprache in dem wundervollen, vieldeutigen Wort *gentleman*. Dies ist kein Adelsprädikat, kein engumgrenztes Lob, wie *edler Mann, guter Mann,* es ist ein ästhetisches Wertzeichen. Ein guter Mann etwa kann irgend eine Häßlichkeit begehen, sie bereuen und nach wie vor ein guter Mann sein. Ein gentleman kann nichts Häßliches begehen, es kann ihm nicht einfallen, in dem Sinne nicht, in dem es Leuten von Welt nicht einfallen kann, sich zu irgend einer Gelegenheit falsch zu kleiden.

Pathetisch ist es dann, wie das verarmte Herz sich an die neue Hoffnung klammert. Die leidenschaftliche Schwärmerei für Natur in der Aufklärungszeit, ihr naiver Glaube an die Tugend des Menschen als an eine reale Schönheitserscheinung, der Sinn für den *beau geste* sind charakteristisch für solche Denkart. Als Diderot die Aufsätze des vornehmen Ästheten Shaftesbury in das Französische übersetzte, um sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen, galt Bürgertugend im Sinn römisch republikanischer Tragödien für das einzig Verehrungswürdige; als aber Schiller den *Schönen Menschen* mit der pathetischen Art seines Temperaments verkündete, schien es, als ob der Glaube an Schönheit der einzig Lebendige geblieben sei.
So bald sich der Gehalt an Schönheit in einer Lehre verflüchtigte, starb der religiöse Enthusiasmus, der eigentliche Lebensspender des Glaubens und es blieb nichts übrig, als die nüchterne Moralvorschrift, die auch ohne Liebe und Hoffnung bestehen kann. Nur das ästhetische Motiv, jede Handlung auf das Schöne ihrer Beweggründe, ihrer Ausführung und ihrer Folgen hin zu beurteilen, gab ein Ideal, das Frohsinn, Begeisterung, ja Fanatismus erzeugen konnte. Die Philosophie Schillers verband sich mit dem Urgedanken des Christentums, daß fremdes Glück, gleich eigenem Glück, fremdes Leid, gleich eigenem Leid fühlbar sei, obwohl sie wie Shaftesburys Weltanschauung sich frei aus den Lehren der Antike und aus modernem Idealismus entwickelt hat. Mit edler Einfachheit ist der Grundsatz ästhetischer Taten in dem Wort des Griechen Karneades

ausgedrückt: *Wie die Weihrauchbüchsen noch lange, auch wenn sie leer sind, ihren Duft behalten, ebenso lassen schöne Handlungen in der Seele der Weisen eine frische, angenehme Erinnerung, durch die eitel Freude genährt wird.* Die Freudigkeit der Künstlernatur, wie jene des ungeheuchelt Frommen oder des Philosophen, der sich den antiken Mantel um die Schultern warf, oder des Patrioten, der von Römertugend sprach, sind charakteristisch für dieses Stadium der Schönheitsfreude, wo ästhetisches Empfinden zwischen dem Vorhandenen und dem als wünschenswert Erkannten vermittelte.

Im 19. Jahrhundert galt die ästhetische Philosophie für eine Spielerei von Dichtern und Schöngeistern, ihr wissenschaftlicher Teil fiel in das Grenzgebiet der Philologen. Die ernsten Männer forschten, erfanden oder zimmerten am Staatsgebäude, viele taten sich sogar etwas zu gut darauf, ohne den Flitterkram von Schönheit und Kunst auszukommen. Was Shaftesbury — der nun beinahe vergessene Denker — in einem Freundesbrief *) vorher gesagt hatte, daß von England eine neue Ära der Kunstfreude und Begeisterung ausgehen werde, begann sich aber in diesen sonst der Schönheit abgewandten Zeiten langsam zu erfüllen. Ruskin kämpfte mit ebenso flammender Liebe und eiserner Ausdauer für Dinge, die ihm wahrhaft schön dünkten, wie seine puritanischen Vorfahren für ihren Glauben gestritten hatten. Es fand sich eine Anzahl von Männern, praktisch sowie künstlerisch veranlagt, die eine Wiedergeburt der Gotik anstrebten.

*) 6. März 1712. Von Neapel an Mylord . . . (wahrscheinlich Lord Sommers).

Voll Ehrfurcht vor der Holdseligkeit altenglischen Rittertums in Dichtung, Malerei und Architektur, aber angeekelt und empört über die langweilige Prosa der *early Victorian* Periode, dichteten und malten sie Werke, die den Schönheiten des Mittelalters viel feiner nachempfunden waren, als die Erzeugnisse einer ähnlichen Richtung in Deutschland. Sie waren durchgeistigter und vornehmer als ihre Zeitgenossen auf dem Festlande und namentlich weit entfernt von jener etwas possierlichen Hausbackenheit, die unsere Butzenscheibenlyrik und den ganzen Stil der sogenannten *Altdeutschen Einrichtung* auszeichnet. Man vergleiche nur die Bauten der Neugotik in England mit dem Wittelsbachpalais in München oder dem Schloß in Neubabelsberg bei Berlin, man betrachte die frühen Arbeiten gotischen Stils, die Burne-Jones und Morris anfertigen ließen, neben den traurigen Erzeugnissen deutscher Industrie, die Makarts Atelierstil hervorrief. Jedoch auch die geschmackvollsten nachempfundenen Arbeiten genügten den englischen Künstlern nicht mehr, als sie durch Ruskins Vorträge und Schriften auf den tiefen Zusammenhang zwischen Kunst und Leben aufmerksam wurden. Sie wahrten ihre Ehrfurcht vor der vollendeten Schönheit vergangener Zeiten, vor der Aufrichtigkeit naiver Technik darin, aber sie versuchten, geschult durch diese Ehrfurcht, ihre Kunst weiter zu entwickeln, statt nur getreulich nachzuahmen.

Ohne Ehrfurcht vor den Schätzen der Vergangenheit und ohne den Mut, auch der Gegenwart ins Auge zu sehen, ist wahres Künstlertum nicht möglich. Diese

Ehrfurcht und diesen Mut besaß in hohem Grad der einflußreichste englische Künstler, dem England und indirekt auch Deutschland auf dem praktischen Gebiet der Ästhetik am meisten verdanken. William Morris, der zierliche Reimschmied, verschmähte es nicht, bei den verschiedensten Techniken und Gewerben selbst Hand anzulegen, Handwerk und geistiges Schaffen harmonisch zu verbinden. Wir sehen ihn in seinem Glaswerk den Blasebalg treten, den Schmelzgrad des Glases bei seinen Fliesen überwachen, verschiedene Arten des Druckes für Tapeten probieren, und in der Druckerei Pinsel, Feder, kurz die verschiedenartigsten Werkzeuge handhaben. Während Ruskin — wie einst Schiller in Deutschland — das Glück durchdachter Handarbeit pries und in herrlichen Worten erhob, bestätigte Morris diese Theorie im Kreise seiner Anhänger und Freunde. In höherem und edlerem Maße schienen die Tage Benvenuto Cellinis wiedergekommen. Ein kühnes Wagnis war es zu einer Zeit, die noch der Hände Arbeit für einen vornehmen Mann verachtete und dekorative Tätigkeit für einen Zeitvertreib kleiner Mädchen ansah. Morris betrachtete es als Grundbedingung, daß die Architektur mit der Landschaft verbunden sei und stellte damit eine Ansicht in die Welt, die heute selbstverständlich erscheint, aber damals, als er sie zuerst aussprach, unerhört klang.
Die soziale Frage dringt so mächtig in den Alltag, daß die Altruisten leichten Herzens im Sinne Tolstois behaupten, für Schönheit und Kunst sei weder Zeit noch Raum auf der überfüllten Erde und Umstürzler

aller Art, die nur einzureißen vermögen, drängen den Ästheten zur Seite, der aufbauen will, aber seine Stimme ist stark und tönt so wohltuend in das Hämmern, Rollen und Pfeifen des täglichen Treibens, daß immer mehr Leute stehen bleiben, um zuzuhören, nachdem einige zu lauschen begannen. Man spricht wieder vom ästhetischen Problem, man streitet darüber. Die moderne Welt der Arbeit sucht sich mit den Forderungen der Schönheit auseinanderzusetzen. Mit dem Vertiefen und Verallgemeinern des naturgeschichtlichen Verständnisses, mit der Erweiterung des historischen Gesichtspunktes scheint dieses vielleicht nie ganz lösbare Problem, das der Menschheit aufgegeben ist, weniger qualvoll zu werden. Schönheitsfreude wie -pflege wird wohl bestehen dürfen, weil sie bestehen muß, weil sie mit den herrischen Gesetzen des Lebens zusammenhängt. Nur die Art dieser Freude und Pflege kann bis zu gewissem Grad einer Führung unterliegen, die sie dem sozialen Gewissen versöhnt. Diesem Ziel strebt die moderne ästhetische Philosophie immer bewußter zu und zwar mit der Tat wie mit dem Wort. Ihr Bestreben treibt schon überall kräftige, vielversprechende Knospen und es ist eine Freude gerade jetzt zu leben, wenn man diesen Lenz mit Liebe betrachtet.

KAPITEL II

VOM SINNLICHEN IN DER ÄSTHETIK

Schönheitsfreude ist eine Davidsharfe, die stillt und beruhigt, wenn sie auch nicht immer und nicht allen Genesung bringt. Wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß Glück und Unglück, ebenso wie Güte und Schlechtigkeit der Menschen ausschließlich von den Vorstellungsbildern abhängen, die vor dem inneren Auge entstehen und dort Lust oder Unlust erzeugen. Überall wohnt unbewußt die Sehnsucht, Schönes zu schaffen und zu genießen. Die Jagd nach dem Glück ist im Grunde nichts anderes, als der tatgewordene Ausdruck dieser Sehnsucht. Geld und neuerdings auch Bildung erscheinen als Schlüssel zu dem Reich des Glücks. Doch wir überschätzen ihre Kaufkraft. Viel wissen steht ebenso ohnmächtig, wie viel besitzen dem Gefühl des Hungers gegenüber, sich in harmonischer Schönheit auszuleben, wenn das Gemüt weder Kraft noch Talent besitzt, schöne Vorstellungsbilder zu schaffen. Sobald das Gemüt diese Fähigkeit hat, ist es möglich, mitten unter den schwersten Anfechtungen und Leiden, Glück zu empfinden, ja Glück auszustrahlen.

Es gibt Krankenstuben, in die man eintritt mit dem Gedanken trostreich zu sein und aus denen man selber getröstet von dannen geht. Beispiele großartiger Natur, daß einzig und allein die Vorstellungskraft einen Menschen beseligen kann, sind etwa Helen Keller, die blinde Taubstumme, die kürzlich ein Buch über den Optimismus

geschrieben hat und Hieronymus Lorm, der von ähnlich schwerem Schicksal getroffen, ebenso wie das tapfere Mädchen in einer schönen Idealwelt freudig schaffend lebte. Helen Keller lernte alle Herrlichkeiten der Dichtkunst lieben, ja sie lernte, mit den Fingern tastend, die Anmut einer griechischen Siegesgöttin genießen. Ich begegnete einmal einem blinden Kunstfreund, der viele Museen bereiste und überall die Erlaubnis bekam, durch Berührung die Statuen zu bewundern. Dabei fühlte er sich — wie er selbst sagte — vollkommen glücklich. Die Vorstellung des Schönen wirkt so stark in solchen Menschen, daß sie entschieden beneidenswert sind im Vergleich zu vielen, die mit gesunden Sinnen durchs Leben gehen und dennoch weder sehen, noch hören, sondern nur häßliche, quälende oder öde Vorstellungen in sich tragen.

Der ästhetisch Tugendhafte, dessen Gemüt Schöpfungen der Schönheit bewohnen, strahlt Glück um sich aus. Er kann gar nicht anders und braucht deshalb keine besonderen, vorsätzlich bedachten guten Werke zu tun. Er schlichtet, versöhnt, belebt schon allein durch seine Anwesenheit. Die Macht der unwillkürlichen Gedankenübertragung wird noch lange nicht genug beachtet und eingeschätzt. Sonst würde als erste der Pflichten die Pflicht ästhetisch glücklich zu werden, angesehen, denn ohne sie zu erfüllen, können wir niemals andere beglücken. Vielleicht scheint es herzlos, von einer Pflicht des Glücks zu sprechen, mitten in dem heißen, bitteren Leben. Ich möchte nie einem Schwergebeugten Vernunft predigen. Es ist dasselbe, als ob man einem Fieberkranken

zuriefe: *So mach' doch, daß Du gesund wirst!* Nicht durch Predigten, sondern durch gutes Beispiel allein kann man zur Heiterkeit bekehren. Das Lächeln eines guten Menschen baut Brücken über die fürchterlichsten Abgründe.

Erfreulicherweise sind nicht nur kranke, sondern auch gesunde Gedanken übertragbar. Es gibt eine ansteckende Gesundheit, Heiterkeit, Zuversicht, ebenso wie es eine ansteckende Krankheit, Melancholie, Angst gibt. Die Gedanken sind nicht an das denkende Wesen gebunden. Wir atmen unsere Vorstellungen aus und ein. Auf diesem Gesetz beruht das geheimnisvolle Wesen, das wir Kollektivseele nennen. Starke Vorstellungen, wie z. B. die Angst, die ja auch äußerlich sichtbar in kalten Tropfen auf die Stirne tritt, lösen alsbald solche Zwangsvorstellungen bei den Anwesenden aus, daß die Kollektivseele von Panik ergriffen wird. Aber auch starkes Begeistertsein, Bewundern, Wollen überträgt mit Macht die Vorstellungsbilder und zeigt sich in Beifall, Einigkeitsgefühl und jenem blinden Gehorsam, mit dem die Menge anerkannten Führern folgt. Das Schöne kann also Einfluß von unberechenbarer Gewalt bekommen, sobald eine immer wachsende Zahl willenskräftiger Menschen im Stande ist, harmonische Vorstellungsbilder in sich und damit in anderen zu wecken. Nur echtes Glücksgefühl kann echtes Glück erzeugen, wie nur Liebe neue Menschen bilden kann. Alle künstlichen Versuche, Befriedigung vorzutäuschen, sind nichts anderes, als das faustische Experiment, das keinen *homo*, sondern nur einen *homunculus* hervorzubringen vermochte.

Der griechische Mythus vermählte Venus mit Vulkan — die Zeugungskraft der Liebe mit der Zeugungskraft der Arbeit. Die Göttin der Sinnlichkeit umfing bräutlich den Gott künstlerischen Schöpfertums. Dies war ein Gedanke feinster Beobachtung. Beide gehören wirklich unlösbar zusammen. Die schnöde Heuchelei, die solches leugnet, führt nur zur Ohnmacht und Unfruchtbarkeit auf jedem Gebiet.

Die Sinnlichkeit kann veredelt werden. Es ist töricht, ja eigentlich unmöglich, ihr Dasein aufrichtig zu leugnen, ebenso, wie wir den Tod nicht wegleugnen können. Niemand braucht sich seiner Sinnlichkeit zu schämen, ebensowenig, wie wir uns schämen, daß wir sterben müssen. Aber beide, Tod und Sinnlichkeit, wollen, daß wir schaffen. Die ästhetischen Rauscherscheinungen des menschlichen Fruchtbarkeitsdranges lassen sich in ihren Gesetzen studieren, wenn wir drei seiner merkwürdigsten, auffallendsten Offenbarungen vorurteilsfrei und kühl zergliedern. Die erste ist die naturgewollte und einfache, die fast jedem Sterblichen bekannt wird. Wir teilen sie wahrscheinlich mit allen höher entwickelten Lebewesen der Erde. Die beiden anderen sind künstlich hervorgebracht. Auch diese ästhetischen Rauscherscheinungen befolgen die einfachen Gesetze, wenn auch zu höheren Graden gesteigert.

Von Liebesschwärmerei ergriffene Menschen werden sofort von einem Drang nach Schönheit erfaßt, der sich oft rührend äußert. Die Welt wird ihnen plötzlich zum herrlichen Schauspiel, alles erscheint wie ein überfirnißtes Bild, das früher tote, eingeschlagene Farben

hatte, nun aber leuchtet. Außer dem Drang sich selbst zu schmücken, tritt auch mit elementarer Gewalt die Sehnsucht hervor, in schöner Rede zu prangen. Dialekt sprechende Leute suchen sich gewählt auszudrücken, allgemein äußert sich der Wunsch der Verliebten, in Versen dem Sturm der Gefühle Luft zu machen. Dann weitet sich das Herz, allgemeines Wohlwollen belebt und erwärmt. Man sieht alles schön, will selbst schön sein und der dumpfe Drang verlangt, Schönes schöpferisch zu spenden und zu erzeugen. Selbst der banalste Mensch kommt sich gehoben vor und der schlechteste wird fähig, Güte zu empfinden. Geht die Liebe in Verzückung über, so glaubt der Beseligte zu schweben und die Erde tief unter sich zu lassen. Doch nun beginnt ein sehr merkwürdiges Umkippen der Gefühle, Überhebung reißt den Verliebten gleichsam von allen anderen Menschen los; alle, die er im Anfangsstadium seines Zustands mit Wohlwollen und Wohlgefallen betrachtete, erscheinen häßlich und gering im Vergleich zum auserwählten Wesen und zur eigenen Wichtigkeit. Jene besondere Spielart des Hochmuts, die großen Künstlern nicht fremd ist, kennzeichnet das verzückte Stadium der Liebe.

Wenn nun dieser phantastisch sinnliche Trieb auf Umwegen durch künstliche Mittel veranlaßt wird, seine Stücke zu spielen, ist die Aktfolge genau die gleiche. Im Haschischtraum und im Traumzustand der Mystiker erscheint zuerst die Umgebung, die Landschaft herrlich vollendet oder der Verzückte glaubt sich in himmlischem Gefilde, das wunderbar ausgeschmückt wird

durch seine Phantasie. Er selbst ist strahlend schön und bildet oft eine Lichterscheinung. Die gewöhnliche Sprache genügt ihm nicht, er redet in Bildern, in fremden Zungen oder glaubt sich in Musik auszudrücken. Unendlich beseligende Liebe für alle Geschöpfe erfaßt ihn sodann. Sie erscheinen ihm heilig und schön, der wärmsten Gefühle wert. Doch endlich kommt auch hier das unheimliche Überspanntsein der Sinne. Der Berauschte glaubt zu fliegen, die von seiner Phantasie geborene Welt entfremdet ihn der soeben noch bewunderten, deren Freuden er nun als armselig belächelt. Er ist groß und übermächtig, er fühlt sich Gott.

Daß diese ästhetischen Rauscherscheinungen sich also mechanisch entrollen, deutet auf den gemeinschaftlichen Ursprung und warnt vor gefährlichem Dünkel. Venus und Vulkan sind Gatten, der Fruchtbarkeitstrieb der Sinne und des Geistes entspringen ein und derselben Sehnsucht nach Schöpfertum. Schönheitsvorstellungen, die sich bis zur Verzückung steigern können, sind die notwendigen Begleiterscheinungen und entwickeln sich mit ihrer Wechselwirkung auf die moralische Weltanschauung stets nach demselben Schema. Es war deshalb vollkommen folgerichtig, daß diejenigen Fanatiker, die ein Abtöten, ein Absterben des Fleisches forderten, jede auch die anscheinend harmloseste Schönheit und Schönheitsfreude flohen, daß ein Kirchenvater das Vergnügen an Blumen verdammte, daß endlich Asketen in die Wüste zogen. Aber auch in der Wüste konnten sie den Schönheitsvorstellungen der eigenen

Phantasie nicht fliehen. Diese Vorstellungen griffen alsbald zurück auf allerlei sinnliche Sehnsucht. Nur die Befriedigung des geistigen Fruchtbarkeitsdranges, das Schaffen lebendiger Gebilde in irgend einer Art kann von sinnlicher Sehnsucht bis zu einem gewissen Grad erlösen. Besser als die Wüstenheiligen haben Künstler und Philosophen das Fleisch getötet, um zu übersinnlichen abstrakten Schönheitsharmonien vorzudringen.

Einen der Hauptgründe der gewissen scheinbar natürlichen Feindschaft zwischen sinnlich erfreuender Schönheit und reiner Moral bloßzulegen, ist sehr schwer, aber außerordentlich interessant. Das menschliche Zeugungsvermögen — geistig und leiblich — ist eine jauchzende Kraft. Weil nun der Schönheitsinstinkt mit dieser doppeltmächtigen jauchzenden Kraft unlösbar verwandt und verquickt ist, muß er vor allem verehren und vergöttern, was stark und kräftig ist. Sinnlichkeit ist der Sitz der Phantasie und die Prinzessin Phantasie verliebt sich in den, der kräftig genug ist, sie zu vergewaltigen. Die Literatur wird vornehmlich durch diesen Zug beherrscht. Ihre höchsten Erzeugnisse verehren die Kraft. In den ältesten Dichtungen wird bis ins Unendliche das ästhetische Moment starker Schwerttat verherrlicht, später erscheint die Kraft der großen Liebe, des großen Hasses. Eine Liebe mag nach den herrschenden Moralbegriffen verbrecherisch sein, sie gilt dem ästhetischen Gewissen als Ding von Wert, wenn sie groß und stark ist, während harmlose, aber schwache Liebelei vor seinem Forum verworfen

wird. Ein Haß mag zu grauenhaften Folgen führen, je grauenhafter, gewaltiger er auftritt, desto ästhetisch wertvoller wirkt er. Nicht Verweichlichung, wie allgemein angenommen wird, sondern eine besondere Art der Härte ist von demjenigen zu fürchten, dessen ästhetisches Gewissen nicht durch das moralische Gewissen vervollständigt wird.

Wie aber wirkt moralische Überzeugung, die von ästhetischem Empfinden unbeeinflußt bleibt?

Vor allem verliert das Urteil über Welt und Menschen jeden großen Zug. Es verliert sich ins Kleinliche, wird starr, leblos und kalt. Es fehlt das Feuer, die Kraft, der jauchzende Glaube, die zeugende Leidenschaft. Auf allen Gebieten verflacht und verkümmert Kunst wie Leben. Der folgerichtig amoralische, aber ästhetische Mensch läßt sich am besten durch gewisse Renaissance-Charaktere personifizieren, der folgerichtig Moralische, aber ohne ästhetisches Gewissen Dahinlebende durch die Philister aller Zeiten. Als glänzende Beispiele eines schönen und harmonischen Durchdringens von ästhetischem und moralischem Gewissen, offenbart durch Leben und Schrift möchte ich Marc Aurel und Schiller nennen. Gewisse literarische Strömungen suchten allerdings die Schwäche, Sanftmut und Demut auf Kosten der rohen Kraft zu feiern. Die indische Literatur bietet solche Beispiele und beeinflußte in diesem Sinn den Orient bis nach Rußland. Hierher gehört manche Heiligenlegende, manche Sage und die ganze Empfindungsseligkeit des 18. Jahrhunderts, endlich eine gewisse moderne Gefühlsüberschwänglichkeit. Doch es ist be-

merkenswert, daß nur solche Erzeugnisse künstlerisch wertvoll blieben, die — wenn auch mit Umwegen — die Kraft priesen. Heroische Duldung, entsagender Stolz, die passive Widerstandsfähigkeit unentwegter Demut oder Dienstbarkeit sind ihr Inhalt, alle Karyatidentugenden, die Welten stützen können mit ihrer tragenden, ertragenden Kraft.
Die sinnlich wahrnehmbare Schönheitswelt offenbart sich vor allem in Form und Farbe, die oft unzertrennlich im Bewußtsein leben. Die Form kann sich jedoch in gewissem Sinn von der Farbe emanzipieren und bildet oft leise, fast unmerklich den Übergang zu den sinnlich nicht wahrnehmbaren Erscheinungen der Schönheit. Geheimnisvoll und innig verwandt mit Liebeskraft und Liebeslust wird die Freude an der Farbe zum Lockruf der Sinne. Geheimnisvoll und innig verwandt mit dem höchsten Ausdruck geistigen Könnens ist die Freude an der Form. Schaffenskraft und Schaffenslust lebt in ihr mit heiligem Feuer.
Die Erfindung reiner geometrischer Formen hatte etwas Göttliches und Hehres, etwas, das über die Erde hinausdeutete. Jene reinen Formen, wie Kreis, Dreieck und Quadrat waren bei allen Völkern mystisch gedacht und den Göttern geweiht. Eine majestätische Hymne an die Göttlichkeit der Form sind die ägyptischen Pyramiden, das Todesheim von Königen. Im Süden ist der Unterschied von Sonnenlicht und Schatten jäh, unvermittelt abgegrenzt mit geometrischer Schärfe — wie bei uns nur an sehr heißen Sommertagen. Wenn dort auf dem hellen Boden Tempel und Pyramiden ihre

Schattenrisse warfen, mag in dem arbeitenden Gehirn der Weisen der Gedanke vom heiligen, göttergezeichneten Dreieck aufgekeimt sein, der erste philosophische Zusammenhang von Form und Idee. Die Wirkung der Farbe ist unmittelbar und sinnlich, ihr gehört der bunte Reigen, der Traum und Taumel des Dionysos. Aber die Form, die Kraft und Macht zu schaffen, zu meistern und zu begrenzen, gehört in das rein geistige Gebiet des Menschen, in sein apollinisches Wesen.

Seit Jahrtausenden baut die Biene ihre vollkommene achteckige Zelle, ohne das geringste daran zu ändern. Der Mensch dagegen war schon auf der primitivsten Kulturstufe, ein Formenkünstler ersten Ranges. Es gibt keinen Gegenstand des täglichen Gebrauches, dessen Form er nicht mannigfaltig zu entwickeln wußte, mit Mühe zum Fortschritt zielend, knetend und bildend im Sinne der Schönheit. Das Kneten und Bilden ist die Leidenschaft des Kindes. Wachsendes Entzücken an der Form, Verständnis für deren Schönheit und Einfachheit ist der Gradmesser, ob das psychische Klima eines Volkes gesund ist. Der Geist bleibt armselig, wo armselige Formen gedacht und geschaffen werden. Wenn sich Krankheitsstoff im Denken ansammelt, offenbart er sich durch Verzerren oder Überladen, wie bei gewissen Tempelbauten, Kirchen und fürstlichen Palästen. Wenn aber irgend eine Harmonie im Dasein entsteht, weiß sie sich auszudrücken in einer neuen Harmonie der Form. Diese neue Harmonie ist der Grundriß jeder neuen Stilart, die immer eine Schattierung des Gefühls in der Form siegreich durchführt. Das innerste Geschehen in der Seele der

Menschheit projizierte sich nach außen in die Form der Sprache, in die Form der Bau- und Bildwerke, die von Jahrhundert zu Jahrhundert eine großartige Autobiographie des Erdengeschlechtes darstellen. Eine Autobiographie, die an Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Man kann einen gewissen Antagonismus, einen Wettstreit zwischen Farbe und Form, zwischen Gefühl und Gedanken in der menschlichen Kunst verfolgen. Einen Wettstreit voll Wechselwirkungen, wie derjenige zwischen den Geschlechtern. Der Ruhepunkt idealer Vereinigung, in dem beide Mächte — gleichsam liebesdurchdrungen — einen vollkommenen Akkord bilden, wird immer wieder erreicht und immer wieder verlassen. Vor und nach diesem Idealzustand streitet die weichere Farbe mit der strengeren Form, wird von ihr unterdrückt oder überwuchert sie, wie die Traumphantasien mystischer Zeiten den logischen Gedanken. Den hehrsten Tempeln war die Farbe nicht versagt, aber sie diente nicht dazu, über die Form hinwegzutäuschen, sondern sollte derselben nur Nachdruck und Ausdruck verleihen. Zu diesem Zweck und nicht um das Leben nachzuäffen, wie es die Wachsfiguren tun, wurden im Altertum die Statuen bemalt, denn die Ehrfurcht vor der Natur besteht nicht darin, ihr Affe zu sein gleich jenem Helden des Malvirtuosentums, den die Italiener *Scimmia della natura* nannten. Die ersten Gemälde bestanden aus Zeichnungen, die durch gewisse Farben gehoben waren, um die reine Form zu erläutern. Diese kehrte immer in denselben einfachen Linien zurück, denn trotz der reichen Fülle von

kleinen Verschiedenheiten ist die Natur sparsam mit ihren Motiven.
Die Menschheit mußte einen langen Weg zurücklegen von dem tastenden, mystischen Drang zu formen und zu kolorieren bis zu den Trauben des Apelles, an denen die Vögel picken wollten, einen Weg, der von dem Gipfel mystisch reinen, künstlerischen Empfindens aus bergab zu gehen scheint. Die reine Form, der die Farbe nur als Symbol zu Hilfe kommt, berührt so edel und hehr, weil sie jede Sinnestäuschung verschmäht und ein Gebilde hervorruft, das neben oder über den Gebilden der schöpferischen Natur sein Lebensrecht behauptet. Eine vollkommen schöne und deshalb vollkommen zweckmäßige Säule erinnert an einen Baum, aber sie kopiert ihn nicht. Ihre Schönheit ist selbständig, vollberechtigt neben der Schönheit des Baumes, sie redet noch eindringlicher zu unserem Herzen, weil sie von Menschen geschaffen ist und weil sich dieses stolze Gefühl an das Entstehen ihrer Form knüpft.
Der Streit um die Form, der von jeher heftig entbrannte in den Zeiten geistiger Bewegung, ist der Krieg der Kulturträger gegen ihre Unterdrücker. Er ist der eigentliche Streit um die Schönheit, die man immer wieder erklären will. Kann man die Schönheit eines Dinges beweisen wie einen mathematischen Schluß? Wo ist die Norm, wo das Maß, wo ein gerechter Richter? Die Schönheit liegt für die Gegenwart vielleicht in dem Ausscheiden des Überflüssigen, aber wer sagt uns, worin das Überflüssige in jedem einzelnen Falle besteht? Die schönste Form ist wohl diejenige,

die das wichtigste in möglichst einfacher, einleuchtender Art ausdrückt.
Doch können wir von dem Orientalen, dem reiche Bildersprache natürlich, einfach und selbstverständlich dünkt, verlangen sich lapidarisch auszudrücken, wie ein Römer des Altertums? Es besteht eine auffallende Verwandtschaft zwischen dem Sprachbau und der Architektur bei allen Kulturvölkern. Überschwenglicher, bis zum Ungeheuren gesteigerter Reichtum in Indien, Maß und Wohllaut in Griechenland, Majestät in der Sprache wie in den Bauten der römischen Republik. Je nach Landstrich, Klima, Rasse und Jahrhundert vollständig entgegengesetzte Ansichten über das Notwendige, das Überflüssige, das Selbstverständliche und folglich über das Schöne. Doch immer ein göttliches Ringen nach Form.
Vielleicht gibt es ein einziges, einfaches Maß der Formschönheit, das alles überdauern kann, einen sicheren Standpunkt, von dem aus das Verwirrte übersichtlich erscheint. Sollte dieses Maß, dieser Kanon der ewig giltigen, unantastbar schönen Form nicht der schöne Mensch sein? Was in einen vollendet schönen Körper einstimmt, kann nie häßlich wirken. Wer Aktstudien zeichnet, lernt sehen, weil das Ebenmaß der menschlichen Glieder die natürliche Stimmgabel für unsere Formenempfindung ist. Über weibliche Schönheit sind allerdings in verschiedenen Ländern und Zeiten die Meinungen verschieden, bald wird übertriebene Körperfülle, bald Magerkeit geschätzt, und die Verwirrung über den Idealbegriff noch dadurch gesteigert, daß die

Frauen durch irgend etwas Besonderes in der Figur — wie durch schlanke Taille, schmalen Fuß, üppige Brust — auffallen wollen. Denn vom Auffallen zum erotischen Gefallen ist nur ein Schritt. Der sinnliche Reiz verwirrt das Wohlgefallen an der reinen Form. Deshalb wird die reine Form, der Schönheitskanon mit größerer Sicherheit bei dem harmonisch gebauten Mann gefunden. Weil für diese ideale Einheit die Griechen wohl die tiefste Empfindung hegten, ist die griechische Kunst erfüllt von dem Symbol der Ruhe, des Erreichten, der Vollendung und Vollkommenheit. Tempel, die Statuen schöner Menschen als Götterbilder enthielten, mußten auf diese Einheit gestimmt sein, während die Wohnungen von Göttern, die ins Fratzenhafte verzerrt sind, die als vielköpfige oder vielarmige Ungeheuer dargestellt werden, wie die indischen Götzen, bei aller Großartigkeit und Pracht, einen schwülen, Schwindel erregenden Eindruck machen. Die größte Freude an der Form ist der Friede. Er wohnt in allen Schöpfungen, die zu schönen, vollendeten Menschen gehören. In den Fesseln der Form verwandelt sich das Gemeine und das Häßliche der Leidenschaften in hoheitsvolle Schönheit, in den Grenzen der schönen Linie findet nichts Störendes Raum, nichts Überflüssiges, nichts Verletzendes. In der Form lebt der Geist, er bildet sie nach seinem Willen und seiner Kraft.

Alle Lagen, ja fast alle Stunden des Lebens bieten Gelegenheit, das Friedlose der häßlichen, unruhigen Form oder das Friedenbringende der reinen Form zu empfinden. Wie etwa ein antiker Sessel das ruhsame

Zurücklehnen in die Vorstellung zaubert, oder wie der Anblick einer schlanken Amphore sogleich die Vision des schlanken Mädchens erweckt, auf dessen Haupt sie anmutsvoll getragen wird, so rufen Dinge von erhabener und reiner Form stets Gedankenreihen im empfänglichen Menschen wach, die seine Seele mit Frohsinn erfüllen.

Ergänzend zu der Einheit des Maßes, die in Harmonie mit dem menschlichen Körper steht, zeigt sich ein zweites allgemein giltiges Kriterium der schönen Form. Sie muß im Einklang mit dem Klima und mit der Eigenart ihrer Umgebung sein. Blindes, törichtes Verpflanzen von einem Landstrich in einen anderen gibt ein melancholisches, manchmal aber auch gezwungen komisches Bild. So wurde die Fassade eines venezianischen Palastes nach Weimar geschafft und dort an die Außenwand eines Museums geklebt. Es ist beinahe pathetisch anzusehen, welches Heimweh aus dem Antlitz dieser Fassade spricht. Andere Länder, andere Götter! Die Form muß organisch aus dem Boden wachsen und Anklänge an das Vaterland verleihen ihr allein den Hauch des Lebens. Die zarte Muschelpracht venezianischer Paläste ist schaumgeboren. Nordische Gotik mit dem spitzigen tropfenden Filigranwerk, das immer und immer wieder an Eiszapfen erinnert, ist ein steingewordenes Wintermärchen. Die scharf profilierten, einfachen Linien des griechischen Gebirges klingen wieder in Giebel und Architrav. Des Urwalds wundersame Wildnis spiegelt sich in den indischen Tempelbauten. Als göttlicher Seher kündet der Mensch von Jahr-

hundert zu Jahrhundert die Geheimnisse der Form, die im dunklen Schoß der Natur nach Ausdruck ringen und erklärt ihre großartigen aber für unser Verständnis unklaren Sprüche nach dem Maß schönen Menschentums.

Winckelmann sagt in dem Buche über die Kunst der Griechen: *Die Farbe trägt zur Schönheit bei, aber sie ist nicht die Schönheit selbst, sondern sie erhebt dieselbe überhaupt und ihre Formen.* Damit ist das Wesen der Farbe im Geist der Antike umrissen. Wir sind zu tief in die Geheimnisse der Sinnenwelt eingedrungen, um Genüge bei den Worten des Griechenfreundes zu empfinden, uns reizt vor allem die mystische Bedeutung der Dinge. Was ist die Farbe der Natur? Sie ist das Symbol des Lebens, sein Sieg, sein lauter Triumph, sein starres Gesetz. Denn in ihren Tönen liegt der Lockruf der Liebe. Farbe und Duft enthalten das Gebot, die Fackel des Lebens nicht ausgehen zu lassen, sie gebieten über die Sinne, Farbe und Duft sind ersonnen und eingesetzt, um die Erde als ungeheures Brautgemach zu rüsten, alle bunten Blüten sind Lippen, die nach Küssen schmachten. Nicht nur die uns bekannten Schmetterlinge und Käfer locken zur Liebe mit dem Reiz ihrer grellen Buntheit und zierlichen Zeichnung, unter der vergrößernden Linse zeigen die kleinsten Mücken eine königliche Pracht schillernder Farben. Denn die Farbe ist es, die eine selbständige Sinnlichkeit, eine Wahl gestattet, einen verfeinerten Liebesinstinkt erzeugt und züchtet.

Dieses primitivsten Mittels hat sich die Natur auch dem Menschen gegenüber bedient, um sinnlichen Anreiz zu

schaffen. Die Freude am Bunten und grell Hervorleuchtenden steht unbewußt mit erotischen Gefühlen im Zusammenhang. Wo die Natur mit ihrer Farbenpracht bunt, laut, aufdringlich wirkt, wie in südlichen Ländern, ist der Mensch glühend sinnlich. Wo ihre Töne verschleiert, sanft erscheinen, mehr zu kühleren Schattierungen als zu kräftigen Gegensätzen neigen, in gemäßigter Zone wird die Sinnlichkeit mäßiger. Sie sinkt bis zu träumerischer, fast wunschloser Sentimentalität herab in Ländern, wo graue Nebel die Farbenpracht stumpf und dumpf erscheinen lassen. In den Sitten und Gebräuchen der Völker erkennt man den Sinn, der von Natur aus ursprünglich der Farbe beigelegt ist. Abkehr von der Welt, Verachtung der Sinnenfreude, Witwentum wird immer symbolisch durch eine Absage an die Farbe ausgesprochen, durch Umhüllen mit düsteren, jede Buntheit verneinenden Stoffen. Bräutliche Freude drückt sich mit möglichst leuchtenden Farben aus, sie zeigt sich bei allen primitiven Völkern durch den buntesten Schmuck, ebenso wie im Tier- und Pflanzenleben. Dem Gebot der Natur folgte die Kurtisane, indem sie grelle Pracht bevorzugte und das Gesicht möglichst auffallend schminkte. Die uralte Sitte des Schminkens als Lockmittel beim Liebesgewerbe ist logisch und naturwissenschaftlich begründet. Ein Weib mit den schönsten seelischen oder geistigen Eigenschaften kann niemals den sinnlichen Trieb männlichen Begehrens fesseln, wenn die Lippen fahl, die Wangen welk, die ganze Erscheinung farblos ist. Naiv gestehen es die Dichter, ohne sich bewußt zu werden, wie erschütternd ihr Geständnis ist. Sie enthüllen, worin das

ursprünglich Lockende holder Weiblichkeit liegt, wenn sie von Korallenlippen, Rosenwangen, Goldhaar singen und so das farbenfrohe Ideal beschreiben, das oft Schminke und Färbemittel künstlich schaffen.
Es ist vielleicht keine allzu kühne Hypothese, daß die Liebeswahl sich im Grunde wenig nach moralischen Gesichtspunkten richtet. Hier stehen wir einem natürlichen Ereignis machtlos gegenüber. Wir geben uns keine Rechenschaft, weil wir uns dagegen auflehnen unter denselben Gesetzen von Sympathie und Antipathie zu stehen, denen das Liebesleben der Tiere und Pflanzen unterworfen ist. Wir schämen uns dieser Erkenntnis mit falscher Scham. Der Konflikt zwischen der Wahl, die von der Natur für uns getroffen wird, und der Wahl, die wir von selbst mit besserer Überzeugung treffen möchten, wird in vielen Fällen zum tragischen Schicksal. Die primitive Ammenfürsorge hat sich in diesem Punkt, wie in manchem anderen, für den Kulturmenschen überlebt, und bereitet allmählich mehr Unheil als Heil. Denn die Natur wünschte nichts als ein kurzes Vermählen, um Nachkommenschaft zu erzeugen. Ihrem Zweck genügte der flüchtig auf die Sinne wirkende Reiz. Es erscheint aber als grimmigste Ironie, daß ein solch flüchtiger, zufälliger Reiz Grund und Ursprung jenes Gefühls ist, dem das ganze Glück eines menschlichen Daseins anvertraut sein muß. Dies ist der tiefe, tieftraurige Sinn von den *blindwütenden Pfeilen* des Eros.
Die künftige Geschichte der Menschheit wird zeigen, inwiefern sie sich von diesem blinden Trieb befreien und das Grausame der zwangsmäßigen Wahlverwandtschaft über-

winden kann. Die auffallende Tatsache, daß sehr häßliche, leiblich oder seelisch häßliche Menschen imstande sind, heftige Leidenschaften einzuflößen, hat wahrscheinlich viel mit Farbenreiz zu tun. Denn bekanntlich haben gewisse häßliche Typen einen besonderen malerischen Reiz und werden von koloristischen Künstlern mit tiefem Interesse betrachtet. Alle Völker mit naiver, derber Sinnlichkeit sind farbenfroh. Farbenfreude spricht für die Gesundheit eines Volkes. Das Altertum war harmlos farbenfroh und bunt, das mystische Zeitalter erfand düstere Gewänder, dunkle Kutten, dämmerige Kirchen, in deren Schatten plötzlich, geheimnisvoll, mit starker Glut die sinnliche Mystik des bunten Fensters wirkte. Charakteristisch ist es auch, daß in einer Zeit, in der Prüderie, soziales Gären und allzu ernstes Kämpfen um die Bedürfnisse des Tages die Lebensfreude entfärbten und entkräfteten, Architektur, Wohnung und Tracht äußerst farblos und einfach in der Form wurden. Nur das junge Weib entsagte der Naturtradition nicht und behielt das bunte, lichtfrohe Kleid wenigstens für die Stunden festlicher Freude. Wie eine neue Bejahung des Lebens zieht heute die Sehnsucht nach Farbe tätig durch die Welt, mit ihr die Sehnsucht nach reicherer Freude, größerer Liebe. Und mit dieser Sehnsucht kehrt die Lust einer gesunden Sinnlichkeit zurück, fern aller düsteren Verirrungen, fern aller schwarzen Prüderie*).

*) Einzelne Teile dieses Kapitels enthält mein Buch „Keine Zeit und andere Betrachtungen“ (Cotta 1904), aus ihrem Zusammenhang gelöst, in der Arbeit „Zur Philosophie von Form und Farbe“.

KAPITEL III

DAS ÄSTHETISCHE GEWISSEN

Der sinnliche Schönheitsinstinkt steigt empor von dem primitiven Vergnügen an bunten, glänzenden Gegenständen, das vom Kind, vom Wilden, selbst vom Tier empfunden wird, bis zur Verzückung, die edle Musik, Dichtung und Bildnerei den Höchstentwickelten gewährt. Parallel mit ihm, oft sogar ineinanderlaufend und innig vermählt, sind andere Schönheitsinstinkte, die nicht unmittelbar von sinnlichen Eindrücken stammen und manchmal sogar mit dem sinnlichen Instinkt in Fehde kommen. Das Geheimnis ist, daß die Schönheit als *Bürgerin zweier Welten* *) lebt: im Reich des sinnlich Wahrnehmbaren und ebenso im Reich des sinnlich nicht Wahrnehmbaren. In beiden hält sie auf Ordnung und Harmonie der Dinge, auf Maß und Grenze.

Im Reich der sinnlich nicht wahrnehmbaren Dinge offenbart sie sich am stärksten und eindringlichsten in der Form des Ehrgefühls. Das Ehrgefühl ist das wichtigste Element des ästhetischen Gewissens. Höhergeartete Tiere sind für Lob und Tadel schon empfänglich, sodaß auch bei ihnen die Anfangsstadien des Ehrgefühls zu beobachten sind. Kinder, Wilde und sinnlich sehr entwickelte Frauen reagieren stark auf Lob und Tadel, doch nur hochgeartete Naturen besitzen ein reines, unumstößliches Ehrgefühl, ganz ebenso wie nur künstlerisch angelegte Menschen wirklichen Kunstsinn haben.

*) Schiller.

Der Grundbegriff des Ehrgefühls ist der ästhetische Drang, vor Mitwelt und Nachwelt würdevoll oder schön dazustehen. Darum ist er abhängig von Rassen und Zeiten. Dem Geschmack unterworfen, hat er seltsame Umbildungen erfahren, die sich im Ehrenkodex der Wilden, der Ritter, auch der Räuber und Gauner spiegeln, denn sogar Räuber und Gauner haben ein Ideal von dem, was bewundernswert oder schön ist. Nur äußerster Stumpfsinn schließt jede Bewunderung aus. Mit dem Instinkt des Ehrgefühls treten in nahe Verwandtschaft instinktmäßige Bewunderung, Ruhmsucht, Ordnungsliebe und das Gefühl für Sitte oder Schicklichkeit.

Das eigentliche Forum des menschlichen Gewissens, die öffentliche Meinung entsteht dadurch. In letzter Linie bezieht sie sich immer auf Schönheitswerte. Was schön oder häßlich ist, drängt sich der Wahrnehmung schneller und oft auch tiefer auf, als das, was gut oder böse ist. Sobald das Dogma nicht absolut herrscht, fällt somit der Kunst die verantwortungsvolle Aufgabe zu, in allgemeinen Rechts- und Sittlichkeitsfragen das letzte Wort zu sprechen. Jedes bedeutende Werk der Dichtkunst, namentlich der dramatischen Poesie, war und ist ein Plaidoyer für eine bestimmte, meistens neue Auffassung und Beleuchtung von Moralfragen. Ist es schön oder häßlich in sothanen Umständen so oder auch so zu handeln, ist es dem jeweiligen ästhetischen Gewissen, dem zeitgemäßen Ehrgefühl willkommen oder nicht, läuft es dem Anstand der Seele zuwider oder ist es mit menschlicher Würde vereinbar?

Vom Größten bis ins Kleinste reicht dieses ernste Fragespiel der Kunst. Es richtet sich an alle Welt, auch an Menschen, die gar kein Interesse daran haben, ob etwas gut oder böse sei. Denn der ästhetische Instinkt ist so stark, daß man seinen Spuren auch bei den moralisch verkommensten Individuen begegnet.

Die Schönheit zu definieren, hat viele feine Köpfe angestrengt. Dagegen sind philosophische Definitionen des Häßlichen mit weniger Eifer verfolgt worden. Das eine ist jedoch zur Ergänzung des anderen notwendig, wie nur eine richtige Auffassung des Schattens das Licht auf einem Gemälde herausbringt. Ist die Häßlichkeit Geschmacks- und Modesache? Schmerzt sie nur einige Ästheten mit überfeinen Gefühlen oder ist sie überhaupt schädlich, etwa wie eine verdorbene Speise allen schädlich ist, sowohl dem, dessen Geruchsorgan die Gefahr erkennt, als dem, dessen Nase zu schwach entwickelt ist, um ein Warnungszeichen zu geben? Und wie steht es damit, daß Sokrates häßlich war und Nero schön in seiner Jugend? Wie steht es mit der Unansehnlichkeit mancher nützlicher Pflanzen und Menschen, mit der Gefährlichkeit manch glänzender entzückender Geschöpfe in der Menschen- und Pflanzenwelt? Wenn Bewunderung für das Schöne und Abscheu vor dem Häßlichen sittlich begründet sein sollen, wie verhalten wir uns in solchen Fällen? Welche Antwort geben unsere Dichter, wie ist es mit der Darstellung des Häßlichen, ist sie erlaubt, notwendig, vielleicht gar einzig berechtigt, wie jüngst modern gewesene Theorien behaupteten? Gibt es eine Schönheit des Häßlichen? Wirklich große

Künstler stellten immer vollendete Häßlichkeit dar, um in diesem Dunkel ein wirksames Licht leuchten zu lassen. Shakespeare schuf in Richard dem III., Schiller in Franz Moor vollendete Ungeheuer. Sie zeigten das Erhabene der Gewissensmacht, der unablässigen Vergeltung. Ein Tizian beleuchtete die weiße Christushand dadurch, daß er die dunkle, scheußlich geballte Faust des Mannes mit dem Zinsgroschen ihr entgegenhielt. Auch Dichter der jüngsten Vergangenheit, wie Zola, wußten von einem Hintergrund voll Abscheulichkeit pathetisch schöne Gestalten und psychologisch edle Momente abzuheben.
Der Begriff des Häßlichen ist im Reich der sinnlich nicht wahrnehmbaren Dinge ebenso großen Schwankungen unterworfen als im Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren. Es galt im hochkultivierten Rom nicht für häßlich, sich an Blut und Wunden zu ergötzen (Marc Aurel rügt weder Gladiatorenkämpfe noch andere grausame Zirkusspiele), und in der Heimat Calderons sahen die Besten der Nation mit Vergnügen ein Auto da Fé; die feine Madame de Sévigné machte Witze über den schauerlichen Tod der Marquise von Brinvilliers. Heute würden uns Menschen, die an derartigen Schauspielen Gefallen fänden und darüber witzelten, nicht mehr selbstverständlich erscheinen.
Die primitive Anschauung ging dahin, daß es schön sei, den Feind grausam zu vernichten. Noch jetzt wirkt in Dichtung oder bildlicher Darstellung eine solche Vernichtung interessant. Als schöner empfinden wir jedoch das Pathos edlen Verzeihens, das wirksame Moment den Feind zum Freunde zu bekehren und den Verräter

großmütig zu beschämen. Diese jüngere ästhetische Auffassung hat die ältere zurückgedrängt. Während in niederen Volksschichten, besonders bei südlichen Völkern das Verbrechen aus Leidenschaft, wie zum Beispiel grausame Rache für Ehebruch, noch zum guten Anstand gehört und Bewunderung findet, so wird in gebildeten Kreisen mit Ausnahme des streng geregelten Duellwesens Vergeltung an Leib und Leben für erlittene Schmach immer weniger als schön anerkannt, ja ein großmütiges Verzeihen und Vergessen erreicht entschieden höhere Bewertung.
Die Verfeinerung und wachsende Milde des ästhetischen Gewissens ist in der Literatur sehr merkwürdig zu verfolgen. Antigones Ruf: *Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!* bedeutet die großartige Entdeckung einer neuen Welt. Es ist der Ruf: *Land, Land!* nach langer Irrfahrt der Sehnsucht. Ähnlich wirken die edlen Worte eines Titus bei Corneille, eines Posa bei Schiller. In der ästhetischen Wertschätzung machte sich von Zeit zu Zeit eine Vorliebe für Schwächlichkeiten aller Art geltend, aber der Verzärtelung des Gemüts trat immer wieder ein kräftiger Vorstoß neuerwachten Ehrgefühls entgegen. Das Verzärtelte wird plötzlich als häßlich empfunden. Der ästhetische Instinkt empfängt aus dem geheimnisvollen Urquell seines Wesens die Sehnsucht nach Kraft und prägt danach sein neues Gesetz. Man könnte sagen, alles Starke verliert das Odium der Häßlichkeit, weil es Vorstellung von Macht erregt und Vorstellung von Macht Schönheitswert besitzt. Irgend einen Traum von Macht und Ansehen träumt jedes Herz.

Bis zur Lächerlichkeit kann der primitive Ehrgeiz gehen und tut es zumal sehr oft bei jugendlichen Personen. Frauen verquicken ihn mit tyrannischen Gesetzen der Schicklichkeit. *Das ist nicht schön!* lautet das vernichtendste Urteil für empfindliche jugendliche Gemüter. Hier setzte jede wirklich zielbewußte Erziehungsmethode ein. Der Jugend wurde dann immer ein literarisch ausgeschmücktes Ideal vor Augen gehalten, eine Art von ritterlichem Ideal, das die Seele des Heranwachsenden mit ästhetischer Inbrunst betrachtete, und dem sie nachstrebte, um nach dem Beispiel der Vorfahren zum Beifall der Mit- und Nachwelt und zur Freude des eigenen Selbst schön zu sein. Wenigstens in äußerlichen Dingen, denn die Sehnsucht zum eigenen Wohlbehagen Wohlgefallen zu erregen war dadurch wach und fleißig geworden. Antike Erziehungssysteme, sowie die heutigen Sitten in bezug auf Jugendausbildung bei Japanern und Engländern bieten Beispiele derartiger Methoden. Spanien und Frankreich erhielten während ihrer Blütezeit diese Erziehung sehr eindringlich durch ihre Bühne. Das von ihren Dichtern empfohlene Ideal ritterlicher Ehre mutet uns barock und seltsam an. Aus der Überfülle geistiger Eindrücke heraus, die auf uns täglich, ja stündlich einwirken, können wir uns kaum einen Begriff von der Bedeutung machen, die in südlichen Ländern den wohllautenden, zu Herzen gehenden Reden einer Tragödie einst innewohnte. Die wenigsten Zuschauer konnten lesen oder hatten, wenn sie es konnten, Lust und Zeit, sich mit stiller Behaglichkeit in ein Buch zu versenken, sie erhielten ihre geistige Anregung durch die Predigt und das Theater. Die Eindrücke, die ihnen

von dort entgegenströmten, waren stark genug, bestimmend in ihre Handlungen einzugreifen, und riefen einen Hang zu romantischem Heldentum hervor, der sich unter anderem in Verschwörungen und Adelsaufständen geltend machte. Doch wie die Menschen von der Bühne aus bestimmt wurden, *sich groß zu geben*, so wurden die Dichter durch den Lauf der Ereignisse und den Geschmack ihrer Hörer auf das Heldenhafte und wenig Alltägliche hingewiesen.

Trotz aller Wandlungen bedurfte aber eine Sache stets, um ein Publikum zu interessieren und zu fesseln, eines Anknüpfungspunktes mit dem, was man auf der Straße hörte und im Alltag vor Augen sah. Corneille zum Beispiel erfaßte das Aktuelle mit dichterischer Intuition, wenn wir ihn und seine Tiraden auch weltfern und erhaben glauben. Allerdings berichtete und schrieb er nicht ab, was er sah und hörte, wie man es heute von einem *Dichter des Lebens* erwartet, sondern die Charaktere, die er schuf und die Worte, die er tönen ließ, waren beseelt von dem ästhetischen Ideal der eigenen Zeit, dem ritterlichen Begriff von Ehre, keuschem Stolz und tugendhafter Großmut, dem das wirkliche Leben Opfer brachte, wie es die Bühne vorbildlich und nachbildend mit bewußter Vollendung darstellte.

Die Helden des französischen Tragödiendichters sind Vorläufer von Nietzsches Übermenschen, denn beide kämpfen gegen den Überschwang der Gefühle, vor allem des Mitleids. Jene Gestalten, die, in römische Togen gehüllt, über die Bühne des 17. Jahrhunderts

schritten und die Bewunderung einer durch und durch romantischen Gesellschaft erregten, waren nicht weit von den Idealmenschen entfernt, die von sich sagen konnten: *Das Heroische besteht darin, daß man Großes tut (oder etwa in großer Weise nicht tut) ohne sich im Wettkampfe mit anderen vor anderen zu fühlen. Der Heros trägt die Einöde und den heiligen, unbetretbaren Grenzbezirk immer mit sich, wohin er auch geht.* *) Der Drang nach Heldentaten, der immer das Kennzeichen einer romantischen Strömung ist, führte zum Triumph der Vaterlandsliebe über die Beziehungen des Herzens und zum Sieg des Staatsgedankens über die Freiheitsliebe des einzelnen. Dieses romantische Heldenideal war jedoch seinerzeit im Vergleich zu demjenigen vergangener barbarischer Jahrhunderte, ein sehr edles und mancher Zug erscheint wiederum edel im Vergleich zu neuen Barbareien, die im Zeitalter der Geldherrschaft das ästhetische Ehrgefühl verstümmelt haben.

In den jeweiligen Literaturen spiegelt sich der Gewissenskampf um die Ehrbegriffe. Die Literatur setzt fest für lange Zeit, was eine schöne Handlung sei. Zum Beispiel, ob Tyrannenmord, ob Rache wegen Gattenuntreue, ob Verrat im Dienst eines höheren Zwecks bewundernswert sein kann oder nicht. Zuerst bestimmt sie es für die höheren gebildeten Stände, dann dringt sie mit ihren Ansichten bis in die Volksmassen. Von großem Interesse ist es, zu beobachten, wie lange sich diese

*) Nietzsche, Werke III. 368.

Ansichten in niederen Ständen erhalten, während eine neue Periode der Literatur die Moralbegriffe den Höhergebildeten bereits ganz anders differenziert vorbringt. Im Volk bleiben sittliche Anschauungen erhalten, die einer früheren Moral angehören und in einer vergangenen Kunst dargestellt sind, während sich die Gebildeten schon emanzipiert haben. Die sozial Höchststehenden zeigen sich in diesem Fall oft mit dem Volk auf einer Stufe, indem sie an Vorurteilen hängen, über die Hochgebildete längst hinausgewachsen sind. Der Einfluß der Literatur auf das nach Führung schmachtende ästhetische Gewissen ist unverkennbar. Von einer Charlotte Corday, die in Römertragödien die Rechtfertigung ihrer Tat suchte, bis herab zum Knaben, der nach berühmten Romanmustern ein wirklicher Räuber werden will, suchen die romantischen Naturen in allen Schichten der Bevölkerung aus ihren Lieblingsdichtern bewunderns- und nachahmenswerte Vorbilder. Ja, es ist erschreckend, zu denken, wovon die Schönheitsvorstellungen eines Menschen, und somit sein ganzes Tun und Lassen, seine Seelenstruktur oft abhängt, und wie ein ganzes Volk auf Jahrzehnte, vielleicht auf Jahrhunderte gemodelt werden kann. Lehrreich wäre es hier, etwa die Wertung des Duells zu betrachten, Englands Sonderstandpunkt dieser mittelalterlichen Sitte gegenüber und die Frage, wieso oder wann es als ehrenhaft und schön galt. Einen ähnlichen Fall zeigt die Wertung des Selbstmords, der oft aus literarischen Motiven — wie zum Beispiel zur Wertherzeit — hoch angeschlagen wurde.

Ferner gehören alle Höflichkeitssitten und Fragen der Etikette hierher. Die ganze chinesische Kultur steht auf dieser einen ästhetischen Forderung, die im Reich der Mitte eine sittliche Forderung ist. Confucius regelte die Höflichkeit auf das peinlichste und erhob sie zur Religion. Respekt vor dem Schönheitsideal eines raffinierten Anstands leitet das Leben und Sterben der Chinesen. Zu allen Zeiten eines höfisch blühenden Gesellschaftslebens verhielt es sich ähnlich in den gebildeten Kreisen Europas.

Alle Religionen — von der nüchternsten, der chinesischen, angefangen, die nur auf Höflichkeit basiert ist, bis zu solchen, die mystische Verzückung kennen — lebten von der Schönheitssehnsucht des Menschen. Nichts ist rührender als diese Sehnsucht in ihren heimlichsten Äußerungen zu beobachten, vielleicht wenn beim Lesen der Bibel vor der Phantasie eines alten Mütterchens die seltsame Pracht des Orients aufsteigt und die gewaltigen Dramen der heiligen Geschichte lebendig werden, oder wenn Kinder und Greise, wenn die Armen und Ärmsten hohe Freude empfinden in weihevoll duftender Kapelle, im Lichtschimmer vor dem zartumblühten Madonnenbild. Die Barbaren wurden nie bekehrt durch christliche Moral. Kein fremdes Volk kümmerte sich zunächst um die Sittenlehre der Apostel. Das wunderbare Drama des Christustodes, die farbigen Bilder seiner Geschichte packten die Leute. Die Poesie und Schönheit der Krippenlegende faßte die zarteren Seelen, besonders die Frauen. Je nach Beschaffenheit der Rasse und ihres jeweiligen Kulturzustandes wirkte der künstlerische Gehalt des Neuen oder Alten

Testaments. Letzteres bekam, zum Beispiel, nachhaltigen Einfluß auf das gesamte ästhetische Empfinden in England und stillte lange mit seinen großartigen, aber düsteren Bildern, was diese eigentümliche Nation an Schönheitsdurst empfand. Aber in anderen Ländern waren die durch das Alte Testament erzeugten Vorstellungen weniger kongenial, in Italien gingen sie trotz einzelner herrlicher Darstellungen nicht ins Volksbewußtsein über, in Deutschland verschmolzen sie mit dem Verlangen nach ferner südlicher Pracht. Was die einstigen Götter-Kulte an wirkungsvoller Schönheit besaßen, ging nicht vollständig unter, sondern schuf in Verbindung mit den ästhetisch brauchbaren Elementen der christlichen Weltanschauung neue Werte.
Aus den verschiedenen Graden und Schattierungen religiösen Empfindens läßt sich am besten sehen, wie vom unbestimmten schwärmerischen Gefühl bis zu bestimmtester Anstandsüberzeugung der rätselhafte Schönheitsinstinkt zu vielfältigem Ausdruck kommt. Er geht dem Moralgefühl voraus und erreicht seine Vollkommenheit, wenn er sich mit dieser jüngeren Offenbarung des menschlichen Genius vereint und dadurch vervollständigt. Bei jedem Kind läßt sich ein derartiger Entwicklungsgang verfolgen. Zuerst greift es nach dem Bunten und Glänzenden, auch nach dem Feuer. Es nennt häßlich, was ihm wehgetan hat.
Ein Räuber kann nach seiner Art fromm sein. Gewisse Schönheitswerte sind ihm schon ganz geläufig, während es die Rechtlichkeitsbegriffe noch lange nicht sind. Das ästhetische Gewissen erwacht zuerst unbewußt und muß zu-

letzt mit Bewußtsein wieder herangezogen werden, um die Ansichten des moralischen Gewissens zu heiligen. Dieser Prozeß wiederholt sich stets. Den Anfang und das Ende jeden gesunden Urteils bildet die Schönheitsempfindung. Sie hat durchaus nicht nur mit sinnlicher Wahrnehmung zu tun. Deshalb ist manche Auslegung des Wortes Ästhetik irreführend.*) Seine ethymologische Bedeutung heißt *Wissenschaft von der schönen Empfindung* und Leibniz erklärt in diesem Sinn die Schönheit als *sinnliche Vorstellung der sinnlichen Wahrnehmung des Vollkommenen.* Die Sucht, genau zu rubrizieren und einzuschachteln, verleitete manchen Philosophen zu einer engen Umgrenzung des Schönheitsbegriffs und der damit zusammenhängenden Lebensfragen. Bei solcher Umgrenzung zeigte sich leicht das falsche Ergebnis, daß alles Schöne nur äußerlich mit den Angelpunkten des Daseins zusammenhinge und nur dann Wichtigkeit hätte, wenn das Nützliche besorgt sei, das heißt, wenn der Mensch gegessen und getrunken hat und etwa zu seiner Seele sagen kann: Nun liebe Seele habe gute Ruh, nun kannst du dich auch ein wenig mit dem beschäftigen, was Auge, Nase oder Ohr erfreut.

---

*) *αἰσθάνεσθαι* empfinden (angenehm empfinden). Der eigentliche Begründer der ästhetischen Wissenschaft als solcher, war A. G. Baumgarten (1714—1762), ein Schüler Wolffs. Er brachte die Ästhetik als ein besonderes Glied in das System der philosophischen Wissenschaften. Der von ihm zuerst gebrauchte Name Ästhetik wurde in der Folge ausschließlich zur Bezeichnung der Philosophie des Schönen und der Kunst angewendet. Kant nahm das Wort in unmittelbarem Anschluß an Baumgarten zur Bezeichnung des ersten Teils seiner transzendentalen Elementarlehre.

Selbst Hochgebildete können die Idee nicht loswerden, daß der sogenannte Ästhet etwas von einer Drohne habe, die von der mühsamen Arbeit anderer lebt, von ihnen mit Honig gefüttert wird und nichts zu tun hat, als im Sonnenschein herumzuflattern und die Königin zu lieben. Sie finden auch, daß es schließlich den Drohnen ganz recht geschieht, wenn man vor dem Winter Kehraus mit ihnen macht. Höchstens wird zugegeben *), daß die Nerven Feiertag halten, ausspannen und fähig sind, zu ihrer Entlastung Eindrücke der Schönheit und des Wohlgefallens aufzunehmen, sobald die Hemmnisse wegfallen, die Arbeit und Sorge heißen. Diese Auffassung geht nicht tief genug, weder vom modernen Standpunkt naturwissenschaftlicher Philosophie aus noch von jenem Standpunkt, den ältere, mit den Natur-Entdeckungen nicht vertraute Philosophen einnahmen. Mit schönerer Einfachheit als die Philosophen erfaßten manche Dichter das Wunderbare und Zwiespältige der Schönheit. So Grillparzer in dem Vers:

Weißt du auch, was das Schöne sei?
Sieh zu, ob ich's verfehle;
Ein Gleichnis beut die Liebe mir,
Es geht vom Körper aus gleich ihr
Und endigt in der Seele.

Wir müssen noch fortbauen und vervollständigen an den philosophischen Systemen des 19. Jahrhunderts, dessen Denker von Kant und Schiller bis zu Spencer

*) Spencer.

und Nietzsche sich und anderen mühsam klar zu machen suchten, worin die von ihnen gefühlte Unentbehrlichkeit des Schönen beruhe und wieso dasselbe mit dem Nützlichen wohl vereinbar, ja unauflöslich verbunden sei. Während manche Religion und manche Weltanschauung die Schönheit grundsätzlich verdammte oder höchstens duldete, war es keiner möglich ihrer wirklich zu entraten, denn jede Entwicklung, jeder Fortschritt geschieht in diesem Zeichen. Jedes Befreiungswerk aus unwürdigen Fesseln kann nur der Kraft des Schönen gelingen, weil die höchste Potenz des Ehrgefühls in edler Freiheitsliebe besteht. Alle Heroen, zu denen die Menschen mit Bewunderung aufblicken, schufen neue Schönheit, indem sie neue Freiheit schufen. Endlich dadurch, daß die Schönheit *Freiheit in der Erscheinung* *) bedeutet, ist sie nicht eine unnötige Zugabe, sondern ein Notwendiges für die Arbeit. Ohne freies Schaffen ist die Arbeit Fluch. Es gibt keine Arbeit, die nicht in Schönheit getan werden müßte und die der Seele nicht zum Nutzen gereichen könnte. Aber sie darf nicht den Hochmut des absoluten Nützlichkeitswahns haben. Was heißt absolut nützlich? Im Grunde genommen sind wir alle unnötig auf der Erde und praktisch wäre es, da wir doch sterben müssen, uns selbst und unsere Nächsten aus dem Weg zu schaffen und die Keuschheit für die höchste Tugend zu erklären. Dahin kamen ja auch die logisch denkenden Sekten aufrichtiger Schönheitsfeinde.

*) Schiller.

Ohne spielerische Freude daran hat das Dasein keinen Zweck. Sich opfern einer für den andern, wenn das Opfer als solches nicht durch ästhetische Freude aufgehoben wird, welch ödes Lebensideal! Aus solchen Idealen entsteht eine sogenannte Tugend, die mit der Güte nichts gemein hat, sondern das ungütigste, häßlichste Benehmen zeitigt, sodaß ein witziger Schriftsteller ausrufen konnte: *Il n'y a que les gens vertueux pour nous dégoûter de la vertu.* Nur die Tugend des ästhetisch Tugendhaften kann wahrhaft liebenswürdig sein, doch die Wohltaten unliebenswürdiger Menschen gebären nichts Gutes.

Nicht die Drohne, sondern jeder arbeitende Mensch braucht Schönheit, eben um nicht in der mechanischen, sich stets gleichbleibenden Tätigkeit des Bienenvölkleins zu erstarren. Im Anfang der Arbeit war das Spiel. Statt nun jedes Spiel, wie es im modernen Leben allzuoft geschieht, durch wahnsinnigen Ehrgeiz in abhetzende Arbeit zu verwandeln, sollte es das Ideal werden, die Arbeit zu einem freudigen Spiel der Kräfte zu gestalten. Der Spieltrieb, die eigentliche Krone aller ästhetischen Instinkte*), jene großartige Schöpferlaune des Menschen, die jeden unter uns zu einem kleinen Gott machen kann, ist die geistige Zeugungssehnsucht. Viel Verzweiflung windet sich jammervoll am Boden, wenn dieser natürliche Drang nicht gestillt ist. Viel Perversität entsteht, wenn man ihn gewaltsam unterdrückt.

In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache muß der Spiel-

*) Schiller.

trieb ausgebildet werden, um die Jugend arbeitsfroh zu machen und die verkommenen Geschöpfe darunter zu erlösen.*) Dieser Trieb gibt erst dem Ehrgefühl die richtige Nahrung, seiner Knospe die Sonne. Ich glaube, es ist nicht genug in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, welch großen Weg die Philosophie gemacht hat und wie jubelnd das Leben ihr neuerdings entgegenkommt. Morris' Wort *The hallowing of labour by art is the one aim for us at the present day,* hat in den besten Herzen ein Echo gefunden. Nicht müssige Spielerei bezweckt heute der ästhetisch Denkende, wohl aber die Ausgestaltung des Spieltriebs, des Schöpfertums, die eigentliche Würde der Menschheit.
Heiligung, Schönheit, Stolz der Arbeit verlangen wir bewußt, wie sie ein naiveres Zeitalter unbewußt geboten hatte. Die Königstochter Nausikaa bei der Wäsche ist gewiß ein anmutiges Bild. Gesang und Tanz, die sich einst natürlich mit vollbrachter Arbeit vermählten, sollten wieder notwendig zu ihr gehören. Etwas von diesem Traum spukte in jedem Utopien; Owen, Fourier, Ruskin, Morris waren wohl schwärmerischen Herzens, als sie mit ihren Plänen hervortraten, jede Errungenschaft ist zuerst nur Traum gewesen. Doch alle Dinge, die heute an der Wohlfahrt des Alltags schaffen, gab es einst nur im Märchenland; unverhofft wurde die Wirklichkeit damit beschenkt, denn jeder Fortschritt in unserer Göttlichkeit ist zuerst nur ahnende Sehnsucht des ästhetischen Gewissens und ein schöner Traum gewesen.

*) Lindsay, der Erfinder der Jugendgerichtshöfe in Amerika sprach sich ähnlich aus.

KAPITEL IV

DER WERT DES GUTEN GESCHMACKS

Die ergiebigste Verschönerung würde wohl darin bestehen, mit vorhandenen Häßlichkeiten aufzuräumen. Welch' herrliche Wohltat wäre es, wenn man die Mehrzahl der modernen Monumente und Ornamente fröhlicher Zerstörung preisgeben könnte! Wenn ein Zauber ganze Straßenzüge, ganze Vorstädte hinwegfegte, wenn sämtliche Landschaften von den häßlichen Fabrikschornsteinen und den fürchterlichen Reklameplakaten befreit schienen, alle Bazargegenstände, die sich bekanntlich eines unverwüstlichen Lebens erfreuen, plötzlich in Nichts zerfielen: Wenn das Aufräumen so gründlich wäre, daß auch von unserer Kulturstufe — sollten ihre Reste gleich den Bruchstücken der Antike einmal ausgegraben werden — ausschließlich Schönes zu Tage träte wie aus der Vergangenheit Griechenlands und Roms! Doch wie traurig, wie possierlich muß es sein, wenn einst Berlin ausgeschaufelt wird, wenn sich aus den Schollen zum Licht empor ein marmorner Schnurrbart spitzt oder der gewichtige Stiefel, die faltenreiche Hose eines Berühmten aus dem 19. Jahrhundert, wenn mit dem Namen großer Zeiten ihre Geschmacklosigkeit aufs Neue die Sonne grüßt! Dieser komische, dennoch betrübende Traum hat mich zuweilen verfolgt.

Im Wegnehmen mehr als im Hinzufügen besteht oft die Aufgabe der Ästhetik. Was sich leider im Großen

nur selten erreichen läßt, kann jedoch vielfach im Kleinen gelingen. Wir dürfen nicht Straßenzüge um der Schönheit willen zerstören, nicht Monumente aus Rücksichten des guten Geschmacks in die Luft sprengen, aber unsere Wohnungen, unsere Gärten, unser tägliches Dasein von vielem unnötigen Schnick und Schnack befreien. Es ist überraschend, wie schön die Einfachheit wirkt, wie leicht es ist, ihr einen besonderen persönlichen Reiz zu verleihen und sie dadurch vor dem Eintönigen und Nüchternen zu bewahren. Großtuerei ist eigentlich die Mutter alles Bösen auf dem Gebiete der Schönheit. Immer wird es für uns erstaunlich bleiben, wie in Kunstdingen das 19. Jahrhundert den Mund voll nahm und wie wenig es darin zu sagen hatte. Leider stammen aus dieser Zeit, aus diesem Interregnum des Geschmacks noch viele treffliche Leute, die man ihrer sonstigen Würdigkeit halber in Komitees und Gemeinderäte wählt, oder mit hohen Stellen auszeichnet. Gewiß hält es schwer die Gebote einer äußeren Ästhetik mit denjenigen zarter Rücksicht zu verbinden und zu versöhnen. Grausam müßte oft gewaltet werden, grausam, wie Faust mit Philemon und Baucis verfuhr. Herzbrechend wirkt ein kleines Beispiel aufräumender Tätigkeit, das mir jüngst berichtet wurde. Man reformierte gründlich in der neuen Pinakothek zu München und ließ die Bilder verschwinden oder in Provinzmuseen wandern, die heute minderwertig erscheinen. Nun lebt aber in der Stadt ein armes, altes Mütterchen, die Witwe eines einst gefeierten Malers. Durch Schicksalsschläge ihrer Kinder und ihres Vermögens beraubt, gezwungen ihr Dasein mühsam durch

Modellsitzen zu fristen, hält sie nur die Erinnerung an den berühmten Gatten aufrecht, von dem zwei Bilder in der neuen Pinakothek hingen. Zu diesen wallfahrtet sie nun, ihr altes Herz zu stärken, zu diesen blickt sie auf mit der alten Liebe und Bewunderung für den toten Meister. Eines Tages sind die Bilder fort — zum alten Plunder getan.

Maledetto colui
Chi attrista un spirito immortale

schrieb einst der freundliche Dichter Manzoni und mich dünkt, man kann es auch dem großartig schöpferischen Faust nicht verzeihen, daß er schlimmer mit Philemon und Baucis verfuhr als mit dem verlassenen Gretchen. Wir können und dürfen uns aus tausend Rücksichten nicht zu sehr damit eilen, Veraltendes zu vernichten. Aber hüten können wir uns, Dinge neu zu schaffen, die schnellstens veralten. Von allen Erklärungen, die ich je über Schönheit hörte, hat mir diejenige eines italienischen Modells den besondersten Eindruck gemacht: *Mir scheint, schön sind solche Dinge, die mit der Zeit immer schöner werden.* Durch dieses Urteil hat sich das Modell, (dem Lesen und Schreiben recht schwierige ungemütliche Handlungen dünkten) auf einen hohen ästhetischen Standpunkt gestellt.
Was uns imponiert, ist Kriterium unseres Geschmacks, was einem ganzen Volk imponiert, Gradmesser seines ethischen Wertes. Das ist ein erschreckend ernstes Wort. Selbst die sanftesten, menschenfreundlichsten und menschengläubigsten Gemüter konnten sich bitter

betrüben und empören über Geschmacklosigkeit. Denn es ist nicht ohne Bedeutung, was ein Mensch und was ein Volk bewundert.
Bewunderung ist eine ganz feine Kunst; an rechter Stelle zu bewundern ist ebenso recht und schön als etwas Bewundernswertes zu schaffen. Jede Vergeudung dieser Gemütskraft hat traurige Verarmung zur Folge und wehe dem, der das Volk zu solcher Verschwendung treibt!
Unser Geschmack ist jene unserer Tugenden, die am sichersten die Nachwelt zu Liebe und Anerkennung zwingt. Viel wird dem verziehen, der die Schönheit geliebt und verstanden hat. Wir vergessen Fehler, ja Laster, wenn sie sich nur nicht in Abgeschmacktheiten kundgaben, die dauernd wirken. Mit wieviel Recht meinte Goethe: *mag man doch Fehler begehen, bauen darf man keine.* Mancher schwört heute auf Goethe und begeht Geschmacklosigkeiten gerade im Namen des Mannes, dessen Trachten darauf ausging, sich selbst und seine Deutschen zum Geschmack zu erziehen. Es ist pathetisch, wenn man sich vergegenwärtigt, wie Goethe von der italienischen Reise zurückgekehrt, aufgenommen wurde. Durch Nachzeichnen, durch Lernen in jeder Hinsicht hatte er sich so recht bemüht, seine Urteilskraft im Schönen zu stärken. Als er aber die mitgebrachten Schätze vor den Freunden ausbreitete, um ihnen von seiner neuen Erkenntnis zu schenken, da fand er so wenig Verständnis, daß er sich gekränkt in sich selbst zurückzog.
Sogar in Schiller verachtete er anfangs noch den wild-

romantischen Dichter der *Räuber* und fürchtete bei ihm kein Verständnis für Maß und Form zu finden. Erst als er in ihm die gleiche Sehnsucht nach Geschmack erkannte, bildete sich die Freundschaft beider Heroen. Nichts kettet so fest, als gemeinsames Streben nach Erlesenheit in allen Dingen, nichts trennt so unwiderruflich als die Wahllosigkeit des einen oder dessen hochmütige Intoleranz im Vergleich zu allen zartsinnigen Bestrebungen des andern. Von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk gibt das eine furchtbare Kluft. Es ist wahr, daß der Geschmacklose ein tüchtiger Mann sein kann, aber auch im besten Fall, wenn er nicht zerstörend wirkt, steht er still und zählt nicht im Fortschreiten der Kultur. Wer zum Fortschritt gehört, kann nicht Hand in Hand mit ihm gehen. Oft aber ist die Geschmacklosigkeit von feindlich angriffsbereiter Natur, eng verschwistert mit den abscheulichsten Untugenden: mit Hoffart, Protzerei, Prüderie. Wir dürfen sie nicht für unbedeutend und gleichgültig halten. Die Freude an schlechten Büchern, Bildern, an schlimmer Architektur und Musik verdirbt den Markt für alles Gute, was auf den verschiedenen Gebieten hervorgebracht wird. Wir sind diesem Fall gegenüber zu nachlässig und gutmütig. Hier gilt das Sprichwort: *Être bon envers les méchants, cela signifie être méchant envers les bons* (Gutmütigkeit gegen die Bösen bedeutet ebensoviel wie Bosheit gegen die Guten).

Erziehung zum Geschmack ist Erziehung zur Gesundheit. Es gibt eine Geschmacklosigkeit, die unseres Hasses würdig ist, und eine andere, die unser Mitleid verdient,

denn sie kommt von unendlicher Erschlaffung, von einem nervösen Siechtum, das nur noch an Überladenheit und Durcheinander Gefallen findet, an fieberhaft verrückten Farben, Formen und Tonzusammenstellungen. Oder die Abspannung führt zum Ekel vor dem ganzen Kulturbild, zur Utopie eines Naturlebens. *Welche Perversität gehört aber dazu, sich nach Erfindung des Kornbaus noch von Eicheln zu nähren?*)* Ein Tolstoi wendet sich ab von jeder Kunst. Allerdings war dieser hochbegabte Mann nie sehr geschmackvoll, er, der als Greis Shakespeare beschimpfte, hat als Jüngling größten Gefallen gefunden an — Paul de Kock, doch sein Verwerfen alles Ästhetischen ist lehrreich, denn er rügte mit Recht, daß man die Kunst zum Dienst der Eitelkeit oder niedriger Sinnenlust entweihe. Es ist auch ein Zeichen des allerrohesten Geschmacks, wenn die Kunst dem Protzentum dienen oder zum Kitzel der Lust werden soll. Solchen Kitzel von der Schönheit zu verlangen, ist ebenso unsinnig, wie Nachtigallenzungen zu essen. Wie viele hegen auch heute diese armselige Gesinnung, gerade jene, die als Ästheten, als Leute von feinem Geschmack gelten wollen! Sie haben nicht einmal einen Begriff davon, daß Nachtigallenzungen unser Ohr, nicht unsern Gaumen erfreuen sollen.

Ist aber eine Erziehung zur Kunst überhaupt möglich? Und ist sie notwendig? Nur dann, wenn der gute Geschmack in viel allgemeinerem, viel höherem und zugleich viel tieferem Sinn erfaßt wird, so daß dieser Begriff nicht nur aus einem richtigen Urteil und Ge-

*) Cicero.

fühl in bezug auf Kunstwerke besteht, sondern in einem Taktgefühl der Seele, regierend über die ganze Lebensart, über jede Wahl in Worten, Dingen und Gebärden. Der gute Geschmack stammt aus innerer Harmonie und seine Vernachlässigung deutet auf innere Armseligkeit, auf Unvornehmheit des Gemütes.

Vielleicht sind die Menschen besonders erbittert, wenn man sie geschmacklos findet, weil sie dumpf fühlen, daß jedes Strebertum damit vernichtet wird, daß kein Reichtum, kein Amt, keine Würde, sie jemals unter die wahrhaft Vornehmen bringen kann. Der gemeine Mann, der fähig ist, reine Schönheit zu erkennen und unbefangen zu genießen, ist nicht mehr der gemeine Mann, sondern gehört zur gewähltesten Aristokratie der Erde. Darum war zur Renaissancezeit jeder Handwerker ein vornehmer Mann.

Von dem spanischen Maler Alonso Cano wird berichtet, daß er sterbend kein häßliches Kruzifix umfassen wollte, sondern ein schönes begehrte. Tief wurzelte einst im Volk der gute Geschmack. Denn aus dem Volk empfingen wir unsern schönsten Besitz. Seine Tracht, seine Wohnung, seine einfachsten Gerätschaften gaben Zeugnis davon. Doch dieser Schönheitssinn liegt überall im Sterben oder ist schon erstorben. Mit einem gewissen Schrecken gewahrten es die gebildeten Klassen und moderne soziale Unternehmungslust bemüht sich überall, die Kunst wieder ins Volk zu tragen. Manche dieser Bemühungen waren ehrlich, viele aber sind ungeschickt, denn sie bestehen aus Eitelkeit und leerem Geschwätz. Denn das Volk wie das Kind müssen die

Möglichkeit und Freude des Selbstschaffens haben, sie dürfen nicht demoralisiert werden durch Zwang irgend einer Art. Eine Kunst, die ihnen zu sehr von oben herab gereicht wird, kann ihren Geschmack niemals entwickeln. Selbständigkeit von Geist, Herz und Hand, ein reines, durch Eitelkeit unvergiftetes Gemüt sind nötig zur Bewunderung und Bewunderung wirklich bewundernswerter Dinge ist der schönste, edelste Luxus. Der kleinste Mann kann seiner teilhaftig werden und dadurch, daß er *im Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand,* andere königlich beschenken. Aber der Herzensarme, der Herzensrohe kann es nicht. Von der Gemeinheit kann die Kunst niemals erlösen, es ist sogar dumm, derartiges von ihr zu verlangen. Nichts ist falscher als der Ausspruch eines Sozialisten: *Die Kunst ist der Luxus des Bürgertums.* Unsere Museen, unsere alten Städte und Dörfer zeugen ebenso beredt wie rührend von dem feinen Kunstgeschmack einfacher Leute in der Vergangenheit. Erst als das Volk sich selbst und seiner Schöpferkraft zu mißtrauen begann und an das Geld statt an die eigene Kunstfertigkeit glaubte, entstanden die schmählichen Bauten, Möbel und Geräte, die den Kenner in Stadt und Land wehmütig stimmen; man ging des moralischen Mutes verlustig, der vom guten Geschmack unzertrennlich ist.
Kraft, Mut und gesundes Selbstvertrauen lassen sich nicht durch die allerklügsten Weisungen von oben her ersetzen und es verleitet zur Unaufrichtigkeit, einen Stil dekretieren zu wollen. Eine naive Aufrichtigkeit der Empfindung gab den Werken der Vorfahren besonderen Wert.

Es besteht eine geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen dem Sinn für schöne Formen in Gerät und Wohnraum und dem Sinn für sittiges Auftreten, Ordnung und Anmut, zwischen der Freude an schöner Farbe und dem Wunsch, alle Menschen in der Umgegend lächeln zu sehen. Man mag einwenden, daß es tüchtige Familienväter und Bürger gibt, die sehr geschmacklos wohnen und sich bewegen, dagegen Ästheten, die übertriebene Egoisten oder sonst lasterhafte Menschen sind. Aus diesen Extremen läßt sich aber nur die Lehre ziehen, daß es sehr gesunde Leute gibt, die nichts umbringt und sehr kranke, denen keine Medizin hilft. Schöne Umgebung und sinnige Lebensgewohnheiten wirken wohltätig auf alle, die weder zu den Übergesunden, noch zu den unheilbar Kranken gehören.
Schön und Gut müssen nicht immer dasselbe bedeuten. Schönheit an sich ist weder moralisch noch unmoralisch, wie die Sonnenwärme weder moralisch noch unmoralisch ist. Die Sonne weckt Blumen und brütet Geschmeiß. Ihre Majestät bleibt immer dieselbe und es wäre kleinlich, den menschlichen Maßstab von Gut und Böse an ihr Tun zu legen. Auch Schönheit ist eine Sonnenkraft, von der wir keine Moralpredigt verlangen dürfen. Mittelbar kann sie moralisch wirken durch Erziehung des ästhetischen Gewissens, dem eine Reihe böser Dinge unmöglich ist wegen ihrer ästhetisch unappetitlichen Eigenschaften. Vor einem Verbrechen aus Leidenschaft wird ein Ästhet nicht zurückschrecken, hingegen wird er eine Menge kleiner Schändlichkeiten nicht begehen, die zusammen auch die

Wirkung eines Verbrechens ausmachen und zu denen das Leben leichter und öfters Gelegenheit bietet, als zu großer Rache, zu Revolver, Dolch oder Gift. Er wird nicht können, weil die Gewohnheit seine Einbildungskraft fortwährend beschäftigt mit der Wertschätzung von Formen- und Farbenproblemen und ihm keine Zeit läßt, niedrigen Neid oder gemeine Tücke zu nähren, sich mit Empfindlichkeit, Klatsch, Prahlsucht, Hochmut abzugeben, die leicht zu den alltäglichen Gemeinheiten führen. Er wird nicht können, weil die geistige Disziplin eines Mannes von Geschmack im Abwägen und Messen der Dinge untereinander besteht und auf diesem Weg allen Erscheinungen gegenüber zu einer philosophisch ruhigen, wohlwollenden Gesinnung kommt.

Die Schönheit ist unabhängig von der Moral, aber nicht ihr Feind und ihr Schädling. Es gibt wohl Schönheit ohne Moral, aber die Moral welkt und dorrt ohne Schönheit. Schön und Gut sind voneinander verschieden, doch ihre Wechselwirkung ist so reich, daß der Moralphilosoph immer wieder zur Schönheit aufblicken muß und das ästhetische Gewissen als Führer anrufen in manchem psychologischen Labyrinth. Denn um das Gute und das Schöne mit richtigem Instinkt herauszuschmecken, braucht der Mensch eine ganz ähnliche, vielleicht sogar ganz dieselbe geistige Disziplin: Selbsterkenntnis, Menschenkenntnis und einen möglichst ausgebildeten Sinn für das Maß.

Verhängnisvoll wurde oft eine philosophisch unklare Auffassung des Geschmacks, der Wahn, ihn entbehren zu können, oder die Annahme, daß dieser geistige innerliche Reichtum zu gewinnen sei, wie äußerer Besitz.

Es verwirrte die Begriffe, als er mit dem Nützlichkeitsprinzip scheinbar nicht übereinstimmte und ein Abweg schien auf dem Pfad himmlischer oder irdischer Glückseligkeit für alle. Der laute, religiöse und politische Eiferer zuckte die Achseln über seine stille Vornehmheit. Hier erschließt sich das große, allgemeingültige Gesetz für den guten Geschmack, dessen philosophische Definition *der Sinn für Maß und Ziel* heißen könnte: Jeglicher Fanatismus ist unvereinbar mit ihm und führt auf geradem Weg zu allmöglichen Häßlichkeiten. Weil der Fanatismus mit Größenwahn und Hochmut arbeitet, schließt er jene Ehrfurcht und feine Demut des Herzens aus, die stets zu lernen, aufzunehmen und zu sichten bemüht ist. Ehrfurcht und Demut sind die Grundpfeiler des guten Geschmacks. Man kann genau beobachten, welchem Gesetz er im Leben der Kulturvölker folgt. In der Weißglühhitze von religiösem oder politischem Feuer wird er durch Größenwahn verschiedener Art unterdrückt. Seine Heimat findet er, sobald edle Begeisterung den geklärten Fluten entsteigt. Verfliegt jedoch auch die Begeisterung, ernüchtert und erkaltet alles, was Herz und Geist wahrhaftig bewegt, dann folgt sehr leicht eine ästhetische Verweichlichung, eine raffinierte Perversität. Wem sich dann die Grenzen des moralischen und des ästhetischen Gewissens vollständig verwischen, dem kann das ästhetische Gewissen zum verführerischen Irrlicht werden. Der in sich vollendete Mensch braucht das eine zur Korrektur des anderen und wird sich mit dem pedantischen Wertmesser engumschriebener Tugend nie genug sein lassen.

Gerade in den täglichen Vorkommnissen ist Geschmack ein berufener Führer. Er macht das Almosen zur edlen Wohltat, jede Zusammenkunft zum vornehmen Fest, unser ganzes Wesen, ob wir alt oder jung sind, schön oder häßlich, lustig oder traurig, zu einem Ding, von dem mildes, wohltuendes Licht auszugehen scheint. Eine Erziehung zum Geschmack erscheint heute möglich und notwendig, während fast ein Jahrhundert lang Geschmacksverwilderung Platz gegriffen hatte, die keinem Einfluß zugänglich schien. Außer dem sozialen und nationalen Fanatismus wirkten mehrere wichtige, feindliche Faktoren: Der Fanatismus der allein seligmachenden Wissenschaft, der die geistig Höchststehenden in die Probleme unmittelbarer Nützlichkeit vertiefte und sie daher das langsam arbeitende, mittelbar Nützliche des Geschmackes verachten ließ; dann eine fanatische Inbrunst, die allgemein und höchst gemein gewordene, respektvolle Inbrunst für jungen, schnell erworbenen Reichtum, und der Wunsch, sich möglichst breit zu machen mit dem hastig errafften Besitz. Diese Geschmacklosigkeit hat schon Petronius im Gastmahl des Trimalchion unsterblich gegeißelt. Der moderne Trimalchion kann wegen des Mangels an Sklaven und wegen anderer Kulturveränderungen nicht mehr auf diese imposante Art protzen, doch er hat andere Wege gefunden, ungeheure Geschmacklosigkeiten zu begehen. Er ist Legion und seinen Manifestationen ist schier nicht mehr auszuweichen. Die ganze Erde betrachtet er als seinen Speisesaal und Tausende von Künstlern sind ihm zuliebe Sklavenseelen, Klien-

ten und Schmeichler. Der protzenhafte Emporkömmling ist die Karikatur des Mäcen und wirkt demoralisierend in weitem Umkreis und in jeder Beziehung.
Ein großer Irrtum liegt darin, den Geschmack als Luxusgegenstand des Reichen zu betrachten, er ist vielmehr der edle Luxus, der den meisten zugänglich wäre. So unangenehm possierlich Protzerei wirkt, so schön ist ehrlicher Stolz auf den eigenen Stand, denn eine gesunde Zufriedenheit lehrt den falschen Schein des Glanzes ebenso zu meiden, wie das scheue Verstecken des Erworbenen. In der günstigsten Lage für den Geschmack befanden sich etwa die deutschen Hansastädte zur Blütezeit, wo gediegene, harmonische Schönheit behäbigen Sitz hatte und vor allem die italienischen Städte Venedig und Florenz in den Jahrhunderten der Pracht. Dort wirkte die Wohlhabenheit selbstverständlich, alle Schichten der Bevölkerung waren durchdrungen von feinsinnigstem Geschmack und durch die Freude an Schönheit miteinander verbunden. Der allgemein verbreitete Kunstsinn von Florenz entstand wohl aus dem großen Reichtum der Stadt, trug aber auch zu dessen Vermehrung gewaltig bei, so daß im Zeitalter der Königin Elisabeth der Warenumsatz von Toskana größer war, als derjenige von ganz England. In dem traurigen Interregnum des schlechten Geschmacks war ein Quell von Wohlfahrt und häuslicher Zufriedenheit fast zugeschüttet und versandet. Jetzt erst wendet sich überall der geläuterte Sinn wieder der Hausindustrie zu. Besonders interessant ist die Bewegung, die in

Italien von vornehmen Frauen eingeleitet ist und eine wahre Renaissance uralter Kunstfertigkeiten verspricht. Fast verlorengegangene Techniken wurden neu belebt in Stickerei, Weberei und Spitze, da und dort versammelt sich eine Schar junger Schülerinnen um eine Alte, die treu im Gedächtnis die Tradition behütet. Stolz, wenn auch mit zitternden Fingern, zeigt sie das Geheimnis anmutig verschlungener Fäden und neues Glück, neue Wohlfahrt knüpft sich an langvergessene Kunst.
Wir brauchen den Geschmack als Hüter unserer Tempel, als Schutzgeist der Landschaft, deren Schönheit gesund stimmt, und der Städtebilder, die von Fleiß, Kunst, Tüchtigkeit und hohem Bürgersinn der Ahnen zeugen. Es war falsch, Schönheit und Zweckmäßigkeit auseinanderzureißen, zu glauben, daß die Schönheit in den Verzierungen eines Dinges bestünde. Schönheit ist kein entbehrlicher Zierrat, sie muß die Tugend und das Verdienst eines Gegenstandes bedeuten. Wir haben ein gewisses, logisches Gefühl, das uns alles schön empfinden läßt, was seinen Zweck vollständig erfüllt. Bei näherer Betrachtung sind die meisten häßlichen Dinge auch wenig brauchbar. Wer diese Grundregel im Herzen trägt, wird sich von keiner Modeströmung irre machen lassen.
Ein richtiger Stolz ist eine große Weisheit und der sicherste Erzieher zum guten Geschmack. Denn er erinnert beständig daran, wohin wir eigentlich gehören, so daß Tun und Lassen, Anschaffen und Meiden, Aneignen und Verwerfen stets beherrscht bleiben von der lächelnden Huldin, die Walter von der Vogelweide so zierlich *Frau Maße* genannt und besungen hat.

KAPITEL V

DER REICHTUM ALS QUELLE

Die jeweiligen Anschauungen über den Luxus entwickeln sich aus den jeweiligen Anschauungen über das Geldwesen, über die Berechtigung einer großen Besitzvermehrung und über das Berechtigtsein eines Prunkens mit solchem Reichtum. Da nun der Erwerbstrieb und Erwerbsstolz bei den bestveranlagten Kulturmenschen sehr stark ist, von den meisten religiösen und philosophischen Systemen aber zum Schutz der Schwachen und Hilflosen der Verachtung preisgegeben und eingedämmt wird, so verwickeln sich diese Anschauungen und geraten seit alters mit dem wirklichen Leben in den merkwürdigsten Widerspruch. Dieser Widerspruch wurde noch durch die Rücksicht verstärkt, die Religion und Philosophie auf die Kränkung und den Neid der unterdrückten Elemente nahmen. Die rauhen Tugenden der Vergangenheit standen den Anfängen unserer Entwicklung wohl zu Gesicht, doch nach dem gewaltigen Höhenflug des Geistes, der Erfindungen zeitigte, Entdeckungen machte und die Naturkräfte in den Dienst des Alltags zwang, mußte sich die moralische Weltanschauung auch mit den Dingen versöhnen, die vorher verdammt und verachtet waren. Denn sobald der Mensch eine gewisse Kultur erreicht, stellt sich in ihrem Gefolge der Luxus ein. Er trägt ein Sphinxhaupt, das schier unlösbare Rätsel aufgibt. Ist er nun sündhaft oder ein harmloser, erlaubter Genuß? Ja, ist er überhaupt

ein Genuß, da wir immer wieder gerade inmitten der raffiniertesten Künste des Reichtums ein Lechzen nach Einfachheit bemerken? Ist der Luxus eine soziale Gefahr, ein Raub des Reichen an der Armut — oder eine soziale Notwendigkeit? Ist der Luxus Narrentum, und muß ein Weiser in seinem Diogenesfaß verächtlich den Kopf dazu schütteln? Gleicht er der Fata morgana und ergötzt, ein Trugbild des Glücks, die schwerfällig und ernst dahinziehende Karawane der Menschheit als Trost im Wandern durch monotone Wüstenei?
Diese Sphinxfragen bekümmern heute mehr als je unser zartgewordenes Gewissen. Daß es die edelste Aufgabe der Kultur sei, für die größte Anzahl von Menschen auf Erden größte Glückseligkeit zu schaffen, bestreiten jene Moralsysteme noch immer, die mit den Begriffen des Guten und der Tugend nur Entsagen, Entbehren und Enthalten verbinden. Der jüngste Prophet solchen Denkens, Tolstoi, rüttelte das Gewissen bei manchen seiner Landsleute so mächtig auf, daß einige Reiche, wie in den ersten Tagen des Christentums Hab und Gut unter Bedürftige verteilten und ein Leben höchster Einfachheit wählten. Ihnen war nur die Häßlichkeit des Geldes bewußt und sie sprachen von unserem *materiellen Zeitalter*, wie ein Gemeinplatz das reiche Leben der Gegenwart nennt.
Die ungeheure Kulturarbeit, die das Geld vollbracht hat und vollbringt, sobald es frei und vertrauensvoll gebraucht wird, kommt seltsamerweise nur in wenigen Geschichtsdarstellungen zum Ausdruck. Nichts ist den meisten Menschen so unklar, als die anscheinend so

einfache Frage: Was ist das Geld und was tut es? Ist es böse oder gut, tot oder lebendig, ein Heil oder ein Gift? Die verschiedensten Dichter verschiedenster Utopien kommen ziemlich darin überein, daß es böse sei und ein Gift. Nach ihren Ansichten müßte es entfernt werden, seine Macht vernichtet oder wenigstens sehr beschnitten werden. Mit dem Begriff des Geldes und Goldes läuft der Begriff von Sünde, von Unrecht unter, von Raub an der Armut. So ist der reiche Mann noch heute ein Odium für jeden Schwärmer.

Gewisse Vorurteile gegen den Reichtum, die auf merkwürdiger Verkennung seines Wesens und der ihm innewohnenden Möglichkeiten beruhen, haben wir nicht nur dem Christentum und Rittertum zu verdanken, sie waren schon in Griechenland zu Hause. *Von Natur aus unfruchtbar* nannte Aristoteles das Geld und dieser imposante Unsinn vererbte sich mit seiner Lehre durch Jahrtausende. Es wurde zwar immer Geld auf Zins geliehen, allein diese Sitte galt für unnatürlich und unrecht, der Verleiher fand Spott und Haß im Leben wie auf der Bühne, genau wie die Wucherer in neueren Zeiten. Als Shakespeare die Gestalt des Shylock schuf, hatte er gewiß nichts anderes vor Augen, als nach uraltem Muster den mit Mißtrauen und Haß verfolgten Darleiher lächerlich zu machen, den Mann dem Spott und Schimpf preiszugeben, der dem aristotelischen Gesetz von der Unfruchtbarkeit des Geldes Hohn sprach. Allein des großen Dichters Genius ging mit ihm durch. Statt lächerlich zu werden, wuchs Shylock unter seiner Hand zu furchtbarer Größe. Die unheimliche Poesie

des Geldes, das in der Hand des bedrückten Juden zum Szepter wird, goß sich über die Gestalt des Händlers, der zuerst klein und armselig auftritt, aber dann in der Zauberformel *monies, monies!* den Gegner die ganze Gewalt des Besitzes empfinden läßt. Wie geringwertig erscheint neben diesem, zäh an der Rache hängenden Charakter der naive Bassanio. Genau, wie heute noch die italienischen Nobili, will er Geld ohne Mühe gewinnen und spekuliert, als ob es ganz selbstverständlich sei, auf eine reiche Braut. Ohne Umschweif und ohne Scheu wird diese Spekulation im Kreis der Freunde verhandelt. Bassanio ist typisch für die rittertümliche Auffassung des Geldes und sein Besuch bei Shylock ist der stets sich wiederholende Besuch der Grille bei der Ameise, den Lafontaine beschrieb:

La cigale, ayant chanté
Tout l'été,
Se trouva fort dépourvue
Quand la bise fut venue.

Zufällig verliebte sich Bassanio auch in Porzia, doch sein ursprünglicher Gedanke galt nur einer reichen Braut. Die Sitte der Geldheirat von seiten verschwenderischer junger Edelleute, die sich jeder Arbeit schämen und sich für herablassend halten, wenn sie die Erfolge eines fremden Finanzgenies einheimsen, ist sehr interessant zu beleuchten, weil sie jene eigentümliche naive Auffassung trefflich zeigt, die auf vollständiger Verkennung des Geldwesens beruht.
In einem Roman des 13. Jahrhunderts wird als Ideal-

ritter der fleissig herumturnierende Graf Joufroy beschrieben, der fortwährend großmütige Geschenke um sich streut. Seine Turnierpreise, Pferde, kostbaren Waffen, Goldgefäße und Gewänder gibt er verschwenderisch hin. Als er nichts mehr besitzt, führt er sich unter fremdem Namen in eine reiche englische Bürgerfamilie ein und heiratet die Tochter. Sobald die Mitgift verbraucht ist, verläßt er seine kaum angetraute Blanchefleur und empfiehlt sie der Gnade des Königs, damit ihr dieser einen anderen Mann verschaffe. Er selbst heiratet eine Standesgenossin. Rührend ist die Naivität, mit der alles als ganz selbstverständlich geschildert wird. Sogar die bürgerlichen Schwiegereltern finden das Vorgehen des Ritters nicht einmal tadelnswert. — Diese Anschauung entstammte dem kirchlicherseits streng aufrechterhaltenen Mißverständnis über die kulturelle Bedeutung des Geldes. Man verachtete in der ganzen mittelalterlichen Welt jeden Erwerb, der nicht kriegerisch war oder dem Landbau verdankt wurde.

Doch in demselben England, in dem der Roman des Ritters Joufroy spielte, sollten in späteren Jahrhunderten die mächtigen und stolzen *merchant kings* entstehen. Zuerst emanzipierte sich Italien bis zu einem gewissen Grade von der kirchlich-ritterlichen Ansicht. Die Kreuzzüge, die als Blütezeit des Rittertums gelten, sollten gerade der entgegengesetzten Weltanschauung, dem Handel und der Industrie, Vorschub leisten. In Italien war unter der Herrschaft des alten Rom das Darlehen auf Zinsen zwar erlaubt, aber als schändliches Gewerbe verachtet, während in Babylon selbst königliche

Personen anstandslos Bankgeschäfte betrieben. Der Ursprung aller Vorurteile gegen das Zinsennehmen liegt wahrscheinlich im Verkennen der Gesetze, die jede Zunahme des Reichtums regeln, sowie in jener primitiven Ansicht, die den Verschwender über den Sparsamen stellt. Es gibt keine Literatur, in der sich diese Bevorzugung nicht spiegelt. Von Thespis an wird man kaum ein Beispiel finden, wo Darleiher und Borger auf der Bühne erscheinen, ohne daß die Sympathie des Publikums sich dem Borger zugewandt hätte. Je unwissender das Volk, desto stärker zeigte sich immer dieses Vorurteil. Im kanonischen Recht galt jedes Zinsgeschäft für Wucher, das heißt für Sünde. Wer zu geringem Prozentsatz Geld verlieh, war ein Wucherer, wie jener, der überhohe Zinsen nahm. Es ist klar, daß solche Gedanken jede industrielle oder kommerzielle Unternehmung im modernen Sinn unterbanden. Die italienischen Handelsrepubliken wußten sich jedoch über die Schwierigkeit zu helfen und versöhnten ihre Geschäfte mit der Sorge um ihr Seelenheil. Die Staatsrechtslehrer erfanden für die Frommen eine Entäußerung des Kapitals, das heißt, jemand verkaufte sein Geld und schlug zum Preis ein bestimmtes, jährlich wiederkehrendes Einkommen. In Florenz soll sich eine Kirche allmählich ganz geleert haben, weil der Prediger auch gegen dieses Geldgeschäft sprach. Eine Satyre erwähnte den Fall und riet dem Pater, das Thema zu wechseln.

Neben der weltlichen handelstüchtigen Richtung, die der Berührung mit dem Orient entstammte und deren goldene Fanfaren mächtig hinausschmetterten, klang

und sang jedoch in Italien noch lange eine andere Melodie. Die Richtung, die das mönchische Ideal mit dem Duft der Poesie verklärte, lebte in den *Fioretti* des heiligen Franziskus, in denen die Armut so inbrünstig verehrt wird, wie die Herzensdame des minnenden Ritters. Wir erleben im Mittelalter Italiens das denkwürdige Schauspiel, daß die beiden Extreme, äußerste Verlästerung der Geldkraft und höchste Verehrung derselben, nebeneinander bestanden und daß beide Richtungen Schönheitswerte schufen. Ein glückliches Klima erlaubte das poetische Mönchsideal, den Luxus beschaulicher stillseliger Lebensart angesichts schöner Natur, dessen Spiegelbild Gemälde und Gedichte stilisierter Hirtenpoesie überlieferten. Doch nur in derartigen ausnahmsweise günstigen Gebieten kann solches entstehen. In rauhem Klima und harter Natur zeitigt die Verachtung von Geld und Luxus nur plumpe Barbarei.

Lehrreich wirkt die Betrachtung der mittelalterlichen Anschauung über Geldwesen in Rußland, eine primitive Anschauung, auf die ohne Übergang moderne utopistische Ideen aufgepfropft wurden. Derselben Weltansicht entspringt einerseits Großmut, unbegrenzte Gastfreundschaft, andererseits Unehrlichkeit, Verachtung von Sparsamkeit und Erwerbsfleiß, eine Verachtung, die dem Deutschen und dem Juden gegenüber bis zu Ekel und Haß gesteigert ist. *Armut schändet nicht*, ist ein Grundsatz, der zu sehr edler Gesinnung führen kann, aber auch zu gefährlichen Sophismen. *Heute schenke ich Dir mein Hemd, morgen schenkt mir mein Bruder das seinige, oder ich stehle es dem ersten Besten, denn*

im Grund gehört alles allen und Eigentum ist Diebstahl. So denkt der derbe Russe. Wo instinktive Verachtung des Erwerbsfleißes und des Besitzstolzes besteht, kann die Kultur trotz aller Gaben des Himmels nur sehr oberflächlich gedeihen. Noch gründlichere Verachtung und Verkennung des Geldwesens hat einst Spaniens Blüte geknickt. Als das Gold der Neuen Welt die Halbinsel überflutete, benahm sich der unpraktische Spanier derart, daß bald — wie es die Lumpenromane drastisch erzählen — ein Sturmlied des Hungers durch Palast und Hütte pfiff.

Auch in Deutschland hatte der Finanzmann schwer zu kämpfen. Trotz der Emanzipation von kanonischen Anschauungen wurde ein gewaltiges Vermögen, wie das der Fugger, von der Öffentlichkeit mit Haß beanstandet. Ein Antrag, es zu reduzieren, kam jedoch zu Fall. Symbolisch erscheint der aufsteigende Glanz des Kaufherrn und das Verblassen des Rittertums in zwei Gemälden, die in der Münchener Pinakothek einander gegenüber hängen. Das eine, von Albrecht Dürer gemalt, stellt zwei donquichotteartige Ritter vor, die, von ihren mageren Pferden abgestiegen, traurig in die Welt blicken. Denn von Reiten und Rauben kann niemand mehr leben. Solche Zeiten waren vorüber. In üppiger Behäbigkeit erscheint dagegen das Porträt eines Fugger mit seiner Familie auf goldenem Hintergrund. Liebenswürdig lächelt die Madonna zu den braven, reichen Leuten herab, die ihr schöne Kirchen bauen. Auch in Holland feiern stolze Gemälde den reichen Stifter, die reiche Gilde. König Mammon kauft bereits die Kunst.

Doch erst der Beginn der Industrie, die durch Dampf und Eisenbahn und elektrischen Strom ganz unvermutet erweitert und vervollkommnet wurde, sollte Geld und Luxus in seinem Gefolge zur vollständigen Herrschaft rufen und ihnen eine so unheimliche Macht verleihen, daß der Mensch unter dem Albdruck dieser ungeheuren Weltveränderung beinahe rufen möchte: *Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.* Es ist wirklich, als ob die einst friedlich und mäßig gesparten Geldsäcke den Veitstanz bekommen hätten, durch Hexerei fliegen könnten, sich recken, dehnen, alle Gestalten annehmen und auf der ganzen Erde einen furchtbaren Kehraus mit alten liebwerten Dingen machen wollten. Sie schütteln alles durcheinander, dort wippt Einer empor bis zu den Sternen, hier versinken Tausende in einen schwarzen Schacht tief unter die Erde.
Nicht mehr brüten Drachen über den Schätzen wie in der alten Fabel, das Geld ist ein flüchtiges, alldurchdringendes Lebensprinzip geworden, ein neues Element, dessen besondere Gesetze eine eigene Zunft von Gelehrten zu ergründen versucht. *Meister, Meister, halt ein*, möchte man diesen, den sinnenden Nationalökonomen zurufen, wenn der Hexenspuk zu arg wird. Das Geld hat finstere Mächte besiegt und besiegt sie noch immer. Aber ist es nicht selbst eine finstere Macht? Eine Macht, die Grauen einflößt? Wir erinnern uns des sonst so mutigen Ritters, der drei Kreuze schlug, wenn er den Juden in seiner Spelunke besuchte. Äußerlich war es eine Spelunke, aber innen voll geheimnisvollen Reichtums und der Händler, den man draußen

in der Welt zu schmähen wagte, stand majestätisch darin, ein Fürst und Magier, der das Gold anzog, wie der gefürchtete Magnetberg die Schiffe.
Können wir, den Lauf der Geschichte verfolgend, Hoffnungen hegen, daß die Kluft zwischen reich und arm sich allmählich ausfüllt? Gibt es eine Möglichkeit, beides zu vereinen: Achtung vor dem Reichtum, gerechten Stolz und Anhänglichkeit an selbsterworbenen oder vom liebenden Fleiß der Väter überkommenen Besitz und Ehrfurcht vor der heiligen Armut, dem mystischen, tiefen Urquell, aus dem immer wieder die Tatkraft, die Prometheusseele der Menschheit schöpft?
Die Nationalökonomen hatten zunächst den Irrtum zu bekämpfen, daß nur Ackerbau, Waldwirtschaft oder Bergwerke Reichtum für ein Land bedeuten. Colbert trat in Frankreich zuerst für eine vaterländische Industrie ein und Berkeley warf im Jahre 1735 in England die Frage auf: *Müßte der nicht ein verrückter Patriot und Staatsmann sein, dessen Ansicht dahin geht, Geld ins Land zu ziehen, um es dort zu behalten?* Locke führte diese Ansichten weiter aus und Adam Smith schrieb das große Werk über Geldwirtschaft *The wealth of nations*, das mit der raschen, ungeheuren Entwicklung Englands als Industrie- und Handelsstaat eng zusammenhängt. Der geniale Turgot dachte die französische Revolution aufzuhalten, denn er verstand, daß es sich zunächst um eine finanzielle Katastrophe handelte, der gegenüber am Hof und in der Gesellschaft vollkommene Unkenntnis und Hilflosigkeit herrschte. Doch eine kleinliche Intrige brach ihm den Hals. Napoleon steht in bezug auf sein

Verständnis für die Macht des Geldes als eine Art letzter Ritter in der Geschichte. Dies Verständnis fehlte dem weltumfassenden Genie, wodurch in erster Linie seine klugersonnenen Staatsgebilde zerfielen, denn die Geldkraft wurde zum Hebel der modernen Welt.

Die Geschichte dieser modernen Welt dreht sich vielfach um eine Frage der Geschwindigkeit. Das Geld, einst behutsam und langsam, hat seinen Charakter durchaus verwandelt. Es ist dank eines ausgebildeten Kreditsystems ungeheuer schnell und schnellwirkend, dank des Verkehrswesens ungemein weitwirkend geworden. Die Veränderungen, die es dadurch hervorruft, sind so durchgreifend und oft so überraschend, daß der ganze Aufbau der Gesellschaft seine Stabilität verloren hat, daß alle Gesetze, alle Regierungsakte den Ereignissen nachhinken und für Verhältnisse ersonnen werden, die während des Erfindens veralten. Da geschieht es den Männern am grünen Tisch wie einer unklugen Mutter, die einem schnell aufwachsenden Jungen zu enge Kleidungsstücke kauft und ihn dann schilt, wenn Ellenbogen und Knie alsbald keck herausschauen. Die ungeheuren Taten der modernen Kultur sind Taten des vielgelästerten Kapitals. Aber das Kapital, majestätisch und schrecklich, wie irgend ein Pharao, hat harten Frohndienst gefordert. Moderne Werke, in ihrer Art erhaben wie die Pyramiden, haben ebensoviel Schweiß und Blut gekostet. Jeder Schritt vorwärts zu göttlicher Macht kostete der Menschheit unsägliches Leiden. Auch die heutigen Fortschritte bedingen noch schwere, viel zu schwere Menschenopfer, die das neugeborene soziale Gewissen der Zeit qual-

voll drücken, obwohl sie klein sind im Vergleich zu dem, was früheres Emporsteigen unserem tragischen Geschlecht gekostet hat.
Veraltete Anschauungen, denen kurzsichtige Verordnungen entsprossen, machen nur allmählich der Einsicht Platz, die streng wissenschaftlich das Geldwesen beleuchtet und der Hexe *Gold* die rechte Zauberformel zuruft. Trotz der oft veränderten Landkarte gab es früher in Europa einen gewissen Stillstand, zu dem es unmöglich ist, zurückzukehren. Das entfesselte Geld hat einen allgemeinen, gegen früher beispiellosen Wohlstand und Luxus erzeugt, aber die gesamte Kultur in einen fieberhaften Zustand versetzt und sie einem Wandlungs- oder Häutungsprozeß unterzogen, an dem viele weise Ärzte nur mit langsamem Erfolg herumkurieren. Vor einem Menschenalter schrieb der englische Historiker Lecky: *Von dem Gedanken, daß alle Menschen frei und gleich geboren sind, werden sie sehr rasch zu der Überzeugung kommen, daß alle Menschen mit der gleichen Berechtigung auf die Güter dieser Welt geboren sind.* Die rationelle Nationalökonomie der Gegenwart beweist, daß für den materiellen Wohlstand der arbeitenden Klasse die Produktion auf das höchste ermutigt und sichergestellt werden muß. Diese bedingt den Schutz des Kapitals, denn ohne Zuversicht und Vertrauen wird Kapital entweder gar nicht erspart oder wenigstens nicht fruchtbringend angelegt. Wenn also das Eigentum der Reichen unter die Armen verteilt würde, schlösse dies für die ganze Bevölkerung eine unabsehbare Katastrophe ein.

Der Aberglaube, es bestünde eine natürliche Feindschaft zwischen Kapital und Arbeit, ist ein Gegenstück zu dem früheren Aberglauben vom Wesen des Geldes, den Rittertum und Kirche hegten. Reichtum ist eine Form der Kraft. Ein starker Mann ist aber nicht an sich schädlich, sondern er wird es nur, wenn er seine Kraft mißbraucht. Der Sozialist ruft beim Anblick des starken Mannes, man müsse ihm die Arme brechen. Ruskin meint, es wäre sachlicher, ihm zu lehren, die starken Arme richtig zu gebrauchen. Allerdings ist dank der modernen Industrie eine neue Klasse von Reichen entstanden, die ihr Vermögen so mühelos, so frei, so verantwortungslos genießen, wie es früher für niemand möglich war. Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber ihre Kupons erhalten sie doch. In dieser Verantwortungslosigkeit liegt nach Ansicht vieler Moralisten eine große sittliche Gefahr. Diese Denker übersehen jedoch den merkwürdigen Umstand, daß von der Vogelperspektive aus die Rentenbesitzer, auch ganz ohne es zu wollen oder zu verstehen, säen, ernten, eine ungeheure Arbeit vollbringen. Ihr freigewordenes Geld gleicht einer wimmelnden Schar von Wichtelmännchen, die, von einem Zauberstab heraufbeschworen, hämmern und pochen, bauen und schmücken. Während der große Aktienbesitzer seinen Spleen spazieren führt, schickt Indien ihm seine Baumwolle nach Europa, dort wird sie zu Stoffen gewebt, die wieder nach Indien zurückkehren. Wir bedauern, daß jener Idiot so viel Geld hat, aber wir vergessen, daß sein in Papieren angelegtes Vermögen ganz selbständig ist, schafft und scharrt und

spinnt, den Gelehrten, den Erfinder ansporn, vielleicht uns selbst auf Umwegen zugute kommt. Endlich ist gerade das Gefühl der Verantwortungslosigkeit so drückend für den sozial erzogenen modernen Reichen, daß dieses Motiv das frühere religiöse Motiv des Wohltuns ersetzt, wenn nicht überflügelt.
Besonders in England und Amerika werden philanthropische und künstlerische gemeinnützige Werke ins Leben gerufen, wie sie die Welt vorher niemals gesehen. Großer Besitz ist nicht immer ein Glück für den Besitzenden, denn Glückseligkeit ist nicht käuflich. Aber großer Besitz ist stets ein Glück für die Nichtbesitzenden, denn er allein ermöglicht die Produktivität des Geldes, die gemeinnützig wirkt. Großer Besitz bietet allein die psychologische wie die materielle Grundbedingung für die fortschrittliche Kulturarbeit, die harte Opfer kostet, aber stets den Wert des Daseins vergrößert.
Die Meinung, daß gewisse Standesunterschiede von Gott selbst eingesetzt seien und nach ihrer Abstufung gewisse Formen des Luxus erlaubten, ja forderten, hat lange den Haß und die Scheelsucht eingedämmt, die in demokratischen Zeiten als selbstverständliche Erreger auftreten. Jener gute Glaube machte die sogenannten Luxusgesetze bis zu einem gewissen Grad durchführbar und gab zum Beispiel der Kleidertracht eine gemessene Würde und Schönheit, deren sie in der Gegenwart verlustig ging. Die Nachahmungssucht, die zu den verderblichsten Auswüchsen des Luxus gehört, das Surrogat, das plumpe billige Nachäffen in Modedingen, waren

streng ausgeschlossen in einer Zeit, die unter anderem Fürstinnen von Geblüt den Hermelin zuwies, Edelfrauen den Zobel und Bürgersfrauen das einfachere Rauchwerk. Mit diesem Sich-Bescheidenmüssen ging auch eine besondere Art des ästhetischen Vergnügens verloren, nämlich jene belustigte Bewunderung, die etwa nur noch das Kind im Theater empfindet, wenn es Fürsten und hohe Herren sieht oder Vertreter der Arbeit in verschiedenem, dem Stand eigentümlichem Kostüm.
Dadurch, daß gewisse Prunkgegenstände nur in Verbindung mit hohen Ämtern, Würden und Pflichten erschienen, gewannen sie eine Art mystischer Weihe und wurden mit angenehm empfundener Ehrfurcht betrachtet. Es ist aber unmöglich, eine angenehme Ehrfurcht zu empfinden etwa beim Anblick einer emporgekommenen Frau mit häßlichen Manieren, die mit Hermelin angetan einherstolziert. Sehr viele Manifestationen des Luxus in verschiedenen Ständen sind heute nur widerlich und geschraubt. Weil aber Luxusgesetze, die sich sogar während strenger Trennung der Stände nur sehr schwer aufrecht erhielten, angesichts moderner Weltanschauung in keiner Form durchführbar sind, ist es nötig, durch Erziehung des Geschmacks und Zartgefühls, sowie des richtigen Stolzes die nötigen Grenzen zu ziehen. Warum aber mutet der eine Luxus, wie etwas Erlaubtes, Liebliches und Erfreuliches an, während der andere roh, lächerlich und frevelhaft wirkt? Weil die einzig verläßlichen Anhaltspunkte für die Beurteilung des Luxus darin bestehen, daß alles, was den eigenen Stand schmückt, idealisiert und

zur höchsten Vollendung erhebt, erlaubt sein muß, alles, was den eigenen Stand karikiert, ihn auf läppische Weise mit anderen konkurrieren läßt oder ihm Hohn spricht, eine Dummheit oder einen Frevel bedeutet. Doch selten ist einer, der so gut Bescheid weiß und erlaubten Luxus von schädlichem zu trennen vermag, wie jene Mönche, die geschenktes Silbergeschirr zurückwiesen, um statt dessen feines Pergament für ihre Bücherabschriften zu erbitten, denn kostbare Pergamentbände seien für ein Kloster der rechte Luxus, meinte der Abt. Er verstand, daß der Kampf gegen die Freude an Kostbarem und Schönem ein trauriger sei. Tief wurzelt die Neigung zum Luxus; sie richtig zu lenken, ist eine dankbarere Aufgabe, als sie auszurotten. Statt Haß zu säen, wird sie vielleicht einmal in fernen Zeiten Liebe nähren, engere Sympathien herbeiführen, denn nichts bringt die Menschen einander näher, nichts baut so edel geschwungene Brücken von einer Seele zur anderen, als eine gemeinsame Bewunderung. Mitbewundern heißt Mitbesitzen.
Ein klassisches Beispiel edlen Bescheidens gab Cosimo von Medici, als er sprach: *Der Neid ist eine Pflanze, die man nicht begießen soll.* So ermahnte er die Baumeister, die ihm den Grundriß eines überprächtigen Hauses vorlegten und deren Pläne er auf das richtige Maß an Schönheit und Geschmack zurückführte.
Das ästhetische Gefühl vermag in diesen Fragen mehr als der Büttel des Gesetzgebers, denn die Schwierigkeit, den Luxus staatlich einzudämmen und ihm gegenüber so gerecht wie vernünftig zu urteilen, liegt darin,

daß sich jede seiner Manifestationen proteusartig verändert, ewig neue Gestalten annimmt und dadurch der haschenden Hand entgleitet, wie im nordischen Märchen der Fliehende bald die eine, bald die andere Tierform annimmt, um dem Verfolger zu entrinnen. Doch der oberflächlichste Rückblick liefert für Philosophen und Sozialreformer sehr belehrende Tatsachen. Ein solcher Rückblick lehrt zuerst, daß der Begriff des Luxus endgültig nicht zu bestimmen ist, denn eine große Menge von Dingen, die vor Zeiten als sündhaft angesehen war, ist heute das selbstverständliche Gemeingut aller. Ein packendes Beispiel bildet die Geschichte der Gabel. Ich glaube nicht, daß der grimmigste Anarchist die Benützung dieses Eßwerkzeuges als Luxus ansieht. Aber eine Venezianer Chronik aus dem 12. Jahrhundert erklärt selbiges Werkzeug für sündhafte Protzerei und seine Benützung für höchst affektiert und sträflich. Eine griechische Prinzessin, die *Dogaressa* geworden, hatte nämlich die Gabel nach Venedig gebracht und erregte Entsetzen. Denn so meinten die Frommen im Land, es ist höchst sündhaft und unbescheiden wider Gott und die Menschen, die Nahrung nicht mit den Fingern zu berühren, sondern mittels eines zweizinkigen Instrumentes zum Munde zu führen. Ähnlich benahmen sich die rückständigen Elemente stets allen Neuerungen gegenüber, mit denen wachsender Wohlstand die Sitten verfeinerte. Besonders wandten sich die Luxusgesetze jahrhundertelang gegen die Gewohnheit des Fahrens und richteten auf den Wagen ihr besonderes Augenmerk. Dem Lucius Metellus, der das Palladium der Vesta mit Verlust seines

Augenlichts gerettet hatte, zur Zeit des ersten punischen Krieges, wurde als Auszeichnung und einzig dastehende Ausnahme der Gebrauch eines Wagens in der Stadt erlaubt. Als sich die Sitte des Fahrens einbürgerte und man anfing, die Gefährte kostbar zu zieren, ließ Claudius als Censor einen solchen Prachtwagen öffentlich verbrennen, um gegen die Üppigkeit aufzutreten. Im Jahre 1550 gab es nur drei öffentliche Personenfuhrwerke in Paris, doch sie vermehrten sich so schnell, daß dreißig Jahre später ein Erzbischof über die sündhafte Mode klagte, sich eines Gefährts zu bedienen und die Einfachheit der Präsidentin von Thou lobte, die es vorzog, nach wie vor auf dem Rücken eines Dieners Besuche zu machen. Die Benützung eines Wagens blieb lange den Frauen vorbehalten, ein Herr hätte sich dessen, als einer unerhörten Verweichlichung geschämt. Im 17. Jahrhundert wurde das Fahren bei den Vornehmen so allgemein, daß es der Abbé Gedoy als soziale Gefahr bezeichnete mit dem Ausdruck: *La voiture de luxe est un dissolvant au sein de la société.* Aber Paris verdankte diesem Störer des gesellschaftlichen Friedens die Pflasterung der Stadt und die Kanalisation, weil dank der Wagenzunahme die Pariser von dem naiven Prinzip abkommen mußten, alles und jedes einfach aus dem Fenster auf die Straße zu werfen. Der uralte, sozial-philosophische Vorwurf dem Wagen gegenüber wird heute in bezug auf das Automobil mit stärkerem Nachdruck wiederholt. Vielleicht verdanken wir auch diesem *Luxusgegenstand* in Zukunft eingreifende Verbesserungen von Straßen und Fahrordnung, ehe er

sich eingebürgert in das gemeine Leben und zu den Selbstverständlichkeiten des Verkehrs gehört. Jeder derartige Überblick lehrt, wie vielseitig die Fragen des Luxus sind. Vielleicht handelt es sich hier um einen Fall, bei dem das Gemüt den Verstand zu unterstützen hat, bei dem das ästhetische Gewissen das moralische Gewissen bereichern, weitherzig machen muß. Ebenso verhält es sich mit hundert Dingen, die früher nur wenigen zugänglich, jetzt nicht einmal von ganz Unbemittelten als Luxus betrachtet werden; ich erwähne nur das Fensterglas, die Lampenbeleuchtung, die Fahrgelegenheit, wie sie heute durch Straßenbahnen überall geboten wird, die Billigkeit der Post, des Reisens und der Bücher. Die Möglichkeit der Teilnahme an allen Genüssen, die das Leben bietet, zieht immer weitere Kreise. Sollte aber die Fähigkeit, zu genießen und das Talent, zufrieden zu sein, in demselben Maße abnehmen?
Einer der Gründe, die den Kampf gegen den Luxus so aussichtslos erscheinen lassen, ist der blinde Eifer oder taube Fanatismus, mit dem er zumeist geführt wurde. Die Ritter der heiligen Armut waren so sehr in ihre hagere Dulcinea verliebt, daß sie aus Liebeswahnsinn den berechtigten Trieb zu Lebensschmuck und Lebensfreude leugneten. Die Reaktion tritt dann immer gewaltsam auf, der Barfüßer und Säulenheiligen spottend, denn der Hang zum Luxus ist unausrottbar. Die schwarze Suppe der Spartaner wird niemals auf die Dauer recht behalten. Nicht ohne Rührung ist zu bedenken, daß gerade ein kleiner Luxus, den langjähriger Fleiß und Strebsamkeit endlich gestatteten, das Leben manches

Wackeren krönt, vollendet, sein Herz bis zum Schluß mit Genugtuung erfüllt. Ohne jeden Luxus gäbe es keinen freudigen Fleiß mehr, denn der freudige Fleiß arbeitet mit dem berechtigten Ehrgeiz, sich dieses oder jenes zu gönnen, oder einst den Kindern zu hinterlassen. So sagte Schiller auf seinem letzten Spaziergang mit Karoline von Wolzogen: *Wenn ich nur so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind. Denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich.* Unabhängigkeit ist aber der größte Luxus, den sich ein Mensch erarbeiten kann. Und diesen demütigen Ehrgeiz lobe ich mir mehr als den hochmütigen Ehrgeiz manchen Armutsritters, dessen freiwillige Enthaltsamkeit anderen ein Vorwurf, eine zürnende Predigt sein soll. Ja, ich lobe sie mehr, als die Askese des als heilig verehrten Diakon Paris aus der Jansenistenzeit. Ein Krankensüppchen, das Barmherzige ihm spendeten, weil sie ihn für unfreiwillig arm hielten, galt ihm für einen so sündhaften Luxus, daß er tief bereute, es genossen zu haben, statt seiner gewöhnlichen Kost, die aus Salat und Wasser bestand. Der böse Geist, der im Luxus wohnt, ist der Geist des Prahlens, des Protzens, der weichlichen Lässigkeit. Doch auch in der Mißachtung der Hygiene, der Reinlichkeit, der Schönheit und der möglichsten Annehmlichkeit des Daseins wohnt ein böser Geist, ein Geist der Engherzigkeit und des Hochmuts, der meistens nichts anderes erreicht, als die Menschen am Leben irre zu machen.

Die interessanteste Tatsache liegt aber im Fortschritt einer gewissen Moral des Luxus. Wohl mag noch heute

ein unbequemer Lazarus an der Tür manches hartherzigen Reichen sitzen, der die Brosamen lieber dem Hündlein gönnt, aber eine gewisse Art unsinnigen Prassertums ist ausgeschlossen. Wenn ein dummer Junge seine Zigarre mit einem Hundertmarkschein anzündet, straft ihn allgemeine Verachtung. Ein Rockefeller oder Vanderbilt wird keine Perlen wie Kleopatra in Essig trinken, er wird seinen Gästen weder Nachtigallenzungen noch mit Sklaven gefütterte Moränen vorsetzen. Ein Krösus des Tages spendet statt dessen ungeheure Summen für öffentliche Wohlfahrt, für Universitäten, für wissenschaftliche Expeditionen und Museen, für das Sammeln und Erhalten von Kunstwerken jeder Art. Die Reichen leben mehr und mehr in dem Bewußtsein, nur Verwalter ihres ungeheuren Vermögens zu sein und halten sich als solche für moralisch verpflichtet, es großenteils zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit zu verwenden. Gleich nach der Heiligkeit des Menschenlebens kommt eine gewisse Heiligkeit des Geldes, als Quelle der Wohlfahrt, die gut kanalisiert werden muß, um große Länderstrecken zu bewässern. Sinnloses Prassen verliert sich durch das Gefühl der Verantwortlichkeit und ein unverschämt protzender Trimalchion sollte heute weniger Klienten und Schmeichler finden als im Altertum. Denn ein gewisses Gefühl der Selbständigkeit, der Würde und des Anstandes macht die öffentliche Rolle des Klienten verächtlich. Der Luxus scheint auf dem Wege zu sein, feiner, diskreter und ästhetischer zu werden. Viele seiner Formen haben überhaupt das Odium, als überflüssig angesehen zu werden, unmerklich abgestreift und sind Gemeingut geworden.

Diesem Fortschritt gegenüber steht jedoch ein sehr trauriger Rückschritt in dem Zunehmen bitterer Gefühle, scheeler Blicke, in dem taumelnden Begehren nach mehr und mehr, in dem Nimmer-sich-genügenlassen. Es ist, als würde der Luxus zur Hexenspeise, die niemals den Hunger stillt. Doch die Geschichte aller Fortschritte ist so eng mit der Geschichte des Luxus verknüpft, daß man nicht versteht, warum beide sich fast in jeder Kulturstufe trennten. Die Widersprüche, in die sie zeitweise verwickelt waren, lösten sich immer wieder auf, in der Gegenwart geschieht es durch die Verbreitung des guten Geschmacks und des wachsenden Einflusses der ästhetischen Erziehung, wie es einst durch die größere Solidarität der Menschen geschah. Einer konnte sich früher am Besitz des anderen harmlos freuen, ein Familienfest wurde oft zur Volksbelustigung und der fahrende Mann fügte sich ohne Mühe in jedes Festbild ein. Es existierte ein Gefühl der Mitfreude, das in seiner Frische und Naivität kaum wieder aufblühen dürfte. Wenn ein Reicher oder Vornehmer ein schönes Fest gab, freute sich nicht nur Sippe und Freundschaft, es war eine Ehre und eine Freude für die ganze Straße, für das Stadtviertel, für die ganze Stadt; eine persönliche Genugtuung für jeden Mitbürger, die mancher Brief und Bericht treu und naiv widerspiegelt. Als Beispiel solch gesunder Verhältnisse können die deutschen Hansastädte und Venedig zu ihrer Glanzzeit dienen. Sie waren so geschmackvoll, weil der Mammon weder ausschließlich angebetet wurde, wie es heute oft geschieht, noch der Luxus verachtet, wie in den Tagen

einer poetischen Askese oder philiströsen Ängstlichkeit. Die Wohlhabenheit war damals allgemein. Der weniger Bemittelte neidete den Reichen nicht, da er begriff, wie dessen Besitz der Heimat zu Stolz und Zierde, zu Nutz und Frommen gereichte. Unendlich schwerer ist es bei der Ausdehnung heutiger Staaten, bei ihrer Abhängigkeit voneinander und bei der Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, dem fruchtbaren Gott des Reichtums Plutus ein solch freundliches Angesicht abzugewinnen. Ein Angesicht, das nicht mehr dasjenige eines fratzenhaften, blinden, grimmen Götzen ist, wie ihn noch Aristophanes und Lucian schilderten, sondern das eines Fürsten ebenso mild und groß, desjenigen Plutus, den Goethe vorausgeträumt:

Er scheint ein König, reich und milde,
Wohl dem, der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben;
Wo's irgend fehlte, späht sein Blick,
Und seine reine Lust zu geben,
Ist größer als Besitz und Glück.

ZWEITES BUCH

GEBOTE

KAPITEL VI

BEHAGLICHKEIT UND PROPORTIONEN

Behaglichkeit ist jener Luxus, den wir am leichtesten erreichen und dauernd am besten fesseln können. Tröstlich und heilend winkt sein Glück auch dem, der mit Bitterkeit verlernen mußte, von schwärmerischen Freuden zu träumen. Greifbar nahe liegt es vor alt und jung, selbst ein Wenigbemittelter kann die Hand danach ausstrecken, ohne enttäuscht ins Leere zu fassen. Aber wir finden trotzdem selten wahre Behaglichkeit, denn die Wenigsten sind sich über die notwendigen Grundbedingungen klar. Viele ahnen wohl, daß unter ihrer Herrschaft das Leben angenehm und gemütlich wird, haben aber noch nie darüber nachgedacht, welchen Weg man einschlagen muß, um zu ihr zu gelangen.

Sind wir durch Zufall in einen behaglichen Kreis versetzt, so genießen wir diese Wohltat gedankenlos, ohne nach den mannigfachen Gründen zu forschen, die unsere Nerven beruhigen, uns heiterer und lebensfroher stimmen als sonst. Verschiedene Ursachen führen diesen Zustand herbei, sie lassen sich alle in den Begriff der Harmonie zusammenfassen, einer Harmonie, die aus den richtigen Proportionen im innern und äußeren Leben besteht.

Es darf nichts an uns und in unserer Umgebung zu weit oder zu eng sein, nichts zu bunt oder zu farblos, nichts mit unserer Eigenart in Widerspruch stehen. Die Maße unseres Daseins müssen stimmen wie die

Maße an den Bauten der Architekten. Darin liegt das große Geheimnis, ein Glücksgefühl der Behaglichkeit zu erzeugen. Viele verbringen ihr Leben damit, qualvoll auf den Fußspitzen zu stehen und mit heiserer Stimme zu kreischen, auf daß sie ja bemerkt werden. Sie haben ungemütliche Schlafzimmer erfunden, dunkle Küchen, ungesunde sogenannte Mädchenkammern, um mit einer *guten Stube* zu prunken oder gar auf moderne Art mit einer ganzen Flucht von guten Stuben.

Die Wohnung eines Menschen gibt ein Bild seines Wesens, ein Merkmal für den Charakter des einzelnen wie für die Sitten und die Bildung der Menge; in ihrer Erforschung liegt ein großes Stück Kulturgeschichte und Psychologie. Niemand wird den Einfluß unterschätzen, den die Beschaffenheit des Hauses auf die allgemeine Behaglichkeit ausübt, und es läßt sich leicht erkennen, wie wesentlich gesunde Proportionen in bezug auf Lebensstellung und Charakter der Insassen für den Gesamteindruck sind. Oft berühren reiche, kostbar ausgestattete Räume frostig und unangenehm, während bescheidene, unansehnliche, in denen nicht ein einziger Gegenstand besondere Beachtung verdient, bereits beim ersten Betreten Sympathie erwecken. Gesuchte, leere Einfachheit kann ebenso abstoßen, wie aufdringliche, überladene Pracht, das herrlichste Kunstwerk seine Wirkung verlieren, wenn es nicht zur Umgebung stimmt. Eine Wohnung wird nie wirklich behaglich sein, solange sie nicht in richtigem Verhältnis zur Lebensstellung des Besitzers steht. Sein Charakter, seine Beschäftigung, der Kreis seiner Verwandten und Freunde, selbst seine

physische Erscheinung muß mit den Dingen harmonieren, die ihn umgeben, die er täglich braucht, die ein Stück seines Daseins bilden und zu seiner äußeren Person gehören, wie die Kenntnisse zu seinem inneren Wesen. Wir kennen alle das peinliche Gefühl, das uns beschleicht, wenn ein behäbiger Herr oder, noch schlimmer, eine mit ausladenden Formen versehene Dame auf einem zierlichen, dünnbeinigen Sesselchen Platz nehmen will. Dies Gefühl ist symbolisch für jede Handlung, die dem Wesen ihres Trägers widerspricht. Es ist nicht geschmackvoll, die eigene Persönlichkeit aufzudrängen, aber es wirkt ebenso wenig schön, mit scheuer Angst unpersönlich zu sein und in der Wahl seines Berufs, seiner Freunde, seines Wohnsitzes, seines Hauses nur das allgemein Übliche zu tun, weil andere Leute also handeln. Ein Beispiel dieser Macht der Konvention bieten gewisse Vorstädte Londons, wo hunderte von Häuschen, haargleich gebaut und haargleich eingerichtet, den Eindruck einer Monotonie hervorrufen, die auf der Brust lastet wie ein böser Traum.

Wer sich neu einrichtet, sollte Größe und Form der wichtigsten Möbel mit seiner Persönlichkeit in Einklang bringen. Bei der rasch wechselnden Mode und der Überfülle des Gebotenen wird der Entschluß zu wählen manchem recht schwer. Von dem Neuen, Seltsamen, reizvoll Modernen bestochen, fragt er sich, welche dieser Dinge Behaglichkeit um ihn verbreiten können, denn er fühlt — selbst, wenn er es nicht wissen sollte — daß die Stimmung beschaulicher Stunden oft von den Gesichtern abhängt, mit denen uns der Hausrat betrachtet.

Aber trotzdem kommt es erst in zweiter Linie auf die Wahl der Möbel an. Das allerwichtigste für eine sympathische behagliche Wohnung ist das allereinfachste, das die Menschen vielleicht gerade deshalb am wenigsten beachten, die Auswahl richtig proportionierter Zimmer. Ein Raum, der für seine Größe zu hoch ist, wird immer frostig wirken, ein Gemach, dessen Decke zu niedrig ist, immer drückend erscheinen. Jedes Zimmer braucht eine gewisse Tiefe, jedes Fenster eine angemessene Brüstung und Nische, damit man nicht das Gefühl hat, auf der Straße zu sitzen. Höhe und Breite von Fenstern und Türen müssen der Größe des Raumes entsprechen, je weniger vorhanden sind, desto gemütlicher wird das Zimmer, zu viele machen es zur Laterne oder zum Korridor. Auch die schlecht gebauten, modernen Erker sind nur eine Theaterdekoration, eine Heimstätte für Zug und Blendung.

Glücklich proportionierte Räume stimmen an sich so angenehm und beruhigend, daß schon mit bescheidenen Einrichtungsstücken etwas entzückend Wohnliches zu schaffen ist. Wie vornehme Natürlichkeit an einem Menschen anziehend wirkt, so heimelt sie auch unwillkürlich in den Zimmern an und bildet wohl den größten Reiz eines Hauses. Nicht nur die Erinnerungen fesseln das Interesse an die Räume der Berühmten, sondern ihr Geist scheint noch immer über den Dingen zu walten, die den Rahmen ihres Daseins ausmachten. Jeder Gegenstand, der zum Zimmerschmuck verwendet ist, muß den Eindruck erwecken, als stehe er an seinem Platz, weil ihn der Besitzer

liebe und — so oft er vorüber geht — Freude daran empfinde, und nicht, weil er bezwecke, den Besuchern zu imponieren und Reichtum oder Kunstsinn des Hausherrn marktschreierisch der Welt zu verkünden.
Alles Selbstverständliche und Notwendige muß sorgfältig zusammengestimmt sein und mit Aufrichtigkeit dem Material Rechnung tragen.
Die einfachste Tapete kann ebenso gemütlich und zweckentsprechend wirken, als Wandteppiche oder Damast, Muster und Farbe müssen nur der Größe und Verwendung des Zimmers entsprechen. Zart gemustert oder geblümt sehen Stoff wie Papier in einem großen Raum geschmacklos und kleinlich aus, mögen sie noch so hübsch, noch so künstlerisch ausgeführt sein. Große Ornamente machen dagegen ein kleines Zimmer eng und erdrückend. Stark ornamentierte Räume wirken auch unangenehm, wenn ein Gedränge sie erfüllt. Einfacher, edler Wandschmuck bringt Bewohner und Besucher zur Geltung. Räume, in denen Menschen und Blumen vorteilhaft aussehen, können immer als genügend schmuckvoll betrachtet werden. Nichts ist freudloser, als dünnbeinige, zierliche Möbelchen, die in einem Saal zerstreut, einsame, verlorene Inseln bilden, wie auch die prächtigsten, großen Kredenzen, Schränke und Sessel, in kleine niedrige Räume zusammengedrängt, jede Wirkung ihrer Schönheit einbüßen. Obwohl man diese Erfahrung fast täglich machen kann, bleibt es doch den meisten Menschen verschlossen, von welch außerordentlicher Wichtigkeit die Verteilung der Dinge im Raume ist.

Frühere Generationen hatten für dieses Selbstverständliche ein unbewußtes, fein ausgebildetes Taktgefühl, das wir mit Bewußtsein nur allmählich neu erringen. Ihre Künstler hatten sie zu diesem richtigen Gefühl erzogen und angeleitet. Sie wußten, daß es die Grundlage des Stiles bildete. Der vornehme Reiz, der jedem alten Gemälde innewohnt, mag es noch so verdorben, schlecht restauriert und nicht einmal von Meisterhand gemalt sein, besteht hauptsächlich in der richtigen Raumeinteilung der Figuren, die dem Auge wohl tut und die empfindlichen Nerven beruhigt, wie dem Ohr der Klang einer sympathischen Stimme gefällt, ungeachtet des Inhalts ihrer Rede, wenn sie nur nicht zu laut und nicht zu leise klingt, nicht überhastet und nicht allzu langsam. Diese richtige Einteilung im Großen und Kleinen, im freien und im geschlossenen Raum scheint den modernen Menschen am allerschwersten zu glücken. Immer wieder stören zudringliche Dinge die Gesamtwirkung, wie zudringliche überlaute Gäste vornehme Geselligkeit vernichten. Der Sinn für Harmonie bedarf so sehr der Pflege und des Erstarkens, daß man nicht genug Nachdruck darauf legen kann. Einzelne Trefflichkeiten können nicht über eine Disharmonie des Ganzen täuschen oder trösten.

Das Feine, reiflich Erwogene in der Verteilung von Figuren, Farben, Ornamenten, Licht und Schatten je nach Größe, Art und Zweck des Bildes, Gebäudes oder Gegenstandes ist der höchste Triumph altmeisterlicher Kunst und altmeisterlichen Handwerks. Gerade in dieser Beziehung handelten moderne Künstler allzu oft gegen

den guten Geschmack und haben viel zu dessen Verwilderung beigetragen. Wie in Vexierspiegeln gesehen, zeigen manche Werke fratzenhaft langgezogene Gestalten oder verquollen breite. Leinwanden mit verlorenen kleinlichen Figürchen, andere mit einem unklaren Gedräng von Armen und Beinen, Häuser mit kindisch zwerghaftem Stuck oder mit ungeschlachten Sandsteinfiguren als Krönung, die den First herabzureißen drohen, und viele unangenehme Willkürlichkeiten dieser Art versündigen gegen die Gesetze der Proportion. Dinge, die in kleinem Maßstabe reizend wirken, sind überlebensgroß nur lächerlich. Auch Künstler früherer Zeiten haben sich manchen lustigen Schabernack erlaubt, doch ihre tollen Einfälle nicht prätenziös und monumental der Welt verkündet. Ein kleiner Gegenstand darf als Kind übermütiger Laune bunt, phantastisch, grotesk sein, denn man kann ihn der eigenen Stimmung entsprechend betrachten oder übersehen. Aber je größer ein Ding ist, desto ruhiger muß es wirken, desto selbstverständlicher müssen Aufbau und Ornamentierung erscheinen, weil man es unmöglich aus dem Gesichtskreis entfernen kann. Es drängt sich in die Aufmerksamkeit und verfolgt uns wie ein böser Traum, wenn ihm fratzenhafte Willkürlichkeit anhaftet. Je einfacher die großen Gegenstände sind, desto wohler fühlen wir uns in ihrer Gesellschaft.

Man könnte einwenden, daß die Prunkmöbel der Renaissance gerade zur besten Zeit außerordentlich reich gegliedert und geschnitzt waren, aber man würde dabei vergessen, daß sie nicht für Wohnräume in unserem

Sinne bestimmt waren, sondern für hohe geräumige Festsäle mächtiger Paläste, die feierlich durchschritten wurden, aber nicht gemütlich bewohnt. In solchen Räumen verloren die wuchtig aufgebauten Schränke und Schautische das auffallend Große und Reiche. Die Herrlichkeit ihrer Säulen und Säulchen, Figuren und Figürchen, ihrer Ornamente aus Gold, Silber, Jaspis und Elfenbein fügte sich harmonisch in die strahlende Schönheit der Säle, denn sie spiegelten sich in buntem Marmormosaik oder kostbarem Parkett und wurden überwölbt von künstlerisch gemalten oder kassettierten Decken. Ebenso eignen sich die verschnörkelten goldenen Prunkmöbel, Spiegel und Tische des achtzehnten Jahrhunderts nur für Salons, in denen empfangen und geplaudert wird. Der laute Prunk und die phantastische Wunderlichkeit sind nur zur Ausschmückung einer großen Flucht von Zimmern berechtigt. In einen gemütlichen Raum, der zum Wohnen und zu zwanglosen Zusammenkünften mit Freunden benützt wird, paßt das außergewöhnlich Seltsame ebensowenig, wie sich exzentrische Toiletten für Damen eignen, die nur wenig Abwechslung haben. Auffallende Gewänder sind nur möglich, wenn sie selten erscheinen.

Neuerdings scheint diese Erkenntnis Platz zu greifen, und ein Streben nach schöner Einfachheit macht sich geltend, das freilich noch unter mancher Begriffsverwirrung leidet. Es gibt fein ausgeführte, sogar reich geschmückte Dinge, die sehr anspruchslos aussehen und vollkommen schmucklose, die einen sehr anspruchsvollen Eindruck machen. *Das ist sehr hübsch, aber kann nicht praktisch sein*, oder *das ist freilich nicht*

schön, aber wie praktisch! hört man oft. Solche Aussprüche beruhen auf dem Vorurteil, daß Zweckmäßigkeit und Schönheit einander als Gegensätze ausschließen müßten. Aber sie gehören unzertrennlich zusammen, denn eine bedingt die andere.

Je vollkommener ein Gerät seinem Zwecke dient, desto schöner ist es, und das Wort *eine schöne Maschine* ist ebenso berechtigt, wie das Lob ein schönes Buch, ein schönes Bild, ein schönes Theaterstück. Ein Schrank soll zum Beispiel das Gefühl der Treuherzigkeit, der Biederkeit erwecken, so daß wir ihn für einen Freund halten, dem wir unsere Schätze gern anvertrauen und dessen Rede wir zu hören glauben: *Gebt nur her, treu will ich bergen und hüten, seht nur, wie fest und sicher ich dastehe, wie glatt und sauber meine Wände innen und außen sind, wie kunstgerecht und wuchtig meine Schlösser.* Ein solcher Schrank ist schön, bei seinem Anblick beschleicht uns das Gefühl der Behaglichkeit, und er bekommt für den Besitzer eine individuelle Physiognomie, der man — wie im Märchen — Sprache verleihen möchte.

Jedes Hausgerät muß seiner inneren Natur entsprechend einen besonderen Ausdruck haben und trotzdem mit der Umgebung übereinstimmen, wie die Personen einer glücklich gewählten Gesellschaft. Wie schön sind Holzschnitzereien an Rahmen, Schränken, Tischen und Truhen, wie hochnotpeinlich wirken sie, wenn an einem Sessel ihre Formen unbeweglich und hart den Rücken des Ruhenden berühren. Es ist ziemlich gleichgültig, welcher Stilart Möbel angehören, wenn sie echt, praktisch und

gut gearbeitet sind, weder zu groß noch zu klein für den Raum.
Doch zur Behaglichkeit gehört nicht allein das Nützliche. Wir alle lieben das Überflüssige, denn die Freude am Leben, das Hochgefühl des Daseins spricht sich immer in den Dingen aus, die man streng genommen entbehren kann.
Der große Menschenkenner Dickens hat sehr anmutig von einem Liebespärchen erzählt, das so recht arm war und noch lange warten, noch lange arbeiten sollte, bis es Hochzeit hätte machen dürfen. Für die künftige Einrichtung sollte von dem mühsam gewonnenen zurückgelegt werden. Nun, was glaubt ihr, daß unser Pärchen zuerst anschaffte? Etwas recht Nützliches, Unentbehrliches? Gewiß nicht, sondern den denkbar überflüssigsten Gegenstand, ein hübsches Blumentischchen. Da steht es im armen Stübchen jahrelang, sorgfältig vor Staub bewahrt; als Versprechen einer künftigen, zierlich behaglichen Häuslichkeit. Die Beschaffung dieses Luxusgegenstandes entspricht einem naiven, unwiderstehlichen Zug des Herzens. Hier ist ein tiefes Symbol, Liebe für gewisse Überflüssigkeiten umrankt mit ihrem Blühen das Alltägliche und Nüchterne. Ein Herz muß ganz abgestorben sein, um ihrer zu entraten. Nur der Unbemittelte kennt den Luxus eines lang erstrebten, ersparten, stolz gehegten unnötigen Gegenstandes, dem zuliebe er gerne Unentbehrliches entbehrt. Am reichsten ist der, der sich zu bescheiden weiß. Allein auch Erwachsene gleichen den Kindern, denen der süße Nachtisch wichtiger erscheint, als Fleisch

und Brot. Sie hängen das Herz lieber an Zier und Schmuck und auch die unnötigen Dinge, mit denen man sich gern umgibt, sind zu bezeichnend für den ganzen Lebenscharakter, um vollständig entbehrt zu werden.

Das schöne Wort *sinnig* ist etwas in Verruf geraten, seit so viele *sinnige* Andenken unsere Wohnungen verunzieren. Muß die freundliche Gemütswallung geschmacklos sein? Ich erinnere an die Behaglichkeit, die der empfindsame Freund oder die Freundin mit der *schönen Seele* genoß, wenn die Post eine gestickte Brieftasche aus der Ferne brachte oder eine Silhouette als Angebinde. Der Nippesgegenstand hat seine Bedeutung, seine Berechtigung, seine Geschichte und es ist für das Gemütsleben einer Zeit oder einer Persönlichkeit sehr charakteristisch, wie sie sich zu ihm verhält.

Die Perlen- und Straminstickereien unserer Mütter sind ein überwundener Standpunkt, auch die naturalistischen Muster für Teppiche, Holzarbeit und dekorative Malerei verschwinden allmählich; mit den Gebrauchsgegenständen scheinen auch die Nippes und alle kleinen und großen Schmuckdinge nach ruhigen edleren Formen zu verlangen wie nach durchdachten, wirklich zierenden Verzierungen. Neues Verständnis wendet sich liebevoll bisher kaum beachteten Pflanzenmotiven zu. Immer neue Strahlenblüten oder Kelche, zartgegliederte Blätter und Ranken werden für das Gebiet der Ornamente stilisiert. Der Sinn für das Figürliche ist in jüngster Zeit wieder erwacht, man fängt an, sich der

naiven Freude zu erinnern, die einst Körperformen und Gewandmotive so selbstverständlich verwendete, ohne in akademische Konvention oder überwahre Karikatur zu verfallen.
Einst war das Verständnis für die richtigen Maße des Körpers so sehr Gemeingut aller Kunstbeflissenen, daß vom einfachsten Schema des Mosaik und der Intarsia-Arbeit bis zu den durchgeführten Statuetten der Goldschmiedekunst jedes figürliche Ornament würdig stilisiert war. Die Ehrfurcht vor diesem Kanon der Schönheit ergreift die Strebenden aufs neue und Rodins andächtiges Wort: *Le corps humain est un temple qui marche* gemahnt in seiner Innigkeit wieder an den Ausruf des Benvenuto Cellini: *Welch' ein schönes Ding sind doch die menschlichen Knochen! Wie muß ihr Gerüst so künstlich und wunderbar immer wieder Staunen und Begeisterung erwecken!* In seinen Maßen liegt das Maß aller Schönheit, und seine richtigen Verhältnisse lehren alle anderen Proportionen verstehen.
Glück und Schönheit sind wie das Gerüst eines gut gewachsenen Menschen beschaffen. Ein kleiner Fehler in den harmonischen Verhältnissen, und beide sind gestört. Der Unbestand der Dinge im modernen Dasein, der schnelle Wechsel in der Wertschätzung von Gegenständen, Kunstansichten und Strömungen, ein nervöses Mißtrauen, das der Erfahrene Dingen und Menschen entgegenbringt, haben die alte Traulichkeit des Verkehrs zerstört. Materiell leben wir bequemer, seelisch viel unbequemer als die Vorfahren, es ist unmöglich, ihre kindliche Vertrauensseligkeit, ihr biedermännisches Ein-

leben und Verwachsen mit der Umgebung zurückzuzaubern. In ihrem Sinn werden wir nie mehr behaglich sein und ihr Arkadien würde uns unleidlich erscheinen. Wir dürfen nicht mehr erstarren in pedantischer Gewohnheit, sondern fortwährendes Anpassen, Lernen und Hineinwachsen in die neuen Gebilde der Zeit ist Pflicht und Drang der neuen Generationen. Unser ist die nicht allzu leichte Aufgabe, auch in beweglicher veränderlicher Art Sinn für Harmonie zu wahren, uns auch sofort in veränderte Umstände zu schicken, nichts trotzig zu verachten, nichts unüberlegt zu verspotten und trotz aller Schwierigkeiten oder entmutigenden Erfahrungen nach Einklang, nach friedsamen Schlußakkorden zu trachten.

KAPITEL VII

DIE AUSWAHL DER SACHEN

Du sollst nicht anders scheinen, als Du bist! Dieses Gesetz muß jeder Gegenstand verkünden, der uns umgibt, denn wir müssen Vertrauen zu den Dingen hegen, wie zu den Menschen. Das gesunde, wirtschaftliche Leben ist auf gegenseitiges Vertrauen gegründet, das gesunde ästhetische Empfinden beruht fest und stark auf echten Werten. Der falsche Schein wird zum schlimmsten Feind des Schönen, sobald er die Kulturerscheinungen durchdringt als Prinzip des Täuschens und Betrügens. Was einst in marktschreiender Farbenpracht von kühnen Schwindlern geschah, was ein Doktor Eisenbart, ein Cagliostro, ein St. Germain der gläubigen Menge bot, wird seit einem halben Jahrhundert auf das ungeheuerlichste übertroffen von jenen Industriezweigen, die schlecht und billig nachmachen, was nur gut und teuer entstehen kann. Alles, was eine Larve vorgebunden hat, was anders aussieht, als es ist, gehört zu den Schädlingen, die den Fortschritt der ästhetischen Weltanschauung hemmen und sich in den Alltag einschleichen, auf daß er häßlich und freudlos bleibe.

Schöne Gegenstände lassen sich aber weder teilen noch nachahmen, sie lassen sich nur schaffen, allerdings für jeden Stand, seiner Art und seinem Zweck entsprechend. Wer sich bescheidet, braucht keine Zuflucht zur Fälschung zu nehmen. Wie ihm persönlich wahre Freiheit,

das ist innere Freiheit, zuteil wird, wenn er nicht nach fremden Rechten greift, kann er sein Leben mit wahrer Schönheit schmücken, wenn er sich nicht über seine Verhältnisse erhebt. Wer mit Surrogaten vorlieb nimmt oder sich gar mit ihnen brüstet, täuscht sich selbst, indem er anderen etwas vorspiegeln will.

Es gehört zum Wesen solcher Fälschungen, daß sie die Vorstellung eines Genusses erwecken wollen, dessen Besitz materiell nicht zu erlangen ist. Sie haben sich in das Reich der Erfindungen eingedrängt und die Erfolge scharfsinniger Forscher mit ihren Pseudoerfolgen begleitet, sie gefährden die Gesundheit, weil sie Nahrungsmittel verfälschen, sie stören das Wohlbehagen, weil sie minderwertigem Material den Schein des Wertvollen aufdrücken und verletzen den Geschmack, weil sie Dutzendware aus Fabriken an Stelle ehrlicher Meisterarbeit setzen.

Solche Dinge haben sich seither über die ganze Erde verbreitet und die Sucht der Mehrzahl, den fernen Schein zu erreichen, hat den Erfindungsgeist mehr und mehr auf den Abweg gebracht, statt neuer Werte Ersatzmittel für alte Werte zu schaffen.

Jedes Material besitzt eine Form, die seinem inneren Wesen entspricht und in ihrer Art schön oder brauchbar ist und für jeden Gegenstand eignet sich ein bestimmtes Material am besten, zum Beispiel Silber für vornehmes, Holz und Stahl für einfaches Tafelgerät, Ton vom feinsten Porzellan bis zur gewöhnlichsten Töpferware für Geschirr. Nur müssen Form und Art dem Wert des Urstoffs entsprechen. Sobald aber das

Aussehen eines anderen Stoffes künstlich erreicht wird, sobald sich ein Ding maskiert, um einen vornehmeren Eindruck zu machen, verliert es den eigenen geringen Wert und wird ein Mittel der Blendung, denn eine Sache kann nur durch eine gleichwertige ersetzt werden. Neid und die Sucht, vor Anderen zu glänzen, haben die Surrogate geschaffen. Dies Urteil erscheint vielleicht oberflächlich, denn Viele vermissen den Hinweis auf soziale Motive, die den Erfinder antrieben, billige Massenartikel an die Stelle von teuren, schwer erreichbaren Gegenständen zu bringen und dem ganzen Volk Genüsse zugänglich zu machen, die früher einigen Auserlesenen gehörten. Der soziale Zug der Zeit wird immer zum Vorwand genommen, wenn man sich der wahren Ursachen schämt. Nachahmungen wurden stets aus Gewinnsucht erdacht, verfertigt, gepredigt und gepriesen, aus Torheit, Geiz oder der Sucht zu blenden, gekauft, gelesen, geglaubt und weiter verbreitet; sie haben nichts mit dem sozialen Zug zu tun, der Menschenwürde und Verbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zum Ziel hat.

Für die Gegenwart ist die Tatsache beschämend, daß man überhaupt einem Gegenstand das Wort *echt* als Etikette mitgibt. Sollte nicht alles echt sein? Sollte es nicht als selbstverständlich gelten, daß zivilisierte, auf den Höhepunkt ihrer Kultur eingebildete Menschen beim Kaufmann nur echte Ware für ihr Geld bekommen? Ach! es gibt so wenig Echtes in uns und um uns. Echte Gefühle, echte Freiheit, echte Liebenswürdigkeit sind ebenso selten wie echte Schön-

heit und echter Wert bei den Dingen, die uns laut und glänzend aus den meisten Schaufenstern entgegenjubeln. Idealisten schilt man seit alters die Leute, die sich vermessen, solche Ansprüche an Ding und Sinn zu stellen, Schwarzseher behaupten noch überdies, daß man sie zu teuer kauft, wenn man sie je erlangen sollte.

Seit Beginn der ästhetischen Bewegung haben sich trotz alledem Mut und ehrliche Begeisterung daran gemacht, mit dem Nachahmungsstil und allen seinen Täuschungen, seiner falschen Pracht, seiner falschen Gemütlichkeit, seiner falschen Vornehmheit und seiner verlogenen Billigkeit gründlich aufzuräumen. Sachlich, aufrichtig und echt hieß das Motto auf dem Arbeitswappen von Männern wie Pankok, van de Velde, Obrist und ihren Geistesverwandten. Ein erfrischender, wenn auch manchmal etwas kühler und scharfer Hauch der Wahrheitsliebe drang durch diese Tüchtigen in die schwüle Werkstatt gewerblicher Verlogenheit. Das Lächerliche dieses verlogenen Stils, dessen höchster Traum Theatereffekte gewesen, kam endlich ans Licht. Es war jedoch bitter für die Vertreter der neuen Richtung, daß sie mit den eigenen Schöpfungen nicht sogleich eine fördernde Anerkennung fanden, die ihre Redlichkeit zu verdienen schien.

Der Mangel an Begeisterung, den viele Kunstsinnige auch den ehrlichsten Bestrebungen modernen Gewerbefleißes entgegenbringen, kommt nicht von Vorurteilen und einem einseitigen Hang zur Altertümelei. Das Innige, Gemütswarme, Anregende der Gegenstände früheren Fleißes

wird auch durch die wohlgelungenste moderne Arbeit nur selten erreicht, denn diese Arbeit mutet den Kenner und Freund schöner Sachen oft noch unfrei, pedantisch und gezwungen an. *Siehst Du, so soll man's machen, so soll man wohnen, das und nur das soll man zu diesem Zweck gebrauchen!* scheint der Künstler mit gerunzelten Augenbrauen zu sprechen. Er kann den Schulmeister nicht von sich abwerfen, wenn er gebietet, so und nicht anders gehört es sich. Denkende Menschen wollen aber nicht bemeistert und bevormundet, sie wollen höchstens überzeugt sein.

Eine gewisse Freudlosigkeit gähnt oft aus modernen Einrichtungen, eine Ängstlichkeit vor Staub und Bazillen, die alles Lauschige, alles Phantastische ausschließt.

Der Spaß an bunter Bemalung der Gegenstände, an *Surportes* und ähnlichem Schmuck war durch geschmacklose Dinge verdorben. Das Unleidliche tausend unnötiger Spitzen, Schnörkel, mißverstandener ornamentaler Motive mußte die Empfindung endlich so sehr verletzen, daß eine puritanisch nüchterne Reaktion sich notwendigerweise geltend machte. Allein, es ist eine der vielen Verwerflichkeiten des menschlichen Organismus, daß wir von allem, was uns umgibt, unterhalten und belustigt sein müssen. Gar zu verständige Sachen sowie gar zu verständige Menschen werden zwar anerkannt, aber nicht geliebt. Unser kindlich-kindischer Sinn sehnt sich gerne weg von ihnen, wie sich das Kind von der korrekten Tante hinweg wünscht zu dem gutmütigen Onkel, der Abenteuer erzählt und die

Taschen voll interessanter Dinge hat, an die sich Märchen und Geschichten knüpfen lassen.
Vielleicht ist es noch Wenigen zum Bewußtsein gekommen, daß die Motive der Belebung für Innenräume und Gebrauchsgegenstände aller vergangenen Stilarten sich auf die graueste Vorzeit, auf das ewig Kindliche im Gemüt zurückführen lassen. Wie das Kind die Gesellschaft von Tieren am interessantesten findet, so auch der ursprüngliche naive Mensch. Was ihn umgab, erinnert an diese Vorliebe, an das Zusammenleben des Jägers oder Bauern mit der Tierwelt, daher kommen die geschnitzten, gewebten, gestickten, stilisierten Tiergestalten, die seine Häuslichkeit gemütlich machten und die Geweihe oder Federn, die als Jagdtrophäe Verwendung fanden. Der Ornamentenschatz des romanischen Stils sowie der Gotik schöpft unmittelbar aus Sage und Märchen; die in Tiergestalten auslaufenden Motive sind vielleicht so frei, so ungezwungen, weil der Glaube an Verwandlungen von Menschen in Tiere bestand. Auch die symmetrisch ausgeführten Pflanzen und Bäume mit symmetrisch stilisierten Tieren darin sind unmittelbar sagenhaften Erzählungen nachgebildet. Spätere derartige Ornamente sind weniger reizvoll, weil sich der dichterische Gehalt verflüchtigt hat. In den Löwenfüßen der Möbel und in vielen andern ähnlichen Motiven aller Stilarten sind Anklänge an die urtümlichsten Einrichtungsstücke der Menschheit enthalten. Nach meiner Ansicht ist es charakteristisch und bemerkenswert, daß der moderne Stil als erster diese Anklänge vollständig fallen ließ, und wenn er zum Kleinschmuck — namentlich in der

Goldschmiedekunst — das Tierreich dennoch heranzog, hauptsächlich Insekten und Käfer verwendete.*)
Das prinzipielle Verpönen aller Embleme, jedweden Ornamentes, das an frühere Kunstepochen erinnern könnte, das ausschließliche Verwenden glatt polierter Hölzer und was derartige Prinzipien modernen Kunstgewerbes mehr sind, scheint mir über das Ziel zu schießen. Unserem Spieltrieb soll größere Freiheit gewährt sein. Wir müssen beim Nestbau kein Komitee zu Rat ziehen und uns nicht bei jedem Einkauf nach den modernsten Richtern im Kunstgeschmack umsehen, sondern uns nur aufrichtig fragen, ob ein Eitelkeitsmotiv mitspielt oder ob ehrliche naive Freude an Form und Farbe des gewählten Dings die Wahl bestimmt. In vielen Kreisen gelten Kunst und Kunstgewerbe noch für einen Luxus, den man gern betrachtend genießt, wenn er sich um ein Billiges zur Schau stellt, doch für sich selbst und sein Haus lehnt man die schönen Dinge mit den Worten ab: *Gut aber zu teuer.* Wie ein Fluch lastet diese Meinung auf der ästhetischen Bewegung, sobald sie ins praktische Leben tritt. Den Fehler solcher Ansicht zu bekämpfen, ist der vorzüglichste Zweck aller Bücher und Ausstellungen, die im Dienst werktätiger Schönheit am Kulturfortschritt mitarbeiten. Was gut ist, muß teuer sein, lautet die erste Erkenntnis, der man Bahn brechen soll.

*) Diese Ansicht bestätigte sich mir bei der Ausstellung *das Tiermotiv im modernen Schmuck,* die im Sommer 1908 das Leipziger Grassi-Museum veranstaltete.

Einkaufen ist nicht nur im Großen, das heißt in den gewaltigen Handelsbeziehungen der Völker zueinander, eine Wissenschaft, die mit allen Lebensfragen Bezug hat und deren richtige oder falsche Anwendung tiefgreifendste Folgen zeitigt. Auch im Kleinen und Kleinsten, ja gerade hier bei den Leuten mit beschränkten Mitteln ist es eine Wissenschaft, die den Alltag nach den verschiedensten Seiten hin beherrscht. Merkwürdigerweise geben wir uns wenig Rechenschaft darüber und überlassen uns beim Einkauf oft ganz gedankenlos dem Ungefähr, der Laune, dem Einfluß der Mode. Die große Macht der Kaufkraft in Dingen des Geschmacks, des Glücks, der Volksmoral gelangt nur sehr allmählich zum allgemeinen Bewußtsein. Doch überall mehren sich die Zeichen, daß dieser Wechsel in der Gesinnung einzutreten beginnt. Ich erinnere mich einer moralischen Geschichte aus meiner Kindheit. Ein kleines Mädchen bekommt ein Goldstück zum Geschenk und darf nun nach Belieben sich etwas dafür kaufen. Das erste, das ihm als begehrenswert ins Auge sticht, ist eine Reihe zierlicher weißer Porzellantigelchen in der Apotheke. Für diese unverhältnismäßig teueren und zwecklosen Gegenstände verwendet das Kind gedankenlos sein Goldstück und bereut seine Übereilung, sobald es erfährt, was es alles an hübschen, brauchbaren Dingen hätte anschaffen können. Wie dieses Kind, oder wie ein Wilder, der sich in Europa zunächst etwa einen Zylinderhut kauft, benimmt sich das große Publikum sehr oft. Dann reichen seine Mittel nicht aus für die notwendigsten Dinge. Oder es geizt im rechten

Augenblick, in dem es ausgeben sollte. Denn Geld im rechten Augenblick ausgeben, heißt sparen. Die Konvention gebietet zu gewissen Jahreszeiten, zu bestimmten festlichen Gelegenheiten einzukaufen. Diese scheinbar nur schöne und schätzenswerte Gepflogenheit artet vielfach ganz bedenklich aus. In den Geschäftshäusern hetzen sich die Verkäufer ab bis zur krankhaften Abspannung, damit alle alles auf einmal erhasten können. Sorge belastet das Gemüt der Käufer, weil sie gezwungen sind, weit über ihre Verhältnisse Waren zu erstehen, die Freudigkeit des freien Schenkens, die Wonne zärtlicher, lang vorbereiteter Wahl geht meistens verloren. Die alte gemütliche oder gemütstiefe Art, an streng vorgeschriebenen Zeiten Vorräte oder Geschenke zu kaufen, will sich nur ungeschickt einfügen in das praktische moderne Leben, dessen Handel und Wandel so himmelweit entfernt sind von alter Behäbigkeit. Besondere Jahrmärkte, die Weihnachts- und Ostermessen luden einst das Publikum zur Wahl. Jährlich wurden so ziemlich die gleichen Waren von so ziemlich denselben Menschen verlangt. In gewöhnlichen Zeiten blieb der Geschäftsgang kleiner Händler still und erlaubte dem Handwerker da und dort, seine Phantasie walten zu lassen, allmählich etwas zu verbessern und zu verschönern. Da man selten und schwerfällig reiste, veränderte sich der Geschmack nur langsam, mit sicherer Stetigkeit und folgerichtiger Notwendigkeit, nicht nervös und sprunghaft, wie heute. Und da man zeitlebens meistens dieselbe Wohnung inne hatte, hielt man es der Mühe wert, Vorräte darin

aufzuspeichern an Linnen und Hausgerät und an Prunkstücken, wenn man wohlhabend war. Namentlich auf allen Gebieten weiblichen Könnens wurde bedachtsam das Rohmaterial gewählt und man schritt in Stunden stillen Mühens zur Selbstverfertigung der meisten Dinge für den täglichen Bedarf. Wie anders ist das Bild heutiger Kauflust! Alles wird darauf berechnet, den Käufer und namentlich die Käuferin zu blenden, zu betäuben, zu zwingen. Vor nichts schrecken die geschickten Händler zurück, um in jeder Beziehung Absatzgebiete zu erobern. Der mit allen Mitteln der Reklame wiederholte Befehl: Du mußt kaufen! ist eine Drohung, eine moralische Vergewaltigung, die von allen Seiten auf uns einstürmt.
Der Moral solcher Händler ist die Moral des Publikums nicht überlegen. Es verlangt im allgemeinen etwas Neues und etwas Billiges, ohne je zu überlegen, zu welchem Zwang dieses tausendfältige Verlangen führt oder welchem Schwindel es entgegenkommt. Wenige haben das soziale Übel bis an die Wurzel verfolgt wie Ruskin, und es verstanden, ästhetische Gebote aufzustellen, die prophylaktisch die Volksgesundheit beschützen sollen. *Bei jedem Einkauf* — schrieb er — *bedenke erstens, welche Existenzbedingung du für diejenigen wachrufst, deren Arbeit das Gekaufte erzeugt; zweitens, ob die von dir erlegte Summe gerecht ist für den Erzeuger und wirklich in dessen Hände gelangt; drittens, zu welchem klarausgesprochenen Nutzen das von dir Erworbene dienen soll, als Nahrung geistig oder leiblich oder als Freude; viertens, in welcher Art*

es schnell und richtig verteilt und gebraucht werden kann. Dabei halte auf Treue und gewissenhafte Ausführung, auf Vollendung und Wohlgefälligkeit, auf gute Qualität, suche einfache Freude zu finden und zu lehren — die Summe des Genusses hängt nicht von der Quantität der gekosteten Dinge ab, sondern von der Lebhaftigkeit und Geduld des Geschmacks.)*
Zwischen Käufern und Verkäufern besteht ein Kampf im modernen Leben, bei dem keine Partei vor Indianerlisten zurückscheut. Das Wort Billigkeit hat seinen guten, ursprünglichen Sinn verloren, der so viel hieß, als zu rechtlichem Preis, zu einem Preis, der dem wahren Wert entspricht, ein Ding zu veräußern oder zu erwerben. Daher noch der Ausdruck *recht und billig* oder *es ist nicht mehr als billig*. Heute versteht man unter billig, ein Ding unter seinem wahren Wert zu erwerben, was in den meisten Fällen einen gefährlichen Betrug bedeutet. Wenn irgend eine Sache mit Liebe, Freude und An-

*) In all buying, consider, first, what condition of existence you cause in the producers of what you buy; secondly, whether the sum you paid is just to the producer, and lodged in his hands; thirdly to how much clear use, for food, kowledge, or joy, this that you have bought can be put; and fourthly to whom and in what way it can be most speedily and serviceably distributed; in all dealings whatsoever insisting on entire openness and stern fulfilment; and in all doings, on perfection and loveliness of accomplishment; especially on fineness and purity of all marketable commodity: watching at the same time for all ways of gaining, or teaching, powers of simple pleasure; and of showing „ὅσον ἐν ἀσφοδέλῳ γέγ' ὄνειαρ" — the sum of enjoyment depending not on the quantity of things tasted but on the vivacity and patience of taste.

dacht gearbeitet ist, aber trotzdem unter ihrem Wert veräußert werden soll, so wird der Mann, der sie gemacht hat, um seinen rechten Lohn betrogen. Es geschieht ihm also schweres Unrecht. Wenn irgend eine Sache lieblos, freudlos und übereilt entsteht, hat sie überhaupt keinen Wert. Wenn wir sie *billig* kaufen, betrügen wir uns selbst. Der griechische Sprachgebrauch nannte die Arbeit auf der Wage wägbar. Gut gewogen, ehrlich gewogen, war der ethymologische Sinn des Wortes für Preis, daher stammt der Ausdruck Honorar, der noch heute für den Preis geistiger Arbeit gilt. Das spekulationsmäßige Hinaufschnellen oder Herabdrücken geistiger und künstlerischer Erzeugnisse gehört zu den häßlichsten Erscheinungen der Neuzeit und hat demoralisierende Folgen. Auch die unschöne Konkurrenz dilettantischer billiger Arbeiten in jedem Fach ist der Gerechtigkeit und wahren Schönheit überaus feindlich. Genieße lieber geistvolle Muße, als schlecht und mechanisch eine Arbeit zu tun, die du um Schleuderpreis hingibst und dadurch ernstlich Arbeitenden Schaden bringst! Das ist Dilettantismus im schlechten, verwerflichen Sinn.
Kauft teuer, kauft wenig, aber gut! ist eine wichtige ästhetische Forderung. Dinge, die freudlos gemacht sind, streuen Freudlosigkeit um sich. Denn die Märchendichter und Kinder haben Recht: nichts ist unbeseelt. Auch der Geringste unter uns hat göttliche Schöpferkraft und was er gibt, ist Leben von seinem Leben.
Hochmut, steife Kleinlichkeit, alberne Übertreibung, pedantisches Rechthaben drückt sich ebenso in den

geschaffenen Dingen, wie in den Gesichtszügen aus. Von architektonischen Erzeugnissen bis zu den scheinbar gleichgültigsten Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist die Gesinnung des Schaffenden von seinem Werk unzertrennlich. Das Haus, das Gerät, der Garten, alles hat seinen Ausdruck; was aber Ausdruck besitzt, macht Eindruck, übt weiteren Einfluß aus. Nicht unwürdiger Weise wenden wir Bewunderung und Zutrauen den Schöpfern großer Schönheit zu, denn mit niedriger Gesinnung im Herzen wären sie nimmermehr solche Schöpfer geworden. Schönheit läßt sich nicht spotten. Was wir gründen, bauen, malen, meißeln, weben, sticken und spinnen, legt unablässig Zeugnis ab von unserem innersten Wesen, wir können nichts anderes geben, als uns selbst, unsere eigene Größe, unsere eigene Armseligkeit. Aus Häßlichkeit heraus wird Häßlichkeit geschaffen oder erworben und weiter ernährt. Insonderheit sind es Neid, Scheelsucht, Schadenfreude, die sowohl im Gesichtsausdruck des Menschen, als in der Erscheinung seiner Werke zu Tag treten. Sie drücken dem Ding, das unter ihrem Zeichen entstanden ist, einen unverkennbaren Stempel der Unerfreulichkeit auf und geben ihm etwas tötlich kaltes. Vor solchen Werken warnt das ästhetische Gewissen laut. Auch bei der kleinsten Anschaffung ist die Beseelung der Dinge zu bedenken. Denn die Sachen, mit denen wir uns umgeben, können trostreiche, anregende Freunde sein oder falsche verführerische Feinde.

Zärtlichkeit für Dinge ist ein Gebot der Kultur. So

hat die Zärtlichkeit des Seemanns für sein sauber gehaltenes Schiff, dem er Kosenamen gibt, wie einer Braut, die Zärtlichkeit, mit der ein braver Arbeiter liebevoll die glänzend geputzte Maschine berührt, das Reinigen und Räumen des Hausmütterchens tiefen, ästhetischen Wert. Eine sogenannte Rückkehr zur Natur, die für Produkte menschlichen Fleißes keine solche Zärtlichkeit spürt, etwa im Sinne Tolstois asketische Einfachheit predigt, entzieht dem Schönheitsinstinkt den Boden und verlockt die Phantasie zu gefährlicher Schwärmerei. Weise Beschränkung darf nicht zur Gleichgültigkeit allen Schätzen der Welt gegenüber führen. Die Bewunderung für diese Schätze und selbst das Verlangen danach entspringen gesunder Sinnlichkeit. Veredeln kann man dieses Gefühl, es vollständig zu verwerfen ist ein gefährlicher Irrtum.

Früher war das Leben einfacher; weniger Verführungen und Gefahren bedrohten den Geschmack des bescheidenen Bürgers. Er konnte sich abschließen in stiller Zufriedenheit oder bewundernd zu dem Reichen aufschauen, denn der Besitz bot Prunk, aber noch nicht jenes behagliche Genießen, das den Neid mehr als alle bisherigen Manifestationen des Luxus erweckt. Durch die Fortschritte der Industrie sind tausend Annehmlichkeiten geboten, die jeder Besitzende erreichen kann und die das Leben lebenswert gestalten auch in den Augen der Begehrlichsten. Wir sind gewohnt, diese Äußerungen der modernen Kultur mit dem Ausdruck *Komfort* zusammenzufassen und verstehen darunter alles, was auf das körperliche Dasein bis in die

feinsten Nuancen angenehm wirkt und Wohlbehagen erzeugt.
Der Komfort gibt oft die Stimmung, die den ästhetischen Lebensgenuß vorbereitet und erleichtert, aber er ist nicht der ästhetische Lebensgenuß selbst, obwohl ihn die oberflächlichen und materiell Gesinnten als höchsten Götzen verehren. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Götzendienst zu den dringendsten Gefahren unserer Zivilisation gehört; um dieses Linsengerichtes willen verkauft so mancher sein Erstgeburtsrecht an edleren Seligkeiten. Die unbedingte Verehrung des Komforts führt leicht bergab in das Philistertum und es ist merkwürdig, daß selbst Liebe und Ehrgeiz, die soviele Gefahren überstehen, den Verführungen der Bequemlichkeit erliegen: jene Zeitalter, die noch keinen Komfort kannten, sahen daher mehr ritterliche Abenteuerlust.
Daß die Bedürfnislosigkeit der verläßlichste und glückbringendste Reichtum sei, ist freilich zu allen Zeiten umsonst gepredigt worden. Umsonst erzählte die Volksweisheit, daß ein kranker König, dem zur Kur das Hemd des glücklichsten Mannes aus seinem Reich verordnet war, zu seinem Staunen erfuhr, daß der glücklichste Mann in seinem Reich gar kein Hemd besäße und ein solches Kleidungsstück als lächerliche Verschwendung angesehen hätte. Umsonst kämpften die Ritter der heiligen Armut gegen das Ungetüm Luxus, denn wie eine Hydra gebar es immer neue Häupter, wenn ihm die alten abgeschlagen wurden. Aufwand und prahlerische Pracht gab es immer, nun hat der Drache aber

ein neues, ewig hungriges Haupt geboren, das furchtbare Opfer heischt, die glatte, weichliche Bequemlichkeit. Sie neigt, wie die alten Formen der Verschwendung, zum Übertreiben jeder Art, sie verschlingt mehr als prahlerische Pracht, stachelt noch kräftiger Neid und Habsucht an, als die früheren Äußerungen des Lebens, die den Vornehmen vom Geringen, den Reichen vom Armen trennten. Wohl gehören zum Komfort alle Errungenschaften, die wir der Hygiene verdanken und jene feinen Zierlichkeiten, die der schönen Stunde die Stimmung, dem klugen Wort und dem sinnigen Kunstgenuß den behaglichen Hintergrund geben, aber die Gefahr liegt darin, daß man ihn mit dem Inhalt des Lebens selbst verwechselt. Jene stillselige Zufriedenheit, jenes bescheidene Behaglichsein, die beide aus geschmackvoller Harmonie des Daseins entspringen, bilden ein erstrebenswertes Ziel für den Feierabend, besonders für den Feierabend des ganzen Lebens, nach des heißen Tages Last und Mühe. Aber die Jugend muß ein weniger prosaisches Ideal haben als das Erreichen absoluten raffiniertesten Komforts, ihr stehen die kleinen und großen Pedanterien, die damit zusammenhängen, schlecht zu Gesicht. Sie muß zu lebendig sein, um in weichlicher Verzärtelung Genüge zu träumen. Verhehlen wir es nicht, die großen Erfindungen des Komforts, Licht und Schnelligkeit und Gesättigtsein von allen neuesten Nachrichten der Welt, wie wenig hat dies alles zum eigentlichen Glück beigetragen! Das unweigerlich und fest im Besitz, in der Gewohnheit Befindliche verlernt es schnell, uns eindringlich zu er-

freuen. Was interessiert, spannt, fesselt, spornt, ist das Weiterausgreifen und Träumen. *Nous ne cherchons jamais les choses, mais la recherche des choses*)*. Wenn ein Unbegüterter plötzlich reiche Erbschaft macht, ist es oft possierlich zu sehen, was er sich zuerst kauft und wie bald es ihn langweilt. Der größte Teil aller Kaufwünsche ist eigentlich romantisch, beruht auf romantischen Hoffnungen, Träumen und Zärtlichkeiten; um unseren Geldbeutel weise zu regieren, müssen wir Herz und Phantasie weise beherrschen lernen, dann werden wir mit arbeitsamer Liebe geduldig werben um schöne Dinge, statt uns in prahlerischen Tand eitel zu vergaffen.

---

*) Pascal (nicht die erstrebten Dinge sind es, das Streben selbst ist es, wonach wir streben.)

KAPITEL VIII

VON DER TRACHT

Bald Freund, bald schlimmster Feind des ästhetisch fühlenden Menschen ist die Mode. Sie reißt aus stumpfem Hindämmern und gebietet das Neue zu verwerfen, weil das Neueste wartet, aber sie möchte gern alles erdrücken, was persönlich und eigenartig Raum beansprucht. Man darf anders denken, wie die meisten Leute, aber anders kleiden darf man sich nicht. Dieses Gesetz der Mode gilt seit Jahrhunderten, erweitert für die Fragen des äußeren Lebens, für die Manieren vom Gruß auf der Straße bis zum Heiratsantrag, für die Sitten bei Tisch und Tanz, für die Geräte, die man mit liebevollem Geschmack auswählt, für das Haus, das man sich bauen will und für den Garten, den man sich pflanzt. Stil und Mode hängen innig zusammen, denn jeder Stil ist einmal Mode gewesen und jede Mode trachtet sehnsüchtig danach, einmal zum Stil erhoben zu werden.

Daß man unter Mode hauptsächlich den Anzug und vor allem die Kleidung der Frau versteht, liegt im schnellen Wechsel ihrer Formen und dem Vergänglichen ihrer Ausdrucksmittel, dem sich Haus und Sitte, Gerät und Gewohnheit nur langsam angliedern oder einfügen. Der Philister spottet wohl über die Frau, die sich schmückt und wirft mit Worten um sich, wie *Zierpuppen* oder gleich verächtlichen Bezeichnungen, wenn er elegante Damen sieht. Er weiß das Opfer nicht zu schätzen, das sie der Schönheit bringen und kann in seiner Kulturunfähigkeit den

Wert nicht begreifen, den alle, die sich im Dienste der Mode schmücken und schmückten, für die Kultur bedeuten, wenn auch manchmal etwas entstand, das vor dem Urteil des guten Geschmacks nicht bestehen konnte.
Die Aufgabe einer ästhetischen Erziehung bleibt es nicht zum wenigsten, veredelnd und verschönend auf die Tracht beider Geschlechter zu wirken. In der Satire Carlyles *Sartor Resartus* wird das Sprichwort *Kleider machen Leute* ins Kolossale paraphrasiert. Daß in diesem englischen Buche gerade ein deutscher Professor, der tiefgelehrte und breite Teufelsdrökh, die Philosophie der Kleidung verfaßt hat, gewinnt einen Beigeschmack des Willkürlich-Possierlichen. Denn der Deutsche scheint weniger auf seine Kleidung zu achten als die Männer anderer Nationen, ja Künstler und Gelehrte setzten früher sogar etwas darein, nachlässig gekleidet zu erscheinen. Ganz veraltet mag aber die Verachtung zierlichen Gewandes in gewissen Kreisen noch nicht sein, wie ein Spottgedicht auf die rauhen Männer Germaniens beweist, das mit den Worten anhebt:

Ein welscher Fant ist, der sich putzt,
Sich zierlich Bart und Haare stutzt.

In früheren Jahrhunderten haben deutsche Ritter und Bürger sehr viel auf farbenprächtige und reiche Tracht gegeben, schreckten sogar, um recht modisch zu erscheinen, vor keiner mühsamen Absonderlichkeit zurück. So wurden einmal die Ärmel, um sie mächtig zu bauschen, innen mit geknetetem Teig gefestet oder mit Sägemehl gefüllt. Da geschah es einem Höfling in Gegenwart

des Kaisers, daß er plötzlich ins Schwinden kam und Ströme von Sägemehl hinter ihm herliefen.
Die moderne Tracht ist eine vereinfachte, bürgerlich und farblos gewordene Form der französischen Direktoirmode, was namentlich in Frack und Gehrock deutlich zum Ausdruck kommt. Man hat nach den Schrecken der französischen Revolution noch immer nicht die Scheu abgeworfen, sich der Öffentlichkeit in bunten, reichen Stoffen zu zeigen. Soziale Motive und Rücksichten auf die Bequemlichkeit sollten diesen Zustand über ein Jahrhundert erhalten. Die eigentliche Eleganz mußte sich auf Feinheiten in Schnitt und Form beschränken, die nur dem Wissenden verständlich sind, obwohl sie sich auch für andere dem Gefühl nach bemerkbar machen. An Stelle des einstigen Glanzes trat etwas Neues, das den Weltmann von der Menge abhebt: die richtige Wahl der Kleidungsstücke für Tageszeit und Gelegenheit. Hierin ist der Engländer Meister, Amerikaner und Franzose haben sich der englischen Sitte vielfach angeschlossen, sonst herrscht aber noch eine Verwirrung, die manche Lächerlichkeiten zeitigt und namentlich in kleineren Städten oft an die gemütlich-behäbige Biedermeierzeit erinnert. Jedem Mangel an Eleganz liegt eine spießbürgerliche Ursache zugrund. Vielfach werden fremde Vorzüge nur nachgeäfft, statt verarbeitet und nachgeahmt, gerade bei der Kleidung und den Sitten des täglichen Lebens entgehen dem Neuling dann jene feinen Schattierungen, die den Weltmann vom Spießbürger unterscheiden.
Wir sind seit mehr als einem Jahrhundert gewohnt,

die Pariser Mode als strenge Autokratin zu betrachten, der eine Frau den Gehorsam nicht straflos verweigern darf. Waren die Anfänge dieser Herrschaft vielleicht politischer Natur, so lag ihre Dauer jedenfalls im Geschmack und in der Geschicklichkeit der Pariserinnen begründet, die es verstanden, die Mode-Industrie auf konkurrenzloser Höhe zu halten, trotz des Zusammenbruchs des maßgebenden Hofes. Gegen diese Macht des Pariser Marktes hilft kein Kampf mit patriotischen Redensarten, kein Papierfeldzug von Ärzten und alten Jungfern, kein Schönheitstraum begeisterter Künstler von wallenden Stoffen und harmonischen Farben, sondern nur der geschäftliche Sieg einer geschickteren Konkurrenz, die anmutiger, eleganter, billiger arbeitet als die tonangebenden Pariser Häuser. Schon seit Jahren hat man es in England und in Amerika verstanden, Frauengewänder herzustellen, die, allen Anforderungen der Hygiene und Ästhetik genügend, für Salon und Boudoir bestimmt sind. Ich halte den Versuch für einen großen Fehler, diese anmutigen, reichen und künstlerisch empfundenen Gewänder in billigem Stoff und armseliger Einfachheit nachzuahmen und so ein Gewand, das in wallender Schönheit den Salon zieren kann, in andere Verhältnisse zu übertragen. Allerdings lag es nahe, da nun einmal der Kampf gegen das Mieder entfesselt war, die Grundform des Teagown zu wählen, bei dem der Einschnitt an den Hüften vermieden wurde. Es verlangt jedoch schlanke, gut gewachsene Frauen und verbietet dank seiner Länge und seines Stoffreichtums jede heftigere Bewegung, jede

Tätigkeit im Dienste des praktischen Lebens; umgewandelt *zum Hausgebrauch* verliert es seine Schönheit und seine Berechtigung und sieht aus, als gehöre es in die Chorgarderobe eines schlechten Theaters, wo es unentwegt in Stücken jeder Zeit und jeder Gegend erscheinen kann.

Ob das Mieder häßlich und ungesund sei, ist eine Frage, die noch gar nicht entschieden ist, seine Übertreibungen sind es natürlich, wie alle Übertreibungen in unserer Tracht und unseren Sitten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich bereits die allgemeine Geschmacksrichtung gegen den Schnürleib, die Frauen der Revolutionshelden, die sich selbst als alte Römer fühlten, sollten Gewänder tragen wie die Tullias und Livias des klassischen Altertums und auf witzigen, fein ausgeführten Kupferstichen gingen die Künstler daran, das Kostüm der Rokokozeit zu verspotten, während die Philosophen Rückkehr zur herrlichen, unverfälschten Natur predigten. An Stelle des Mieders trat damals das Busenband der Antike, das die Formen zusammenhielt, aber unser Klima zeigte sich der leichten, körperfrohen Tracht ebenso feindlich wie unser fortschreitendes Kulturbedürfnis den kriegerischen, etwas ungemütlichen Römertugenden. Mit einer Menge von Anschauungen, Ideen und Dingen wurde auch das Mieder aus der Rumpelkammer zurückgeholt, als die Reaktion des Biedermeiertums triumphierte.

Die gesetzlichen Kleidervorschriften liegen hinter uns, doch die wirtschaftlichen Gesetze werden auch durch den heißesten Wunsch *mitzutun* und nachzuahmen,

nicht aufgehoben. Jost Ammans interessantes Frauentrachtenbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert lehrt, wie sich damals alle Frauen wirklich vornehm trugen, weil sie standesgemäß angezogen waren, das heißt, ihrer Umgebung entsprechend. Wenn auch eine Rückkehr zu solcher Kristallisation der Kleidung unmöglich ist, so läßt sich doch für die gedankenlose Kleideranarchie der Gegenwart eine Lehre daraus ziehen. Eine Frau, deren Mittel beschränkt sind und die sich vielerlei, auch physischer Tätigkeit hingeben muß, sollte nicht danach streben, gleich, oder scheinbar gleich mit der reichen Frau gekleidet zu sein, deren Wirkungs- und Pflichtenkreis auf anderen Gebieten liegen. Arbeit ist keine Schande, aber es ist eine Schande, sich ihrer zu schämen, und solche Scham spricht sich oft darin aus, daß jemand Kleider trägt, die weder zu seiner Arbeit, noch zu seiner Person passen.

Die Mode schmiegt sich in die Falten der sozialen Fragen wie in die Falten der Politik. Als Spanien das mächtigste Weltreich war, beherrschte es die Mode in Europa. Egmont kam *spanisch* zu seinem Klärchen; als die Hegemonie auf Frankreich überging, erschienen die Herren überall in Röcken und Frisuren *à la mode*. Mit der Vorliebe für englische Sitten und dem gewaltigen Übergewicht des großbritannischen Handels im Jahrhundert der Industrie, erlangte die englische Mode unbestrittene Herrschaft für die Herrenwelt.

Daß von Deutschland aus auf die Entwicklung der Männertracht nicht bestimmend eingewirkt werden konnte, lag im Überwiegen der Uniform bei allen festlichen Ge-

legenheiten von Hof und Welt. Das ist anders in England. Dort beschränkt sich die Uniform auf Dienst und große Staatszeremonien, verschwindet aber vollständig im gesellschaftlichen Leben. Ähnlich in Frankreich und Italien. So haben die Prinzen des großbritannischen Königshauses einen entscheidenden Einfluß auf die Mode gewonnen und das strenge Zeremoniell eines jeden Tages in vornehmen Häusern Englands unterstützte die Regeln, die sich für die Anwendung der verschiedenen Kleidungsstücke ausbildeten. Harmonie mit der Umgebung wurde zum Gesetz. Einem Engländer dünkt es unpassend, säbelrasselnd oder sporenklirrend in den Salon zu treten oder sich im wetterfesten Sportanzug auf hellseidene Möbel zu setzen. Gelehrsamkeit oder sonstige Bedeutung erscheint ihm kein stichhaltiger Grund, um Frack und weißes Hemd feindlich zu betrachten und nur für schwerwiegende Gelegenheiten aufzubewahren. Gewiß, Körperpflege und Eleganz verlangen kleine Opfer an Zeit und Mühe, aber sie gehören zu den Vorbedingungen jener ästhetischen Kultur, die seit den jüngsten Jahren an allen ihren Zweigen zu blühen beginnt. Die Zeiten sind endgültig vorüber, in denen ein Theaterdirektor das Stück eines jungen Autors zurückwies, ohne es zu lesen, weil der Mensch saubere Nägel hatte und einen modernen Kragen trug. Wir erinnern uns des grundgelehrten Petrarca, der ein Klassiker wurde, obwohl er zu den elegantesten Weltpriestern seines Jahrhunderts gehörte. Petrarca gestand selbst in späteren Schriften, wie sehr er in seiner Jugend

darauf hielt, feinstes Linnen zu tragen und die Haare nach der Mode zu kräuseln. Wie der Humanist des Mittelalters sollte der führende Dichter der Romantiker, Lord Byron, ein typischer, tonangebender *Elegant* werden. Auch der junge Goethe zeigte sich modischen Gewändern gegenüber keineswegs ablehnend und seine sorgfältige Beschreibung des Wertheranzugs brachte dieser Tracht fast einen größeren Erfolg, als ihn der Roman davon getragen hatte. Manches vielgelesene Buch übte großen Einfluß aus auf die Mode seiner Zeit. In der Tracht spiegeln sich die literarischen und politischen Strömungen, denn ihr Charakter zeichnet den Charakter des Geschlechtes, das sie getragen.
Doch wie verhält sich Eleganz zur Schönheit? Eine schöne Erscheinung kann sehr unelegant, eine eigentlich unschöne sehr elegant wirken. Elegant ist alles, was mit dem Träger oder der Trägerin wie selbstverständlich verschmolzen erscheint. Elegant ist alles, was so kunstvoll, so überlegt und überlegen bis in die kleinste Einzelheit gewählt und eingestimmt ist, daß man von der Kunst nichts merkt. Eine reiche, kostbar gekleidete Frau, die durchaus nicht elegant aussah, fragte einmal mit spitziger Neugier eine Freundin, deren Vermögen keine Prachtentfaltung gestattete, die aber in ihrer einfachen Kleidung zu den Elegantesten gehörte, wie es käme, daß ihre Toiletten immer besser wirkten als die teuersten und kostbarsten. Die geschmackvoll Gekleidete erwiderte: *Dame, je me mets dedans.*
Die moderne Zeit weist so erschreckenden Mangel an

Eleganz auf, weil sie durch Nachahmungstrieb und billige Dutzendware dem komischen Protzentum Vorschub leistet. Der Frauenhut, der die kleidsame Haube, den reizenden Schleier ersetzte, ist einer der größten Schädlinge und erst neuerdings tritt durch Einführen malerischer Hüte nach Art englischer Porträts eine kleine Besserung ein. Während in früheren Jahrhunderten gerade der Mann sehr viel auf schöne Tracht gab und besonders der Kavalier mit Spitzen und Bändern ganze Vermögen verbrauchte, wurde beim Herrenanzug in den vergangenen Jahrzehnten Häßlichkeit fast selbstverständlich. Die Sitte, aus Überzeugung unschön gekleidet zu gehen, verliert sich besonders in intellektuellen Kreisen nur sehr allmählich. Allgemach überzeugt man sich, daß, wer am Tag zu seiner Berufstätigkeit oder, wenn er nichts zu tun hat, zu irgend einem Sport oder auf Reisen einen wirklich gut gemachten, gut sitzenden und geeigneten Anzug trägt mit entsprechenden Stiefeln, weniger ermüdet ist, und daß jeder, der sich nach dieser Tätigkeit von Kopf bis zu Fuß umzieht, um den leichten, schmiegsamen Gesellschaftsanzug zu wählen, frischer und aufgelegter wird zu heiterem Gespräch oder Spiel als jener, der in seinen Kleidern die Erinnerung an des Tages Last und Mühen mit sich schleppt. Schon Ovid gibt in der *Kunst zu lieben* den jungen Leuten verschiedene Regeln, wie sie sich anziehen sollen, um dem weiblichen Geschlecht zu gefallen. Einige darunter, die sich auf Reinlichkeit beziehen, haben noch heute Geltung, ebenso wie der Vers: *Passendes Schuhzeug trage, abschreckend wirkt schlechtes.*

Grundsätzlich schlecht angetan zu sein, fällt der Frau viel schwerer als dem Mann und nur ganz überspannte oder vom Unglück gebeugte weibliche Wesen üben gänzlichen Verzicht; oder ein strenges, wie mich dünkt, höchst ungerechtes Gebot der Schicklichkeit verlangt von der Matrone in manchen Gegenden, sich unansehnlich zu kleiden und heiterem Kopfputz zu entsagen, so daß eine Versammlung dieser düsteren Frauen reiferer Jahre jeden Salon langweilig und häßlich macht. Frühere Jahrhunderte hatten gerade für solche Damen entsprechende, dekorativ wirkende Kleidung erfunden, so das 18. Jahrhundert die stilvollen Kostüme und Spitzenhauben der *douairières*. Auch die Bürgersfrau verstand diese feine Schattierung und verzichtete im Lauf der Jahre durchaus nicht auf Anmut, wie wir es auf manchem Ahnenbild sehen, zum Beispiel auf dem bekannten Porträt der Frau Rat Goethe, die sich bis ins späteste Alter für modischen Staat und kleidsame Hauben interessierte. Traurig komische Verirrung ist es, wenn Frauen, die etwa Feder oder Pinsel führen, zum Trotz gegen die Männerwelt, mit der sie Schulter an Schulter im Beruf kämpfen, auf jeden äußeren Liebreiz verzichten. So ließ ein Mädchen, das Malerin wurde, ihr schönes Haar abschneiden, um sich ganz der Kunst zu weihen, etwa wie eine Nonne, die sich ganz Gott hingeben wollte.

Das weibliche Gewand und die ihm zugestimmte Haartracht waren stets ein Hort der Poesie, ein köstlicher Besitz der Kunst und sollen es bleiben. Gleichgültigkeit dagegen ist kein Beweis höherer Geisteskraft,

sondern nur Mangel an Geschmack und — ich möchte sagen — an Gemüt. Denn die zartesten, unvergeßlichsten Dinge im Frauenleben sind eingeflochten und verwoben in die Tracht. Nichts Ehrwürdigeres als das eigenhändige Weben, Sticken, Spinnen und Nähen am Brautschatz, wie es bei der alten Volkstracht geschah; das Walten eigenen Geschmacks, eigener Phantasie sollte mehr und mehr zurückerobert werden in Land und Stadt mit ihren stillseligen Glücksmöglichkeiten. *La toilette! quelle magnifique poésie dans la vie des femmes!**)

Ich erinnere mich eines weißglänzenden Hauses inmitten der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900. Es bot einen Überblick von Tracht und Mode. Anregung, wie man es machen und wie man es nicht machen soll, boten Schönheit wie Eigenart vergangener Jahrhunderte. Man begreift sie nur im Abwägen von Zeit und Sitte. Keine Aufstellung nichtssagender Puppen in Reih und Glied enthielt das Haus, es glich einem Zauberspiegel. Bis in das Kleinste waren Umgebung und Geräte mit den Figuren zusammengestimmt, deren Gesichter von Künstlern alten Porträts täuschend nachgeahmt waren. Die Korridore lagen im dämmernden Dunkel und man blickte — nur durch eine Glasscheibe von ihnen getrennt — in die Gemächer berühmter Frauen. Zunächst in das von kühlem Wassergeplätscher erfüllte Gynaeceum einer Römerin. Erfrischende Kühle, wohlige Ruhe für Seele und Leib herrscht in dem Gemach, an

---

*) Balzac.

dessen Wänden graziöse, übermütige Fresken von der natürlichen Heiterkeit der Bewohner erzählen, Satyrn klettern in den Weinranken der Ornamente empor und die roten Säulen des Atriums verschwimmen im zarten Licht. Lässig zurückgelehnt in reichem Sessel, dessen Form dem Körper angepaßt ist wie ein Gewand, sitzt die antike Domina neben dem Marmorbecken voll plätschernden Wassers. Streng ist ihr Profil nach einer Statue im Louvre modelliert und ihre tadellosen Glieder sind von herrlich geordneten Falten umwallt. Ein hellgrünes, durchsichtiges Obergewand ist über die rosenfarbene Stola geschlungen, die eine goldene, feingearbeitete Agraffe auf der Schulter zusammenhält. Eine Freundin beugt sich plaudernd zu der Dame und ein Mann in weißer Toga winkt den lichtgekleideten, lockigen Sklavinnen, die harrend im Hintergrund auf dem Marmorfließ kauern.

Die Schönheit der Gewänder erscheint im vollkommenen Einklang mit der Schönheit des Körpers und jede Falte, vom Gliederbau und der Bewegung abhängig, war darauf berechnet, Anmut und Vollkommenheit zur Geltung zu bringen. Mit der antiken Weltanschauung ging das Verständnis für die Wechselwirkung verloren, die unter schönheitsbedürftigen Menschen zwischen Seele und Körper bestehen muß. Aus dem antiken Paradies vertrieben, schämte man sich der schönen Nacktheit. Der Zweck des weiblichen Kostüms im frühen Mittelalter bestand darin, die körperlichen Reize möglichst zu verhüllen und in Vergessenheit zu bringen. Welch abgrundtiefer Gegensatz zwischen der üppigen

Römerin, deren Gewand die Schönheit nicht verbirgt, sondern hervorhebt und der heiligen Clotilde, Chlodwigs christlicher Gemahlin, die an der Kirchentür unter die Bettler Almosen verteilt! Sie versinkt in dem weiten, faltenreichen Kleid aus dunklen, schweren, pelzverbrämten Stoffen. Keinen sündhaften Reiz anmutiger Glieder läßt diese strenge Hülle ahnen, sogar das Gesicht ist fest von Stoffen umrahmt und ein breites, gesticktes Stirnband reicht tief auf die Schläfe. Verschwunden ist die duftende, gefallsüchtige Frisur, vor welcher der Apostel mit strengem Wort warnte und klösterlich steif lebt die Frankenkönigin in Tracht und Gebärde.

Auf der andern Seite erscheint die antike Herrlichkeit zu harter, freudloser Pracht versteinert. Der mosaikgeschmückte Thron eines kaiserlichen Saales in Byzanz — die Apsis des Hofes — steht vor uns. Stufen führen empor. Sie werden in den demütigsten Stellungen von dem Hofgesinde erklommen, während die goldstrahlende Kaiserin wie ein gefürchtetes Götzenbild auf die Knieenden blickt. Der ganze Reichtum des Ostens funkelt auf dem schweren, von den Schultern herabfallenden Mantel, und geheimnisvolle, symbolische Steine reden eine mystische Sprache auf der Tiara, die schwer und ernst die Stirne niederdrückt. Verschwunden sind alle hellen und zarten Töne, zu sattem Gold sind sattes Grün, Gelb und Violett gestimmt.

In den beiden nächsten Bildern *vor* und *nach dem Turnier* spiegelt sich die Blüte höfischer Sitte. Fürstlich stolz schreiten die Damen einher in gestickten Gewändern, die von jahrelangem Fleiß auf einsamen Schlössern

zeugen und vornehm wallen hinter ihnen die kostbar verbrämten schweren Schleppen. Eng anschließender Hermelin kleidet die Schönste, Stolzeste im Kreis, frei ragt die Büste aus dem kostbaren Kleid und die Ärmel, an den Schultern eng, fallen, sich nach unten erweiternd, anmutig herab, um Handgelenk und Arm zu zeigen. Weiche Stoffe, leuchtende Farben und antikisierender Schmuck zeigen sich in den Trachten der Renaissance. Die Bewegung wird freier, der Schönheitstypus natürlicher und kräftiger. Auch der Körper ändert sich mit der Mode. Er verlor sein gesundes Ebenmaß, seit das antike Gewand formverzehrenden Dingen weichen mußte. Die freiere Geistesrichtung, die in Literatur und Kunst sich verbreitete, beeinflußte auch Mode und Schönheitsideal. Wieder durften sich die Haare schalkhaft locken und die Brust zu lieblicher Rundung entfalten. Auf die Lebensfreude dieser blühenden Zeit fällt ein schwarzer Schatten durch die Glaubenskämpfe, und in dunklen Falten — düster wie die Intoleranz der Seelen — umwallt sogleich die hohen Frauen das Gewand. Katharina von Medici ist die erste Gestalt in Schwarz, die uns in diesem historischen Reigen der Kostüme begegnet. Majestätisch und streng sitzt sie auf einem hochlehnigen Armsessel, den Kopf mit dem feinen, müden Profil in die Hand gestützt und lauscht aufmerksam den Worten eines Mannes in Gelehrtentracht. Zarter, stimmungsvoller ist die Erweckung der Schäferzeit. Ein entzückender, hellgrauer Hut sitzt schalkhaft auf dem flatternden Blondhaar der Dame, wunderbare Spitzen fallen auf das, zwischen rosa und silbergrau schimmernde,

elegant geraffte Kleid. Ein Kavalier in schwarzem Sammet zieht tief das Federbarett und begrüßt die Schöne ehrerbietig wie es die *précieuses* lieben. Einige Bürgerfrauen und Mädchen sehen leise tuschelnd zu. Sie haben unrecht, wenn sie das vornehme Dämchen um die seidene Toilette beneiden, denn auch ihre Tracht ist kleidsam. Viele Frauen heutigen Tages würden doppelt so hübsch, doppelt so ansprechend aussehen, wenn sie — statt die Mode ungeschickt und ärmlich nachzuäffen — solch gerafftes, einfaches Kleid mit künstlerisch vollendeten Falten trügen. Wie lieblich ragt der Hals aus dem weißen, offenen Spitzenkragen und wie flink lassen sich die Arme in den mäßig weiten, zierlich gefältelten Ärmeln bewegen.
Zeitgemäß und fein empfunden ist die Szene, in der die Töchter Ludwigs XIV. vom Dauphin beim streng verpönten Tabakrauchen erwischt werden. Es muß ein behagliches Dämmerstündchen gewesen sein in dem kleinen, ganz mit Tapisserien bekleideten Zimmer. Zwei der Prinzessinnen kauern am Kamin aus grauem Marmor und die dritte hat sich zu stolzer, ablehnender Haltung erhoben, denn eben drang ein leises Geräusch durch das Gemach und der Kopf des Dauphin lugt neugierig durch die Falten der schweren Portière. Auf einem Tischchen liegt das corpus delicti, weiße, einfache Pfeifchen und ein Packet des duftigen Wunderkrautes — holländischen Kanasters. In dem Kostüm der Damen drückt sich der pomphaft regelmäßige Stil der Periode aus, keine Locke flattert, kein Schleier bewegt sich, kein Stoff schmiegt sich den Körperformen an. Glatt

von Stirn und Schläfen emporgekämmt, majestätisch getürmt, beinahe zu Stockwerken gegliedert ist die Frisur. Puder versteckt die Haarfarbe und Bänder bewimpeln festlich das Gebäude. Die lange Schneppentaille ist beängstigend eingeschnürt, der Ausschnitt ein regelmäßiges Viereck, und eng umspannt der Ärmel bis zum Ellenbogen den Arm. Mit der prächtigen, harmonischen Farbengebung und den schweren, vornehm gemusterten Stoffen passen die drei Königstöchter in den Pomp ihres Schlosses. Die Freiheit der Renaissance ist wieder durch Fesseln gezügelt, aber nicht mehr durch den frommen, körperlosen Mystizismus, sondern durch die Gewalt der Etikette.

Jetzt sollte man die zarten, artigen Töne eines Mozart hören, denn nur der Klang fehlt, um das nächste Bild wahrhaft lebendig zu machen. Eine süße Erinnerung an die Zeit des Rokoko sind *Les Visites*. Madame la Marquise ist in ihrem Himmelbett erwacht und hat soeben aus zartem Sèvres-Tässchen die Morgenschokolade getrunken. Das Kammerkätzchen hat ihr ein zierliches Häubchen auf die Locken gesetzt, eine rosenfarbene Casaque angetan, die hellen Vorhänge des rosenumkränzten Himmels zurechtgezupft und die Seidendecke mit den breitangesetzten Volants echter wundervoller Spitzen geglättet. Kokett lehnt sich die Marquise in die duftigen Kissen, ihren Morgenbesuch zu erwarten, zwei Damen und einem Herrn, die gleichsam im wiegenden Tanzschritt sich nähern und zeremoniös verbeugen, ungeduldig, der Freundin den neuesten Hof-

klatsch vorzutragen. Alles ist in die frischesten, zartesten Farben getaucht, jeder Gegenstand eine entzückende Spielerei, puppenhaft die Grazie der Kostüme, affektiert und dennoch selbstverständlich die Haartracht. Wie weit ist das Bett mit seinem runden, zeltartigen Himmel, von dem die hellen Rosen niederzuregnen scheinen, entfernt von den prächtig schweren, säulengetragenen Schlafstätten früherer Geschlechter. Es bildet einen reizenden Hintergrund für das zarte Köpfchen der Marquise, die nicht allein aus Koketterie, sondern auch aus praktischen Gründen die allgemeine Sitte angenommen hat, im Bett zu empfangen. Denn die schönen Marmorkamine heizen schlecht an den bitterkalten Tagen, und unsere Ahnfrauen froren oft tüchtig in der vollkommen zarten Schönheit ihrer Appartements.
Auch die Sitte solcher Empfänge wurde von der Revolution hinweggefegt. Aus dieser Zeit gärenden Übergangs sehen wir ein seltsames Bild, nach einem Kupferstich hergestellt. Ein junges Weib beugt sich zärtlich zu einem älteren Mann, während sie die Hand verstohlen dem Geliebten zum Kusse reicht. Ihr Gewand versucht streng und schlicht zu sein. Es ist weiß, aus dünnem Stoff, ohne Schmuck und Zier, keusch ist das *Fichu* über die Brust gekreuzt. Noch liegt Puder auf den Haaren, die, zu mächtigen Locken aufgetürmt, einen Kranz heller Rosen tragen. Ein Zwitterding der Mode auf dem Scheideweg zweier Epochen, erscheint dies Kostüm, das weder die alte Zierlichkeit aufgeben, noch mit Überzeugung einfach will sein. Majestätisch wirkt das nächste

Zimmer, in dem *la veille du sacre* dargestellt wird. Aus den Trümmern der Alten Welt zimmert eine mächtige Hand einen ganz neuen Tempel der Pracht, alle Ornamente und Zierlichkeiten des Rokoko sind fortgeblasen wie Blumenblätter vom Wind, ein strenger, ernster, neuer Stil steigt gradlinig, einfach gegliedert empor. Kostbare Holzarten mit schwerem, einfachem Schmuck aus Bronze bilden die Möbel, und die entflohenen Amoretten sind durch Sphinxe, Löwen, Drachen und Greife ersetzt. Leise mahnt die einfache Wand mit den gemalten Thyrsusstäben, stilisierten Lorbeerranken und Mäandern an Roms Gemächer; leise tönt die niemals ganz verklungene Lyra des Altertums durch die Welt. Hier, an den Fries gelehnt, steht auch ein Cäsar, ein würdiger Enkel der großen Eroberer, die man einst mit den Göttern verwechselte. Mit ernster Stirn sieht Napoleon zu, wie das von ihm so heiß geliebte, jetzt auf schwindelnde Höhe erhobene Weib, wie Josefine im Krönungsornat vorm Spiegel steht. Aus dem ovalen Rahmen blitzt die südliche Schönheit sternenumstrahlt mit dem erhabenen Diadem im schwarzen Haar, das sich ernst und fest zu einem griechischen Knoten schlingt. Das Gewand aus weißem Atlas, schwer mit Silber gestickt, ist unter dem Busen nach Art antiker Göttinnen durch einen Gürtel zusammengefaßt und von den Schultern herab wallt über das ganze Gemach bis zu den Füßen Napoleons die Schleppe aus purpurnem Sammet, besäet mit erhaben gestickten goldenen Bienen, verbrämt mit Hermelin. An der Schulter nestelt die Zofe eine Edel-

steinagraffe. In der Tür erscheinen die neidischen, spitzen Profile der Schwestern des Kaisers unter merkwürdigen Incroyablehüten.
Wie in Architektur und Einrichtung steht auch in der Tracht die Empirezeit da als Trägerin des letzten vollständig ausgesprochenen harmonischen und durchaus schönheitsvollen Stils. Mag hie und da noch vereinzelt Hübsches in Erscheinung treten, wie in der Biedermeierzeit, die Kleidung der Männer wird von nun an immer entsagungsvoller, jene der Frauen nimmt Elemente der Possierlichkeit auf, harte Farben, gequälte kleinliche Muster, überladenen Zierat, wie sie frühere Geschlechter nicht gekannt. Der Schmuck wird plump, die Haartracht von steifer Ehrpußlichkeit. Im Gegensatz zum Vergangenen beginnt die Mode — wie das übrige Leben — vom Taumel der Schnelligkeit erfaßt, immer öfter, immer hastiger zu wechseln. Bald zurückgreifend, bald vorauseilend herrscht seit einem halben Jahrhundert schrankenlos die Phantasie, meist in nachempfindender Art.
Da sich die äußeren Lebensumstände vorher verhältnismäßig langsam und nur wenig veränderten, sind die Gründe für den Wechsel der Tracht vielfach in ethischen und moralischen Motiven zu suchen.
Die neuen Anforderungen, die das Leben an die Frau stellt, werden das Kleid neu schaffen ohne agitatorische und übereilte Tätigkeit. Nur dem Zwange der Verhältnisse beugt sich die Mode, nicht aber den Vorschlägen von Ärzten, Künstlern und Patrioten, mögen sie noch so ernst begründet und gut gemeint sein.

Wer viel reist und die Bewegung in den verschiedensten Großstädten verfolgt, muß erkennen, daß eine Revolution der Kleidung gleich einer Revolution in politischen Dingen nur von ganz oben oder von ganz unten erfolgen kann. Was die elegante, tonangebende Frau trägt, wird nachgemacht, was der Mittelstand mit noch so viel Überlegung ersinnt, bleibt auf die Gruppe beschränkt, die bereit ist, sich dafür zu opfern. Jedenfalls haben seit Jahrhunderten die Satiriker aller Länder einen vergeblichen Kampf gegen die Ausschreitungen der Mode geführt.
Von dem großen Schönheitsträumer Ruskin angeregt, entstand in England der *moderne Stil,* dessen Freude an Farben, Blumen und Natur wie ein erfrischender Frühlingshauch in das langweilige, schwerfällige Biedermeierleben wehte. Wie durch Zauberschlag verwandelten sich die Gewebe, die Möbel, der Hausrat. Alles wurde heller, freundlicher, natürlicher und freier. Die Umgebung wirkt auf die Tracht der Frau, denn das Schönheitsbedürfnis des Weibes verlangt danach, die eigene Person dem verwandelten Ganzen einzustimmen. Vornehme, geschmackvolle Damen entledigten sich wenigstens zur Teestunde des männlichen Schneiderkostüms, sich von der Raupe in den schillernden Schmetterling verwandelnd. In das *aesthetic teagown* gehüllt, dessen Zartheit zu den schlanken Figuren und den hell-lackierten Möbeln prächtig stimmt, gleichen die schönen Frauen den süßen Märchenprinzessinnen der Bilder Burne-Jones. Im Ozean der Häßlichkeit sind diese wenigen *ästhetischen* Wesen allerdings nur sonnen-

glitzernden Tropfen vergleichbar und ihre Schönheit ist noch weit davon entfernt, das Alltagsleben siegreich zu durchdringen.
Utopien bleibt Ruskins Traum, der in seinem Idealstaat eine geistreich poetische Kleiderordnung aufstellte, um die Geschichte der Tracht gleichsam mit seinem Werke zu krönen.
Frauen und Mädchen sollten am Werktage weder vernachlässigt noch herausfordernd geputzt, sondern schlicht und harmonisch in ihrer Erscheinung nur weiche Gewebe tragen, die sich anmutig an die Körperformen schmiegen. In ruhigen, satten Farben sollten sich diese Gewänder artig um den Nacken runden und am Handgelenk fest geschlossen sein, selbst beschränkt in holder Freiheit, wie etwa Leonardos Mona Lisa. Nur physisch und moralisch vollkommene Menschen hätten in Ruskins Utopien das Recht, eine Ehe zu schließen, und alle unvermögenden, aber schönen und gesunden Liebespaare sollten vom Staat ausgestattet werden, so daß ein herrliches Geschlecht erblüht, frei und schön wie seine Gewandung.
Gewisse Tage im Frühling sind der öffentlichen, feierlichen Verlobung geweiht. An allen Festen aber müssen sich die Frauen in höchster Pracht zeigen, ihrem Land, ihrer Stadt, ihrer Familie zum Ruhm, ähnlich, wie es in den mittelalterlichen italienischen Republiken geschah. Dann sollten sie die schönen, buntgemalten Truhen öffnen und feenhafte Spitzen hervortun, goldene Schuhe an die Füße ziehen, um über den festlichen Teppich zu wandeln.

Sie sollen schimmern in Brokat und Sammet wie Königinnen, die Mädchen mit Blumen im Haar, die Frauen mit Juwelen geschmückt, nicht barbarisch Eine die Andere durch Menge und Größe der Steine überbietend, sondern mit edler Freude an künstlerisch vollendetem Geschmeide, das köstlich den Ausschnitt des Kleides umrahmen und den Gürtel schließen soll.
Das ist die Kleiderordnung des Zukunftsstaates und des Zukunftsweibes — nach dem Philosophen der Schönheit.

KAPITEL IX

VOM SCHÖNEN KÖRPER

In beiden maßgebenden Philosophenschulen des Altertums, der Stoa und dem Garten Epikurs, wurde die Lehre von der Überlegenheit des Geistes über den Körper verkündet. Der Geist galt als Herr des Lebens, er sollte befehlen und der Körper mußte sich seinen Geboten unterordnen. Da der erstere nach Ansicht der Weisen die Menschen den Göttern näherte, suchten sie im Leib nur das tierische und erklärten ihn für das Haus der niederen Instinkte. Dieser Gedanke faßt eine lange und langsam gearbeitete Kette zusammen, die den Begriff der griechischen Kultur umschloß, seit er die Ringschule verließ und einer freien Schönheit der Glieder die gebundene Schönheit logischer innerer Entwicklung gesellte.

Entstanden in den Schulen der sokratischen Lehre gegen das dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und verbreitet durch zahlreiche philosophische Schriften, durchlief diese Meinung das weite römische Reich, in dem alles Griechische Mode war, verbreitete sich allmählich und galt schließlich für eine unumstößliche Wahrheit. Angewendet auf die heranwachsende Jugend änderte diese Mißachtung des Körpers nicht nur die Erziehung, sondern allmählich den ganzen Charakter der gebildeten Welt. Der Bewohner des homerischen Hellas und der nachfolgenden klassischen Zeit machte keinen großen Unterschied zwischen Geist und Körper. Da ihm beide Teile seines

Selbst gleich nötig erschienen, die Gebote des Alltags zu erfüllen, pflegte er beide in gleichem Maße. Das Ideal, dem er sich weihte und das Ziel, dem er nachstrebte und deshalb die Jugenderziehung unterordnete, bestand darin, das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist herzustellen, beide also harmonisch nebeneinander zu entwickeln und miteinander zu verbinden. Die Lebensauffassung, die allmählich unter dem Einfluß der maßgebenden philosophischen Systeme entstand, störte immer mehr dieses Gleichgewicht. So verschwand die Gewohnheit, sich in der Ringschule zu tummeln, im frohen Spiel die Muskeln zu stählen und sich selbst als Ebenbild der Götter schön zu erhalten, lange ehe die christlichen Mönche aus der philosophischen Lehre einen fanatischen Glaubenssatz machten. In der Theorie sollte von nun an der Körper verächtlich bleiben, der Seele und dem Geist ganz untergeordnet. Heiligkeit, auch Gelehrsamkeit verlangten Abtötung des Fleisches. In der Praxis gab es wohl immer Rückerinnerungen an das Altertum, Zeiten, in denen der Körper froh getummelt und sogar gepflegt wurde. Sie fielen stets mit einer hohen Kunstblüte zusammen. So die besten Jahrhunderte des Mittelalters und die Jahrzehnte der Renaissance. Doch grundsätzliche Feindschaft gegen Körperpflege, ja Verachtung derselben erhielt sich bis vor wenigen Jahrzehnten bei vielen Leuten aller Gesellschaftskreise und kommt heute noch in hohem Grade bei Bauern wie Kleinstädtern vor.

Es ist kein Menschenalter verflossen, seit die Ansichten sich änderten, um zum natürlichen Gleichmaß

der Dinge allmählich zurückzukehren. Wir alle erinnern uns der Zeit, in der es bei den Männern für läppisch galt, von einem schönen Körper zu sprechen und bei der Frau für kokett, ja frivol, wenn sie sich allzu liebevoll mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigte. Wir verstehen endlich wieder, daß der Geist sich den Körper bauen soll und daß es ebenso geschmacklos ist, seinen äußeren Menschen zu verwahrlosen, wie sich mit häßlichen Dingen zu umgeben und in schmutzige, farblose Lumpen zu hüllen. Es ist merkwürdig, daß die moderne Kulturentwicklung sich zuerst mit schönen, das heißt stilvollen Gegenständen der Vergangenheit befaßte, dann sich ästhetisch und theoretisch nach Ruskins Anstoß den Kleidern zuwandte und ganz zuletzt von der harmonischen Ausbildung des Körpers sprach. Die künstlerische Tracht sollte anfangs nur den Frauen zugute kommen — vielleicht weil die männliche Bekleidung den Anforderungen von Klima und Beruf verhältnismäßig gut entsprach — eine Entwickelung des schönen Körpers verlangte die moderne Welt bei Beginn der Bewegung von den jungen Männern, weil hier im Laufe eines Jahrhunderts am meisten gesündigt worden war. Allmählich drang dieser Wunsch ins Volksbewußtsein, so daß jetzt moderne Denker beider Geschlechter stolz darauf sind, wenn ihr Körper in Vollkraft und Schönheit harmonisch entwickelt ist. Dazu bedarf es aber der Pflege und man muß liebevoll bei Dingen verweilen, die früher im Halbdunkel der Scham eiligst erledigt wurden.

Nachdem man jahrzehntelang ausschließlich den Geist

übte, verbrauchte und dadurch die beste Habe des Menschen, Gesundheit, Frische wie Lebensmut, verzehrte, beginnt ausgehend von England, Amerika und Japan ein Zeitalter der Körperkultur. Als deutsche Dichter schon einmal versucht hatten, dem verachteten Leib sein Recht zu schaffen und in der häßlichen Welt der deutschen Kannegießer griechischer Schönheit eine Stätte zu bereiten, begnügten sie sich mit blendenden lyrischen Redensarten. Die Romantiker stellten das schöne Wort an die Stelle der Tat und Heinrich Heine, der mit ganzer Seele ein Grieche sein wollte, wendete sich sogar kampfgerüstet gegen die *teutsche Turnerei.* Aber in dieser viel geschmähten, viel befeindeten und mit Bierbankpolitik verquickten Turnerei steckt doch der Keim des jetzt beinahe über Gebühr gepriesenen Sportwesens und damit der Achtung vor Stärke und Geschicklichkeit. Im 19. Jahrhundert ist alles durch das Buch vorbereitet worden, man glaubte auch, daß Schönheits- und Daseinsfreude auf dem Weg der Broschüre zu erreichen seien. Heute verlangt das Leben vom Körper, daß er brauchbar, stark und deshalb schön sei. Um die zerstörte Harmonie unserer Persönlichkeit wieder zu erreichen, dient wie im Altertum das freie Spiel und die sorgsame Pflege. Mit der wachsenden Stärke beginnt die Anmut der Bewegung sich zu verbreiten, denn nur Kraft gibt Zuversicht und nur Zuversicht auf den Gebrauch der eigenen Glieder gestattet Anmut in jeder physischen Tätigkeit.

Das viel mißbrauchte und allzuoft mit hohlem Pathos in die Welt hinausgeschrieene Wort *durch Kunst zum*

Leben kann gerade in der körperlichen Ausbildung Gutes wirken. Die Stadien und Athletenschulen, die olympischen Spiele, die überall entstehen, die Sportklubs- und Freilufttummelplätze der Jugend zeigen wohl den besten gangbaren Weg. Aber hier tritt ein seltsames, manchmal für den ästhetisch Empfindenden sogar abstoßendes Moment in Erscheinung. Der Wunsch, im Wettkampf mit den Genossen die höchste Leistung zu erzielen, wie der moderne Ausdruck heißt *den Rekord zu schlagen,* hat Einseitigkeit und Übermaß gezüchtet, nach Beispiel des geschäftlichen, ja sogar des wissenschaftlichen Lebens, wo jeder auf Kosten der Harmonie nur einen einzelnen Ton möglichst gellend und beherrschend herausschmettern muß. Aber die Jugend Altgriechenlands wetteiferte in Schönheit, Anmut und Geschmeidigkeit. Die Preisrichter in der Palaestra legten darauf besonderen Wert, daß die Kämpfer sich auch edel und schön bewegten. Wer die Dichtungen aus der Blütezeit des Mittelalters kennt, wird wissen, daß in England wie in Frankreich und Deutschland nicht nur Mut, Kraft und Gewandtheit zu einem Turnier gehörten, sondern auch Haltung und geschmeidige Anmut, ob es sich nun um Kampf oder Scheinkampf handelte. Der heutige Sport kennt fast als einziges Ziel die höchste Leistung an Geschwindigkeit. Dieser allein maßgebenden Forderung fallen Schönheit und Anmut zum Opfer. Wer reitet, oder auf dem Rad fährt, oder schwimmt oder rudert, muß sich auf wahnsinnige Eile trainieren, wenn nicht eine übertriebene sinnlose Ausdauer das Ziel der Wette war. Ich frage nun, sind sie schön, diese abgehetzten,

auf ein falsches Prinzip hin ausgebildeten Körper? Entsprechen sie den Anforderungen von Harmonie, die im hohen Lied auf das *Ebenbild Gottes* zusammenklingen? Der menschliche Leib ist keine Maschine, die für irgend eine Höchstleistung ersonnen wurde, er enthält in seinen Maßen den Kanon der Schönheit und muß deshalb nach ihren Regeln gleichmäßig ausgebildet werden.

Die Einseitigkeit und das Ringen nach Sieg im Sport sind gewiß ein nötiger Übergang, um die trägen, keine Anstrengung gewohnten Körper zur Arbeit anzutreiben. Ehrgeiz ist ein wichtiger Stimulant, der den Reigen beginnen mußte, um aufzurütteln aus Verweichlichung und falschen Ansichten. Der Sport hat jedenfalls die furchtbare Eitelkeit der angehenden Spießbürger besiegt, die sich auf die Zahl der geleerten Bierkrüge bezog und die Achtung vor körperlicher Leistung neugeschaffen. Dafür, daß aus Wetten und Rekord allmählich das Ideal des schönen starken Menschen sich bildet, mehren sich die Anzeichen und der Begriff, der mit einem fabelschönen Hellas der Vergangenheit unlösbar verbunden schien, wird zum Traum, den wir, aus tiefem Schlaf erwachend, unserer Jugend als künftige Wahrheit erzählen.

Doch eines soll auch derjenige nicht vergessen, der Kultus treibt mit seinem schönen und gesunden Leib. Der ästhetisch Denkende unterstellt alles dem e i n e n Gebot, aus dem Leben ein Kunstwerk und aus der Stunde einen Reichtum zu machen. Die heutigen Gesundheits- und Schönheitsapostel vergällen aber durch

strenge Regeln und Prinzipien jeden freien Genuß. Sie verachten die Gaben der Götter: Liebe und Wein, statt nur das Übermaß und den Mißbrauch zu bekämpfen. Alle Weisheit liegt allein in der Beschränkung und jedes harte Verbot unschädlicher Freuden verdirbt den harmlosen Genuß des Daseins.

Auch die höchsten Grundsätze können der Schönheit feind sein, wenn man sie streng und pedantisch verkündet. Der Schädlinge sind soviele, die Anmut, Kraft und Wohlbehagen bedrohen und die Sorgen sind für alle so reich bemessen, daß niemand sich das Recht anmaßen sollte, in Lust und Frohsinn mit schroffem Gesetze einzugreifen. Da die meisten Mißstände in den Grundbedingungen der verschiedenen Berufsarten liegen, sind sie kaum auszurotten und lassen sich nur in ihrer Wirkung durch klugabgestimmte Maßregeln ausgleichen. So verlangt die sitzende Lebensweise, zu der die Mehrzahl der Männer verdammt ist und infolge unserer gesamten sozialen Entwicklung verdammt bleiben wird, von Kindheit an ein starkes Gegengewicht: schöne Bewegung nach rhythmischen Gesetzen und Liegen zur Zeit der Ruhe. Das wilde Tummeln in zügelloser Freiheit, der Ehrgeiz antreibende Sport und das muskelstärkende Turnen erfüllen den Zweck noch nicht vollkommen, jede Bewegung ästhetisch zu vollenden, das heißt, ohne Künstelei und Affektiertheit zum plastischen Bild, zum anmutvollen Anblick zu erheben.

Die rhythmischenGesetze edlen Bewegens lagen einst im Tanz, der uralten Gliedersprache, die der Mensch zu Ehren seiner Götter erdachte. So harmonisch vereinten

sich bei den Griechen Kraft, Anmut und Würde, daß Herodot sagen konnte, ehe die Philosophen das Gleichgewicht zwischen Leib und Geist verdorben hatten, man glaube, die tanzenden Jünglinge seien Götter und lebten in einem ewigen Frühling jugendlicher Schönheit. Edler Tanz erregt die Fähigkeiten der Seele, denn er läßt die Körper singen und Töne sich bewegen *). Zu sicherer Anmut erzieht er die Jugend und bringt das Gefühl des körperlich Schönen zu reinem Bewußtsein. Im Reigen schlingen sich die geistigen und sinnlichen Elemente unserer Natur ineinander. Doch was einst der unschuldige Ausdruck jugendlicher Fröhlichkeit war, was naiven Geschlechtern die höchste Sinnlichkeit und die religiöse Begeisterung verkörperte, wurde Karikatur im gesellschaftlichen Leben. Das unvollkommene Können der Tänzer, der stimmungslose, staubumwirbelte Raum, in dem der Tanz meistens geübt wurde, entfernte die rhythmische Bewegung von der Kunst und nahm ihr den Zusammenhang mit dem tiefsten Wesen menschlicher Schönheit, das Nietzsche ahnte, als er das Wort niederschrieb: *Im Tanze nur weiß ich der höchsten Dinge Gleichnis zu reden.*

Als die Kunst noch nicht vom Leben des gemeinen Volks getrennt war und jeder einen Anteil an der Festfreude wie an der Schönheit des täglichen Daseins beanspruchte und erwerben konnte, lag in den Tänzen die ästhetische Ausbildung des menschlichen Körpers. Bei den Völkern des antiken Kulturstaates noch ebenso wie bei den Germanen und Slaven. Der Rhythmus gab diesen

*) Lucian.

Übungen hohen Ernst und heilige Schönheit. Doch Ernst wie Schönheit waren nicht vom heiteren Spiel getrennt, sondern führten die Jugend spielend der reiferen Vollendung entgegen. Die Entfaltung des geistigen wie des körperlichen Schönen hängt mit dem Spieltrieb unlösbar zusammen. Die Welt wurde häßlich und ihrer natürlichen Anmut beraubt, als sich die Meinung wie ein schweres Gitter herabsenkte, daß Schönheit Sünde und Anmut Verführung enthalte. So wurde die Kunst und namentlich die Kunst rhythmischer Bewegungen, der Tanz, vom Leben abgeschnitten, aus dem jede Kunst in ihrer Entstehung entquollen war und die kraftvolle Lust, die Geschmeidigkeit der Glieder zu zeigen, erstarrte zu blutloser Künstlichkeit. Nicht die Einübung bestimmter Tänze, sondern die Erziehung der männlichen wie weiblichen Jugend zu geordneter und ausdrucksvoller, rhythmischer Bewegung kann wieder zu jener Heiterkeit und göttlichen Laune zurückführen, die nur ein harmonisch ausgebildeter Leib den Sinnen verleiht. Reisende, die einst fremde Länder betraten, suchten in den Tänzen eine ideale Vorstellung von dem zu finden, was die Einheimischen als höchste Schönheit verehrten. Sie hatten Recht, denn im Rhythmus zeigt sich beim Mann die Anmut der Kraft und beim Weib die Anmut des keuschen Fliehens und endlichen Gewährens.

Um aber im rhythmischen Spiel voll zur Geltung zu kommen, muß der Körper gepflegt sein und nicht bloß entwickelt. Die militärische Ausbildung hat ziemlich viel zum Stählen und Kräftigen der Muskeln, sowie

zum freudigen Ertragen von Mühe und Entbehrung getan, doch verhältnismäßig wenig zur ästhetischen Pflege der Gestalt. Das liegt teilweise im Paradedrill, der den Einzelnen vollständig in der Gesamtwirkung der Masse untergehen läßt, teilweise im Schnitt der Uniform, die einem früheren Geschmack an starkknochiger Regelmäßigkeit entspricht. Aber verhältnismäßig viel verdanken wir dem Waffenhandwerk, wenn wir die ungeheuer tiefe Kulturstufe betrachten, aus der die Mehrheit noch herausgerissen wird, um den Wert von Stärke und Geschmeidigkeit am eigenen Leibe zu erfahren. Der Hygiene, der Gesundheit und den Vorbedingungen der Schönheit auf diese Weise zugeführt, hat die deutsche Jugend zuerst im Soldatenstand gelernt, auf sich und auf die eigene äußere Erscheinung zu achten. Daß dieser Keim im späteren Leben nicht erstickt, sondern durch gutes Beispiel der gebildeten Stände sich weiter entwickelt, ist eine der vornehmsten Aufgaben ästhetischer Volkserziehung. Sie wird zunächst durch Pflege der Reinlichkeit erfüllt. Dies erscheint uns selbstverständlich, doch dieses *selbstverständlich* stammt aus ebenso neuer Zeit, wie vieles andere, das den jüngstvergangenen Generationen noch als Erscheinung der Üppigkeit und des Luxus unangenehm auffiel.

Die Griechen betrachteten das Bad seit den ältesten Zeiten als heilige Sache; sie tauchten die jugendlich kräftigen Leiber in die kalte Flut zu eigener Freude und zum Wohlgefallen der Götter. Es ist bekannt, bis zu welchem künstlerisch verfeinerten Luxus die letzten Jahrhunderte des Altertums das Badewesen

trieben, und welch ungeheurer Unterschied den Römer der jungen Republik, der sich heiß vom Ringkampf in den Tiber stürzte, von dem Bewohner der Kaiserstadt trennte, der, die Körperpflege bis zum höchsten gesteigert, sich in Caracallas raffinierten Thermen erfrischte und erheiterte. Auch unsere Vorfahren, die Bewohner von Germaniens waldreichen Tälern, stärkten den Leib im kühlen Wasser ihrer Ströme und Bäche, obwohl sie nichts von den Lehren des Hippokrates über Wert und Nutzen solcher Bäder wußten. Wie sonderbar mutet es an, wenn aus einer Zeit, in der Hellenen, Römer und Germanen teils bewußt, teils instinktiv die goldene Regel beobachteten, den Körper rein und schön zu erhalten, die Stimme des Kirchenvaters Hieronymus herüberklingt, der nach den Jahren der Kindheit den Gebrauch der Bäder gänzlich untersagte. Sankt Augustin — ein wenig zivilisierter — gestattete ein monatliches Reinigungsbad. Wir lachen stolz über solche Regeln, aber wie lange ist es her, daß in manchen Kreisen, die für sehr gebildet gelten wollen, die Ansicht des heiligen Augustin der modernen Badefreudigkeit gewichen ist! Noch Mantegazza schrieb, daß man Gesicht und Hände täglich, die Brust vielleicht einmal in der Woche waschen solle.
Im Mittelalter mußte sich der Knappe baden, ehe er den Ritterschlag empfing, und jedes Städtchen, jedes größere Schloß barg in seinen Mauern einen Baderaum. Diesen Kulturfortschritt dankte die mittelalterliche Welt den Arabern, die in ganz Spanien Bäder errichtet hatten. Von dort aus verbreitete Karl der Große diese Ein-

richtung in seinen ausgedehnten Ländern. Daß sie zur allgemeinen Sitte wurde, geht aus vielen zierlichen Miniaturen der folgenden Jahrhunderte hervor. Doch nach dem kurzen Traum der Renaissance versank das Leben wieder in die Anschauungen des heiligen Hieronymus, die in weiten Kreisen maßgebend blieben, bis im verflossenen Jahrhundert englische Einflüsse das Bad von neuem zum täglichen Bedürfnis des Gebildeten machten.

Unter meinen Bekannten ist ein junger Philosoph, der einmal ganz ernsthaft im Gespräch die Ansicht kundgab: *Ich kenne nur einen sozialen Unterschied. Es gibt Menschen, die baden, und Menschen, die es noch nicht tun.*

In diesem Worte liegt eine große Wahrheit, denn mit einer gesunden Pflege des Körpers geht die wahre Pflege der geistigen Eigenschaften Hand in Hand. Wer in der Körperpflege unnötigen Luxus erblickt, ist ein Barbar. Der größte soziale Wohltäter wird derjenige sein, der einer möglichst großen Anzahl von Menschen die Gelegenheit schafft, täglich zu baden. Im Wasser und in der Sonne erstarken die Glieder, Wasser und Sonne geben dem Körper die Schönheit, die wir brauchen für das Leben wie für die Kunst, und die eine junge Kultur für die Jugend erstrebt.

Schwimmen und Baden in freier Luft, diese geheiligte Sitte altgermanischer Völker kam nach der Blütezeit des Mittelalters so weit außer Übung, daß der Chronist Ryff im sechzehnten Jahrhundert schreiben konnte: *Solches Baden dieser Zeit gänzlich aus der Gewohnheit*

gekommen. Nur die *unerzogen mutwillig jugent* tat es zur Sommerszeit. Einst waren aber, wie Beowulf, der Held der Sage, auch Karl der Große und Kaiser Otto II. als Schwimmer berühmt. Im achtzehnten Jahrhundert warnte die Obrigkeit die Schüler in verschiedenen deutschen Gegenden, *vor dem so gemeinen als höchst gefährlichen und ärgerlichen Baden.* Eine Änderung trat erst langsam ein durch die Verbreitung von Lockes Philosophie, die durch Rousseau den Deutschen vermittelt wurde. Von Locke stammt die gesunde Regel, daß jeder Knabe schwimmen lernen müsse. Trotzdem schrieb ein Jenaer Professor zur Klassikerzeit mit Entsetzen, daß man leider das Baden der Studenten in der Saale nicht verhindern könne. Ins Volk kehrte die Sitte nur langsam zurück, als sie das Militär einführte nach dem Vorbild der Germanen, die manchen Kriegszug durch die Kunst des Schwimmens gewonnen hatten.

Wenn auch der *Ritterspiegel* von abgehärteten Rittern erzählte, daß sie vom Baden nichts zu sagen wußten, so wurde doch in den vornehmen Burgen, ebenso wie in den Städten viel auf Reinlichkeit gehalten. Tannhäuser badete zweimal in der Woche, der Ritter Heinrich von Kempten ließ sich sogar im Zeltlager ein heißes Bad rüsten. Nach hübscher Sitte wurde jedem Gaste bei Ankunft in fremder Burg ein Bad bereitet. Die turnierfrohen Ritter wuschen und massierten die Glieder nach hartem Strauß. Wolfram von Eschenbach und Lichtenstein berichten, daß zu besonderer Ehrung dem Helden Rosenblätter von minniglichen Frauen aufs Wasser gestreut wurden. Daß die Sitte, Burgen und Häuser

mit Bädern zu zieren, weit in die neue Zeit hinein dauerte, beweist ein Puppenhaus vom Jahr 1639 im Germanischen Museum zu Nürnberg. Wegen der Feuergefährlichkeit war die Badestube entweder unten im Hause oder weit abgelegen; erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet man neben den Schlafzimmern kleine Baderäume. Doch war dies Ausnahme und seltener Luxus. Ein Jahrhundert mußte vergehen, bis nach und nach in großen Städten *russische* oder *römisch-irische* oder *türkische* Bäder entstanden, die schon wegen ihres Preises den höheren Ständen vorbehalten waren. Volksbadeanstalten sind erst seit neuerer Zeit mit großem Erfolg eingeführt, aber nicht als eigentlich Neues, sondern als Rückkehr zu den guten Gebräuchen der Vergangenheit. Doch man badet nicht mehr mit jener rührenden Naivität, die im behaglich sittlichen Biedermeiertum zu Grabe ging. Jetzt sind die meisten Flußbäder mit Lattenverschlägen umgeben, und strenge Gesetze stören die freien Spaziergänge gewisser Naturapostel.

Selten auch bietet das moderne Leben mit seinen Schranken und Verboten Gelegenheit zu poetischen Badeszenen, wie sie Goethe aus der Jugendzeit schilderte. Die Jünglinge bekränzten ihre schlanken Gestalten mit Schilf, deklamierten und sangen, sich zurückdenkend in vergangene Zeiten voll Kraft und Schönheit. Vater Rhein umspielte ihre Glieder: ihnen lachte die Sonne des Frühlings und der Jugend.

In der Gegenwart, wo allerorts Sonnenbäder entstehen und in den Großstädten Badeanstalten eingerichtet sind,

den Thermen ähnlich, wenn auch noch ohne deren künstlerischen Schmuck, sucht man die Scheu vor der Schönheit des menschlichen Körpers mehr und mehr abzuschütteln, denn man ist sich bewußt, daß gerade diese Scheu, die auf Kosten der Seele den Leib vernachlässigen ließ, den Mangel an Körperpflege im 19. Jahrhundert verschuldete. Wenn Krieg und Kampf unser Dasein beherrschen und man — nach dem Volksausdruck — froh ist, nur das Leben zu haben, verschwindet naturgemäß jede Körperpflege und mit ihr das Verständnis für leibliche Schönheit, die vom Gebrauch des Bades unzertrennlich ist. Armut und Roheit gesellen sich dann zu religiösem Vorurteil im Kampf gegen die Gewohnheit, regelmäßig zu baden. Welch Unterschied zwischen dem marmorglatten, antiken Jüngling, der rein und stolz die Thermen verließ und dem zerlumpten Bettelmönch mit verwahrlostem Körper und schmutzstarrenden Gewändern, der sich in den Trümmern eben dieser Thermen verkroch; welcher Unterschied auch zwischen einem Herrn Frauenlob mit schönen Locken, glattem Kinn, *geschniegeltem* und gebadetem Leib und einem der späteren Raubritter mit grimmigem, schmutzigem Gesicht, struppigem Haupthaar und in jeder Beziehung höchst ungewaschenem Wesen; welcher Unterschied schließlich zwischen dem bade- und sportfrohen Mädchen oder Knaben der Gegenwart und den wasserscheuen, übermoralischen Leuten einer jüngstvergangenen Zeit!

Wir entdecken nur langsam die Schönheit des menschlichen Körpers und künstlerisch gesinnte Naturen freuen sich mit jubelnder Lust dieser Errungenschaft. Als

Maximilian, der letzte Ritter, im Sterben lag, bat er seine Umgebung, dafür Sorge zu tragen, daß sein Leichnam nicht entblößt würde; den äußersten Gegensatz zu dieser Weltanschauung bildete der modern antike Imperator Napoléon, der die Statue eines schönen nackten Mannes mit seinem Haupte schmücken ließ. Es liegt gewiß nicht im Plane kulturellen Vorwärtsschreitens, die Kleider abzuwerfen und mit den Hüllen die Scham abzulegen. Abgesehen von klimatischen Rücksichten ist das Gewand notwendig zu jener Verfeinerung der Gefühle, ohne die anmutige Sitten undenkbar sind. Der Zweig, den sich Odysseus an der Küste des Phäakenlandes vom Strauche brach, um der Königstochter Nausikaa entgegen zu gehen, ist ein Symbol höherer Kultur, dessen wir ebensogut wie die antiken Menschen bedürfen. So wenig die Kunst in der Darstellung des Körpers eine Hülle gebietet, weil sie dauernd wirkt und die gewöhnlichen Äußerungen des Alltags zum Stil erhebt, so nötig braucht das Leben selbst für gewisse Dinge eines Schleiers, denn es ist unvollendet in seinen Erscheinungen.

Schamlosigkeit ist nie Schönheit und keusche Nacktheit stellt sich nicht an den Pranger. Weil es noch Menschen gibt, deren unreine Empfindung beim Anblick des Nackten Sinnenreiz verrät, tragen wir zum Schutz gegen ihre Blicke ein Gewand, wie wir uns gegen den Staub der Straße und die Unbilden der Witterung verhüllen.

Der Kampf des Menschen, der den Alltag ästhetisch ausgestalten und dazu in erster Linie die Schönheit des gesunden Körpers für sich und andere erringen

will, richtet sich ebensowohl gegen den Schmutz, der den Dingen so gerne anhaftet, wie gegen den Schmutz der Gesinnung. Den ersteren sucht er mit allen Mitteln der Hygiene unschädlich zu machen und, soweit es möglich ist, zu beseitigen. Um den letzteren der ungebildeten Menge und ihren gewissenlosen Führern auszutreiben, gibt es nur jene höhere Gesittung, die seit alters ein Ideal der Dichter geblieben ist und allein in geistig hochstehenden Kreisen sich manchmal erfüllt. Wenn wir aber trotzdem an der ästhetischen Aufgabe nicht verzweifeln und mit Wort wie Tat das Gebot aufstellen *du sollst schön sein!* so geschieht es, weil jeder an seiner eigenen leiblichen Schönheit mit Gewinn arbeiten kann.

Der Schönheitssinn wird durch eine harmonisch zusammengestimmte Umgebung erzogen und muß, da er das Gemüt veredelt, günstige Rückwirkung auf die Körperbildung des Schönheitsfreudigen gewinnen. Der Mensch baut sein Haus. Hütte, Zelt, Wohnung, Kleidung, alles, was uns täglich umgibt, ist ein Selbstbekenntnis. Die Dinge loben oder tadeln uns. Aber noch mehr Selbstbekenntnis, noch mehr Lob oder Tadel liegt in den eigenen Zügen. Es ist uns gegeben, von Innen heraus an der äußeren Erscheinung zu gestalten. Je stärker der Geist ist, desto mehr Stil und charakteristische Eigenart zeigt das Antlitz. Die Erkenntnis, daß wir für unsere Züge vielfach verantwortlich sind, erschreckt und mahnt in ihrer unheimlichen Tragweite. Man erzählt Kindern, um ihnen das Fratzenschneiden abzugewöhnen, daß die Fratze erstarrt, wenn die Glocke gerade schlägt. Wenn

die Zeit schlägt und das Alter heranschlürft, erscheint eine Runzelschrift, die alle geheime Bosheit nach außen bringt. Nicht umsonst schaudern wir zurück vor alkoholdurchtränkten Greisen und vor dem hexenartigen Ausdruck manchen alten Weibes. Gramdurchfurchte Züge können aber edler, erhabener wirken als blühende Jugend. Selbst über Unregelmäßigkeiten des Wuchses, der Züge und über Krankheit kann der Wille zur Schönheit siegen, nur was von innerer Häßlichkeit Kunde gibt, ist wirklich häßlich. Auch Leidenschaften entstellen nicht, wenn ihnen edle Regungen zugrunde liegen oder den Widerpart halten. Hoffnungslos häßlich dagegen ist der Philister, weil er unbedeutend und charakterlos ist. Oskar Wildes Roman *Das Bildnis des Dorian Gray* erzählt, wie der Jüngling, dessen Schönheit ein Zauber festbannt, dazu verurteilt ist, an seinem Porträt zu sehen, welche Entstellung er selbst erfahren mußte vom ersten grausamen Zug um den Mund, nachdem er eine Mädchenseele geknickt hat, bis zum Verzerrtsein des Verbrechers, nachdem er kaltblütig den Freund ermordete. Diese Dichtung ist tief symbolisch. Häßlichkeiten, die von innen heraus an die Oberfläche treten wollen, lassen sich nicht übertünchen. Sie sind Leben von unserem Leben. Die einzig bewährten Schönheitsmittel sind Geist und Güte.

An Stelle so manches Überflüssigen sollten in der Jugenderziehung zwei Dinge treten, um günstig auf die Schönheit künftiger Generationen einzuwirken. Große leuchtende Augen und ein wohlgeformter Mund gehören ohne Zweifel zu den begehrtesten Reizen. Alle Menschen,

die sich mit Zeichnen und Malen beschäftigen, haben aber interessante Augen und jene, die sich mit Deklamation abgeben, einen interessanten Mund. Deshalb sollten schon Jünglinge und Mädchen auch ohne künstlerischen Beruf zeichnen und deklamieren, nicht um prätentiöses Dilettantentum zu pflegen, sondern um das Gemüt mit Schönheitselementen zu sättigen. Wie sehr der Sinn und die Fähigkeit, Affekte edel auszudrücken, unmittelbar wirken kann, beweist die Tatsache, daß häßliche Schauspieler und Schauspielerinnen durch ihre Kunst schön erscheinen können.
Nur wo sich lebhafte Nachfrage einstellt, entsteht ein Schönheitsangebot. Je feiner, zum Beispiel, das Schönheitsideal des Mannes ist, desto mehr entwickelt sich weibliche Anmut. Um dauernden Liebreiz zu haben, muß aber die Frau geistige Interessen hegen und dazu vom Mann ermutigt werden. Sie muß fühlen, daß sie immer ihren Wert behält und auch in reiferen Jahren ritterlichen Dienst erwarten kann, in geistvollem Männerkreis Anregung nehmend und gebend. Das sind die Bedingungen wahrer weiblicher Schönheit. Die kostbarsten Mittel und die sorgsamste Pflege genügen nicht, wo diese Bedingungen fehlen. Langeweile, Pietismus, Verbitterung tilgen den Zauber der Jugend schnell hinweg. Die Frage, inwieweit sich die Frau mit geistigen Dingen abgeben soll, findet einfache Antwort, wenn man die Rücksicht auf Schönheit ins Auge faßt. Die Frau sollte es bis zu der Grenze, wo Arbeit ihre Schönheit gefährdet. Das männliche Schönheitsideal verträgt ein größeres Maß an geistiger sowie an körperlicher An-

strengung. Muskelkraft, Denkerstirn, gefurchte Brauen machen den Mann schön, das Weib aber leicht zur Karikatur.

Was zu straff gespannt ist, muß man lockern, den fieberhaften Ehrgeiz, das geizige Raffen auf allen Gebieten, dieses Raffen, dessen Anhängern es geht wie dem Raben, der in der Fabel sagt: *Ich hab' es nur, damit ich's habe!* Besonders der Frau steht dieses geizige, ehrgeizige Raffen schlecht an. Es macht die Augen unstet, den Mund unruhig und bleich, es nimmt die edle Gelassenheit, die ein Stolz wahrer ewiger Schönheit ist. Nicht unglücklich, nicht sorgenschwer macht die echte Kultur den Menschen, denn er begreift, daß unser Leben nicht nur zum Lernen und Arbeiten dient, sondern daß Lernen und Arbeiten doch schließlich nur dazu da sind, das Leben lebenswert zu machen.

KAPITEL X

DIE ANMUT DER REDE

Angenehme Gespräche sind die verlässigste Lebensfreude harmonischer Menschen. Diese Erkenntnis verblaßt, seit Ruhe im Genuß, liebevolles Versenken in die neugewonnenen Kulturschätze entschwand. Hast und Eile sind Feindinnen jeder Schönheit. Wie sie die Anmut körperlicher Bewegung vernichten, so zerstören sie die Anmut des Gesprächs, in dem unsere Eindrücke nachhallen, sich klären und festigen sollen. Auch die Anmut des Geistes bedarf der Zeit, sich zu entfalten. Überhastete Rede klingt häßlich und wirkt unfein, wie ein schnell gewähltes und in Eile umgeworfenes Gewand. Das Geheimnis des Unvergänglichen, das aus Schriften und Geräten der Vorfahren bis in die Gegenwart schimmert und uns trotz allen Reichtums des Augenblicks immer wieder reizt, besteht in der selbstverständlichen Anmut und edlen Ruhe, die sie allen Dingen des Alltags gegenüber zeigten.

Man muß Zeit haben, seine Worte zu überlegen und wohlzusetzen, wie man Zeit haben muß, die Schönheit seines Körpers zu pflegen. Früher schmückten sich die Freunde für einander in liebenswürdigem Wetteifer mit schönen und zierlichen Gedanken. Gespräche und Briefe brachten frische Farben in den grauen, sorgenreichen Lauf des Lebens. Heute scheint diese Kunst nur selten zu blühen, wenig Auserwählte können

richtig, geschweige denn schön sprechen und kaum einer nimmt sich Zeit, die notwendige Mitteilung durch eingeflochtene Gedanken zum Brief oder zum klugen Redespiel zu ergänzen. Haben wir es nicht mehr nötig, unsere Sprache zu pflegen und gilt es wirklich für geziert, in gut gebauten Sätzen sich wohllautend auszudrücken?

Zu allen Zeiten echter Geistesblüte war es ein Bedürfnis der Gebildeten, sich mitzuteilen und Anregung durch mündlichen Gedankenaustausch zu empfangen. Man genoß das anmutige Spiel von Rede und Gegenrede, wie man im Fechtsaal den Anblick geschickt geführter Waffen genießt. Edle Gespräche bilden nicht nur eine hohe Schule für den Verstand, sie sind vor allen Dingen eine hohe Schule für das Herz. Die Rede kann manches noch zarter, sinniger ausdrücken, als es der beste Stil in der Schrift vermag, denn sie gebietet über den Ton, der aus dem Herzen kommt, über die zarteste Schattierung der Stimme, über den lebhaften, so viel bedeutenden Ausruf, der auf dem Papier seinen Wert verliert und oft in seiner lapidaren Kürze unverständlich ist. Feine Konversation wird in der modernen Welt zu oft verscherzt und verachtet, obwohl dieses Genußmittel Armen und Reichen, Gesunden und selbst Kranken erreichbar ist. Es bedarf nur einer gleichmäßigen, harmonischen Bildung, damit nicht laute lächerliche Willkür kreischend tobe, kleinliche Prahlsucht ihre Purzelbäume schlage und neidvoll spöttische Blicke die schöne Rede ängstlich verstummen lassen. Die Gegenwart versteht den Komfort für den Körper zu schätzen

und sucht mit kühnstem Raffinement die Stimmung auszunützen, damit Ohr wie Auge mit holdestem Zauber umgaukelt sei, aber sie läßt sich den feinsten Luxus für Geist und Herz, das edle Gespräch, noch immer entgehen. Nur in geistig angeregter Konversation prägen wir aus Stimmungswerten gangbare Münze und lernen klug ausgewählten, unseren Verhältnissen entsprechenden Komfort als selbstverständliche Begleiterscheinung zu achten, ohne ihn, wie der erstaunte Neuling, als etwas Besonderes, als die Hauptsache des Lebens anzusehen. Wir besitzen Telegraphen und Telephone, es ist unendlich viel geschehen, die räumlich einander Fernstehenden in nützliche Verbindung zu bringen, aber dies alles ermöglicht nur den raschen äußerlichen Verkehr und während feinste Luftwellen die Worte in übergroßer Menge von weither durch den Raum tragen, ist die Rede von Herz zu Herz, von Geist zu Geist, immer seltener geworden. Wo Menschen sich gesellig noch versammeln, übertönt leeres Geschwätz meist das gedankentiefe Wort. Zu träge durch leichten Lebensgenuß oder zu müde durch aufreibenden Beruf, zu gedrückt durch Sorgen, wollen die Menschen nichts mehr wissen von anmutigen, aber ihnen anstrengend scheinenden Gesprächen. Sie flüchten in das Reich der sogenannten Stimmung. Deshalb ist für die ernsteren Elemente Musik die Kunst des Tages geworden, für die schwächeren der Zirkus oder das bunte Theater. Doch die meisten sogenannt *viel beschäftigten* Leute töten ihre freie Zeit, das heißt ihren herrlichsten Besitz mit öden Gemeinplätzen und nie-

drigem Klatsch. Dabei überschreien sie einander in lauter Geschäftigkeit, damit die Zusammenkunft auf Unbeteiligte recht lustig wirke.
Sprache, schönstes Geschenk der Götter, welcher Mißbrauch wird mit dir getrieben! Zu welch elenden Äußerungen zwingen dich die Ungeschickten! Du herrlichstes aller Instrumente, Qual mußt du erzeugen statt Lust! Prahlerei und Klatsch wird aus deinen Worten gebildet, Fallstricke der Verleumdung flechten sich aus deinen unschuldigen Silben, Sprache, du, deren wunderbare Möglichkeiten an Schönheit und Kurzweil uns lehren könnten, über so viel Bitteres hinweg zu lächeln! Aus Schüchternheit und falscher Scham und falschem Stolz verbergen wir oft unsere besten Gedanken, weil wir fürchten, von dem geistig Minderwertigen verhöhnt, von dem lauten Augenblickspropheten verspottet zu werden.
Ein Lob des Schweigens sollte in Erinnerung bringen, welch feine Selbstzucht darin liegen kann. Liebenswürdig zuzuhören, ist ein ästhetisches Gebot, das allzuoft in Vergessenheit fällt.
Gut zusammengestimmte Gespräche sollen einer Partitur ähnlich sein, in der jeder an richtiger Stelle das Richtige anbringt. Wie unmusikalisch verhalten sich aber die meisten Menschen, wenn jeder von ihnen die erste Violine oder wenigstens die große Pauke spielen will und nichts anderes durch seinen Redeschwall bezweckt als zu imponieren, zu verblüffen oder Neid zu erregen. Die Oberfläche unseres Lebens würde manche harte Kante, manche unangenehm empor-

starrende Spitze verlieren, wenn man den großen Erfindungen, allem Schönen und Guten, das der Erdentag bietet, zumindest gleiches Interesse entgegenbrächte als dem kleinlichen Gerede, dem Ungesunden und Perversen. Wieviel trostloser Klatsch könnte vermieden werden, wenn wir nie den Mund auftäten, ohne den Vorsatz, uns in wohlgesetzter, klangschöner Rede auszudrücken. Etwas wirklich Häßliches ästhetisch vorzubringen ist ebenso schwer, als einen Waschzettel in Musik zu setzen. Die Possierlichkeit, die darin liegt, wirkt abschreckend. Je häßlicher der Sprachgebrauch ist, desto häßlicher ist auch das, wozu die arme Sprache herabgewürdigt wird. Die komische Häßlichkeit der gewöhnlichsten Redensarten alter Tratschbasen, etwa *Sie hat gesagt, daß er gesagt hätte, ich hätte gesagt* ... ist charakteristisch. Können wir solche Satzkonstruktionen von hochstehenden Menschen erwarten?

Es ist ein Zeichen ästhetischen und infolge davon moralischen Herabgekommenseins, wenn es für lächerlich gilt, richtig zu sprechen. Unordnung in Aussprache und Satzbau ist ebenso unvornehm, als Unordnung in der Kleidung. Jede Art von Vernachlässigung ist bedenklich und verwerflich als Merkmal der Lieblosigkeit gegen Menschen und Dinge. Nur bei anmutiger Wechselrede schmückt sich der Feierabend mit einer Welt von sinnigen Freuden auch für jene, die gekränkt und verhärmt noch abseits wandeln, weil sie nicht wissen, wohin mit dem Reichtum ihres inneren Wesens. Die Gewohnheit geistig angeregter Gespräche bringt der geselligen Zusammenkunft wie dem Familienleben eine

Fülle erlesenen Vergnügens. Doch nichts ist seltener zu finden als ein Haus, dessen Mitglieder sich in der täglichen Konversation Mühe geben, Ausdruck und Gedanken abzuwägen. Darin liegt ein Mangel an Takt und Lebensart, der die besten Eigenschaften verdunkelt, wie Staub den schönsten Sachen in einer schlecht gehaltenen Wohnung das Ansehen raubt.
Es liegt viel zu viel Staub über unserem Leben. Wir haben mit Vorurteilen und Überlieferungen so reichlich aufgeräumt, wie die großen Städte mit alten Häusern und Türmen, leider oft ohne Überlegung. Der Staub ist zurückgeblieben, der bei allen Abbruchs-Arbeiten unvermeidlich ist. So hat unsere Sprache abgeblühte Redensarten, ungeschickte Floskeln, unnötige Fremdwörter und Schwerfälligkeiten in Menge, die ein Gespräch erschweren, Briefe unklar, Zeitungen unleidlich, Bücher ermüdend machen. Mit plump prinzipiellem Kampf gegen das Fremdwort ist es hier aber nicht getan. Dadurch löst nur eine Geschmacklosigkeit die andere ab und ein Nachwuchs, der den Sprachgebrauch verjüngen sollte, wird mutwillig abgeschnitten. Eine gewisse Undankbarkeit liegt in der Verbannung jener Fremdworte, die mit Begriffen, Erfindungen und Errungenschaften zusammen aus der Fremde kamen. Wer sich mit ethymologischen Studien befaßt, wird immer finden, daß nicht alle Worte autochthon, das heißt, dem eigenen Grund und Boden entsprossen sein können. Interessante Fremdlinge haben in allen Sprachen Bürgerrecht erworben und den Sprachschatz vermehrt, gleichzeitig mit den Dingen, die vom Ausland her unser

Leben bereicherten. Sie machten die Rede gelenkiger, ausdrucksvoller und geben oft gerade durch ihre Abstammung einen Stimmungswert. Das Fremdwort hat Berechtigung, wenn es einen Gast benennt, einen Begriff, der von außen her unser eigen geworden ist. Wie unrecht wäre es, die arabischen Worte aus der Mathematik auszumerzen, die italienischen aus der Musik zu entfernen, den zarten Kleinigkeiten auf geselligem oder kulinarischem Gebiet oder in Fragen der Mode ihre genaue französische Bezeichnung zu nehmen und die kurzen, treffenden Ausdrücke des Sportwesens aus dem englischen mühsam zu verdeutschen! Ein Fremdwort kann auch berechtigt sein, wenn es alt und krank gewordene Ausdrücke der Muttersprache ersetzt. Denn ein Wort hat sein eigenes Leben. Neugeprägt ist es voll Feuer und Kraft der Jugend, die Zeit kann es aber abgreifen bis zur Unkenntlichkeit und dann bedarf es einer Verjüngung. Sehr gut wäre es, über diese Dinge sich möglichst immer Rechenschaft zu geben. Lächerlich sind Fremdworte, die den ursprünglichen Sinn verballhornen, so jene Ausdrücke, die gern in der süddeutschen Gesellschaft gebraucht werden, wie *enorm*, *delicios*, *Delikatessen*, dann gedankenlos wiederholte Zeitungsausdrücke, wie *brillant* für *glänzend* und dergleichen mehr. Auch die Vertreter der Wissenschaft und die löblichen Behörden sollten nicht mit unverständlichen, unschönen Ausdrücken dem Laien zu imponieren versuchen.

Am wichtigsten scheint es mir, dem Satzbau liebevolle Aufmerksamkeit zu widmen. Weil der Satzbau,

dessen wir uns im üblichen Verkehr bedienen, ohne Sorgfalt und Geschmack die Wörter zusammenhanglos aneinanderreiht — wie es der Maurer bei einem plumpen ungegliederten Haus mit den Backsteinen tut — haben wir immer noch keinen gepflegten, wohl entwickelten Stil in der Schriftsprache. Im Roman und im Konversationsstück sprechen die Leute ein ungepflegtes Deutsch, damit das sogenannte Kunstwerk natürlich wirke und dem Verfasser der Vorwurf erspart bleibe, er lasse papierene Menschen eine papierene Sprache reden.

Drücken sich die Gebildeten wirklich so albern, so abgebrochen, so unverständlich für jeden aus, der nicht gerade den Dialekt der Gegend beherrscht? Leider endet in Deutschland der Begriff der Bildung vor dem gesprochenen Wort und erstreckt sich nur in den seltensten Fällen auf richtige, geschweige denn schöne Ausdrucksweise. Menschen, deren Häuser auf das geschmackvollste eingerichtet sind, die sich nie auf der kleinsten Ungehörigkeit in Sitte und Anstand ertappen lassen, Gesellschaftskreise, die in Ehrensachen äußerst empfindlich sind und von ihren Angehörigen verlangen, bestimmte Anschauungen in den meisten Fragen des täglichen Lebens auf das peinlichste zu beobachten, vernachlässigen unser edelstes Ausdrucksmittel, die Muttersprache, auf das grausamste. Weltgewandte Damen und Herren, ja selbst Künstler, deren Auge durch die geringste Farbendisharmonie tief beleidigt ist, werden nicht verletzt durch den häßlich gebildeten oder verstümmelten Satz, durch den undeutlichen, oft geradezu

falsch ausgesprochenen Laut. In alten Kulturländern werden die Leute verächtlich angesehen, die ihre Sprache nicht beherrschen. Als vor einigen Jahren die französische Jugend anfing, sich in dieser Beziehung zu vernachlässigen, bemächtigte sich sofort geistvolle Satire der Sache und die gemeine Mode verschwand so schnell, wie sie auf dem Boulevard aufgetaucht war. Wir pflegen allzuleicht die Unarten der Fremde nachzumachen, wir sollen uns Mühe geben für die junge eigene Kultur, ihre Feinheiten und ihre echte Vornehmheit abzulauschen.

Die sogenannte Heimatskunst hat in der letzten Zeit eine Überschätzung der Mundarten gebracht. Gut und richtig sprechen heißt zwar nicht den Dialekten Krieg erklären und das Bodenständige mit gleichmäßiger Langeweile ausrotten, es heißt aber, dem Geist der Muttersprache die nötige Ehrfurcht erweisen und den *Jargon*, die Gassensprache, die unbeholfene Armut des Ausdrucks beseitigen. Niemand wird es dem Bauern, dem Arbeiter, dem Handwerker verdenken, wenn er in der derben Weise seiner Heimat die Dinge beim rechten Namen nennt, er würde affektiert und unleidlich wirken, spräche er mit Mühe in eingedrechselten Sätzen. Aber der Gebildete, den Leben und Kenntnisse über den Kreis der engsten Heimat erheben, hat nicht das Recht, aus Bequemlichkeit eine Mundart beizubehalten, die nicht mehr echt und natürlich ist, weil man fernes, unmögliches von ihr verlangt. Alle Mundarten umfassen in ihrer Urkraft und rauhen Schönheit nur das kleine Gebiet von Dingen,

das der Ideenkreis des Gaues seit alters beherrschte. Ihre Berechtigung beschränkt sich auf die unteren Stände und auf die Gegend, in denen sie geboren und gereift sind. Die Schule und vor allem der Lehrer, der Mann des öffentlichen Lebens und der feinen Gesellschaft, jeder Gebildete hat sich ihrer bis auf den Tonfall zu enthalten. Wir verlangen von unseren Kindern, daß sie richtig französisch oder englisch sprechen, warum verlangen wir nicht, daß sie in gutem Deutsch mit uns verkehren? Auf die Frage gibt es nur eine traurige Antwort: weil wir meistens selbst nicht imstande sind, geschmackvoll zu reden. Unsere Muttersprache hat das Unglück gehabt, auf der Kanzel und dem Katheder zu reifen, dort wurde sie salbungsvoll oder trocken. Sie muß mit Hilfe der Klassiker, die diesen Versuch zuerst mit Glück unternahmen, für den Salon und namentlich für die Wohnstube ausgebildet werden. Die Zeit ist vorüber, in der sich die Vornehmen ausschließlich fremder Sprachen, die Gelehrten des Lateinischen bedienten, es gilt den schönen, lebendigen Ausdruck wieder zu gewinnen, der das mit anmutiger Kraft sagt, wofür der Rohling nur gemeine, der Halbgebildete nur schnodderige Worte findet. Ich habe mit Vorbedacht *wieder gewinnen* gesagt, denn die mittelalterliche Sprache eines Wolfram, Walter und ihrer Zeitgenossen war reich und geschmeidig. Sie stand im richtigen Verhältnis zu der Kulturentwicklung und besaß zarteste Töne für alle Gefühle, die das Leben damals beherrschten. Unserer jungen Kultur fehlt noch die Gewohnheit feinen Sprechens, weil unserer Erziehung immer noch das humanistische

Ideal des stillen Gelehrten anhaftet. Weder für das öffentliche Leben noch für den geselligen Verkehr höherer Art reicht die Bildung vieler, die vielleicht in ihrer Wissenschaft, ihrer Amtsstube, ihrem Geschäft ganz Vorzügliches leisten. Sobald wir uns wirklich bewußt sind, was wir an Schönheit alltäglich mit unserer Sprache geben und von ihr empfangen können, werden wir auch hier manches Vorurteil, manche törichte Schüchternheit, manche falsche Scham abwerfen, damit sich Geist und Ohr am Wohlklang anmutiger kluger Worte erfreue.

Wir streben immer vergebens nach friedlich wechsellosen Ruhepunkten, doch alles, was lebt, muß sich fortwährend ändern, anpassen, anschmiegen; weil Unvollkommenheit unser Los ist, sind wir verdammt zur Unbeständigkeit. Fortwährend verschiebt sich, was weise Lehrer für felsenfest hielten, und von einem Extrem zum andern schwankt Weltanschauung wie Bildungssystem. Doch klingen auch hier fernste Zeiten aneinander, und es wirkt tief belehrend, diese auffallenden Anklänge zu beobachten.

So ließ die Lieblingsidee des Altertums, den Jüngling nur für den Staat zu erziehen, einst das Übergewicht den Schulen der Rhetoren und erzielte damit eine ganz bestimmte Wirkung. Heute ist es schwer zu begreifen, wie diese geistige Disziplin, die ausschließlich der Redekunst diente und ihr alles unterordnete, durch manches Jahrhundert Bestand haben konnte. Doch die Ausbildung zu freiem Denken und Reden führte zu manchen glänzenden Resultaten. Kühne geschickte Redner für

die Agora und später für das Forum zu bilden, war der eigentliche, der praktische Zweck antiker Bildung. Redekunst allein brachte Amt und Ehren, namentlich während der großen römischen Zeit. Ständig in Vortrag und Komposition geübt, mußten die Knaben oft die lächerlichsten Fragen und verwickeltsten juristischen Fälle als Thema behandeln. Es mag der Komik nicht entbehrt haben, die kleinen Römer, wie alte gewiegte Advokaten, feierlich mit schönsten Redefloskeln in ihren Schulen debattieren zu hören. Doch diese Art der Bildung übte gerade auf die umwohnenden Barbaren großen Zauber, mächtige Wirkung aus. Rhetorenschulen wurden in Spanien und Gallien gegründet. Sie bewiesen, wie die römischen Straßen, den Sieg der Kultur. Ihnen dankte das römische Reich, daß die Provinz den großen Staatsgedanken begriff und patriotisch wurde, getränkt von großen römischen Erinnerungen. In den entferntesten Gegenden huldigte man der Urbanität, der Macht schöner Rede, denn gerade junge Völker haben vor sprachlichen Künsten und Kunststücken den größten Respekt. Höchst verwunderlich scheint es, daß Rom zur Zeit seiner größten Ausdehnung imstande war, mit so wenigen Legionen die Riesengrenzen zu beherrschen. Dies ermöglichte der große, moralische Einfluß seiner Schulen, das Zielbewußte seines Bildungswesens, das Auseinanderstrebendes und Fliehendes mit der Gewalt gemeinschaftlicher Begeisterung zusammenhielt. Nichts zielte auf Dünkelbildung, sondern alles zielte auf charaktervolles Selbstvertrauen.

Die rhetorische Schule war durchaus nicht so hohl wie

es heute erscheint, da uns nur die Schale zurückblieb, das leere Gehäuse, die Muschel am Strand. Der jugendliche Gedankenapparat wurde entschieden sehr geübt durch die Aufgabe, fortwährend — oft in schwierigen Fällen — Schlüsse zu ziehen, logische Rätselfragen zu lösen. Das Selbstvertrauen stählte sich im Redefeuer. Es ist noch wenig beachtet worden und scheint mir doch ziemlich bemerkenswert, daß eine moderne Weltmacht, gleich Rom, mit verhältnismäßig wenig Soldaten einen großen Teil der Erde beherrscht, hauptsächlich durch die Wucht ihres Willens und die Macht ihrer Persönlichkeiten. England pflegt bis heute ein im Grunde dem Antiken sehr ähnliches Erziehungssystem, das auf die Entwickelung des Selbstvertrauens, der individuellen Festigkeit gegründet ist. Auch durch die — allerdings oft übertriebenen — Sportsspiele wird Selbstdisziplin und gesunder Ehrgeiz geweckt. Moderne Kenner Englands behaupten, daß der politische Sinn schon im Knabenalter angeregt wird, da die englische Schule ein politisches Gemeinwesen im kleinen sei. Dagegen soll die vielfache Gleichgültigkeit und Unselbständigkeit des politischen Sinnes in Deutschland namentlich bei unseren höheren Klassen von der weltabgewandten Art des Bildungswesens abhängen.

Mächtige Persönlichkeiten sind mächtigen Staaten unentbehrlich. Dort, wo Persönlichkeiten nivelliert und künstlich niedergehalten werden, verfällt alles dem Rückschritt.

Persönlichkeiten müssen es aber verstehen, sich gewandt und formvollendet auszudrücken, denn der schönste Ge-

danke verliert an Wirkung, wenn er stotternd, unbeholfen oder ängstlich vorgetragen wird. Goethe und Bismarck waren bezaubernde *Causeurs*. Ich rede nicht dem Schwätzer das Wort, der frech und unaufhaltsam den größten Unsinn in die Welt schleudert, sondern ich meine, denen sollte sich die Zunge lösen, deren Bildung die Kunst anmutigen Sprechens verdient. Warum geht bei uns der Gelehrte — wie die Redensart lautet — nicht aus sich heraus? Vor hundert Jahren gehörte es zum guten Ton, eine Geschichte angenehm erzählen zu können. Warum ging diese Kunst unserer Kultur verloren? Wir blicken mit Neid auf die Redner südlicher Länder und lesen mit Wehmut von den Salons des 18. Jahrhunderts, wo vornehme Frauen so artig zu belehren und zu unterhalten wußten, daß ihr Gespräch dem Jüngling zum wichtigen Erziehungsfaktor wurde, aber haben wir uns bisher Mühe gegeben, etwas auf diesem Gebiet zu erreichen?

Speech varnishes our mental magazine
Brightens for ornament and whets for use.

(Die Sprache reinigt unsere geistige Vorratskammer, schmückt die Dinge darin und schärft sie zum Gebrauch.) *)
Wie häßlich ist es, wenn ein körperlich voll entwickelter Jüngling nur mühsam sich an einer Konversation betätigt, weil er seiner Stimme nicht sicher, seiner Sätze nicht mächtig ist! und wie unästhetisch

*) Young.

wirkt die schöne, reich und geschmackvoll gekleidete Dame, die mit krähendem Organ nur Gemeinplätze von sich gibt! Wie töricht auch erscheint eine Versammlung von Leuten, die im stimmungsvoll behaglichen Raum nur Neid und Klatsch, nur müde Seufzer und langweilige Höflichkeiten austauschen! Falsche Natürlichkeit hält viele davon ab, geistvoll und herzlich zu sein, sie glauben sich etwas zu vergeben, wenn sie Kunst anwenden, um ihr Inneres anderen zu erschließen. Aber gute Kunst ist immer nur gesteigerte Natur. Von selbst besitzen wir nur die Keime, die Anlagen, die Talente. Alles muß gelernt, geübt, in harter Arbeit entwickelt werden. Früher war Schreiben eine Kunst, die nur der Gelehrte verstand, heute scheint es dem Sprechen ähnlich zu gehen, da nur die Wenigsten ihre Rede beherrschen und weder angenehm zu plaudern noch zu erzählen verstehen. Erst wenn wir die reichen Einflüsse, die von allen Seiten auf uns einströmen, nicht nur stimmungsvoll fühlen, sondern auch gedankenvoll mitteilen, wird die Plauderstunde zur Feierstunde im höchsten Sinn des Wortes, die öffentliche Rede, sei es im Vortrag, in der Kirche oder im Parlament, zum wahrhaft ästhetischen Genuß für Ohr, Herz und Geist und feine, anregende Geselligkeit erscheint dann als Krone des Lebens.

KAPITEL XI

VOM GUTEN TON

Die Anschauungen verschiedener Zeiten und Völker über das, was sich gehört, über Pflichten des Anstands, Formen der Höflichkeit, Gebote des Schicklichen bei Frauen, der Ehre bei Männern sind vielfacher, viel verschlungener Art. Ihre Wechselwirkung auf das gesamte Kulturleben ist sehr wichtig. Was sich gehört, in der Meinung der Freunde, Landsleute, Zeitgenossen beeinflußt tief und nachhaltig die jeweilige Literatur, bildende Kunst und Industrie. Aber die Kunst lenkt auch ihrerseits, obwohl nur mit leiser Hand, manchmal kaum merklich die Gesetze des Schicklichen.

Diese Gesetze umgeben von jeher namentlich das Leben ehrbarer Frauen mit einem strengen, dornigen Gehege. Sie betreuten während langer Zeiten die Majestät, die Kirche, den Hof, den Adel und das fest eingesessene Bürgertum, indem sie die Stände durch Trennung der Gebräuche und Lebensanschauungen voneinander absonderten. Das Gebot feierlichen Anstandes und äußerlicher, wie innerer *Gravität* flößte Respekt ein in seiner Gemessenheit, in seinen strengen Zeremonien und erzeugte Ehrfurcht auch bei solchen, die nichts davon verstanden, wie man es noch heute bei verschiedenen Handlungen eines gut geordneten religiösen Kultus sieht. Es war von großer Wichtigkeit für die Entwickelung der Tracht und des Theaters. Tief einwirkend auf Sittlichkeit und Charakter bildete es manchmal eine Art

von Religion und gewann namentlich im Orient ähnlichen Einfluß. Besonders fanatisch für die Gebote der Schicklichkeit, die dort weitverzweigt sind und schwer zu befolgen, zeigt sich Indien. Kürzlich erzählte mir ein daselbst angesessener Engländer folgenden charakteristischen Fall. Vornehme, namentlich aus königlichem Geblüt stammende Frauen dürfen ihr Antlitz nach alter Sitte und Überlieferung vor keinem fremden Mann entschleiern. Ein aus Europa heimgekehrter Rajah verlangte gebieterisch von seiner jungen Schwiegertochter, sich der fremden Sitte zu fügen und ihr Antlitz den Gästen unverhüllt zu zeigen. Sie gehorchte, aber sie starb bald darauf aus Gram. Die zornige Empörung der Königin Vasti, als ihr Gemahl gebot, daß sie beim Feste der Männer mit ihrer Schönheit prunke, war ähnlichen, psychologischen Ursprungs wie die Verzweiflung der uns zeitgenössischen indischen Prinzessin. Auch die Sitte der Witwenverbrennung, die ebenfalls in unsere nordische Sagenwelt hineinspielt, war mehr eine Schicklichkeitssitte als ein religiöser Gebrauch. Für vornehme Frauen gehörte es sich einfach genau in dem Sinn, in dem es sich lange für die Witwen edlen Stammes in Europa gehörte, Klöster zu stiften und sich womöglich selbst darin zurückzuziehen, jedenfalls aber still und nur für gute Werke zu leben. In dem anerzogenen Anstandsgefühl der Frauen mehr als in dem strengen Gebot der Männer wurzelte das starre *Es gehört sich* vieler Sitten. Ohne bis zur Verbrennung zu gehen, forderte die Konvention auch von der Frauenwelt anderer Völker harte und härteste Opfer. Die vornehme Ja-

panerin darf in der Ehe nie ein Klagewort, ein Zeichen der Eifersucht von sich geben, auch dem härtesten oder ungetreuen Ehemann gegenüber ist sie zu ewigem Lächeln, zur Komödie des Glückseligscheinens verurteilt. Manche vornehme Sizilianerin darf nur in die Messe gehen, sonst ihr Haus niemals zu Fuß verlassen, ähnlich wie es die Sitte früherer Jahrhunderte den Edelfrauen allgemein vorschrieb. Die ungeheuere Langeweile, zu der strenge Konvention viele Töchter und Frauen höherer Stände verdammte und in geistig arme Verhältnisse noch heute einengt oder wenigstens einzuengen versucht, ist gar nicht zu ermessen und vielleicht schlimmer als das Leben im Harem.
Die Qual so vieler Seelengefangenen hatte aber wahrscheinlich große Bedeutung für den Ausbau der menschlichen Gesellschaft. Leider erstarrt und versteinert nichts so schnell wie eine ursprünglich nützliche oder notwendige Kulturgepflogenheit; so wird das gut und sinnig Erdachte mit der Zeit zum quälerischen Unsinn. Auf keinem Gebiet wird so leicht das Wichtige mit dem Unwichtigen verwechselt. Denn Anstandspflichten gehören nicht unbedingt zu Aberglauben und altem Gerümpel. Wie sie sich gebärden und äußerlich in Erscheinung treten mögen, ihr Kern ist die Erziehung zur Selbstbeherrschung, Selbstbehauptung beim männlichen Geschlecht, zur Selbstzucht und Selbstverleugnung beim weiblichen.
Das Verlassen der konventionellen Bahnen ist nie ohne Gefahr, ein plötzliches Aufgeben der geheiligten Gesetze schicklich erachteter Gepflogenheit birgt den Keim

zu entsetzlichen Mißverständnissen. Wut und Verzweiflung herrschte in Rußland, als Peter der Große den bis daher in orientalischer Zurückgezogenheit gehaltenen Frauen seines Adels befahl, sich bei den *Assemblées* nach französischem Muster mit entblößtem Haupt und Hals zu zeigen, als er den Männern plötzlich gebot, ihre Bärte zu schneiden und sich nach westlicher Art zu kleiden. Gewaltsam und ohne Übergang herausgerissen aus der ihnen eigentümlichen orientalischen Konvention, verloren die Russen die stark ausgeprägten Gefühle für das, was sich früher gehörte, und konnten sich nicht in die Regeln des Westens finden. Es entstand ein psychologisch qualvolles Mißverhältnis, das nicht unwesentlich zur inneren Zerfahrenheit und zum Mangel an Selbstzucht dieses hochbegabten Volkes beitrug. Dagegen sind die beiden Nationen, die sich durch Selbstbeherrschung vor allem auszeichnen, die Engländer und Japaner, schier abgöttisch konventionellen Formen ergeben, von der Kinderstube an durch das Gebot *Es gehört sich* bemeistert und daran gewohnt, sich rücksichtslos einzuordnen. Bis in die geringste Kleinigkeit einförmig geregelt, beherrscht die Anstandssitte den *gentleman* von der Geburt bis zum Tode ebenso wie den *Samurai*, den Japaner edlen Geschlechtes. Das Zügeln jeder inneren Erregung ist charakteristisch bei diesen beiden Völkern, sie sind durchaus nicht leidenschaftslos, aber es gehört bei ihnen zum guten Ton, den Schmerz zu verbeißen und die pathetische Gebärde zu vermeiden. In scharfem Gegensatz zu dieser Lebensanschauung stehen die lateinischen Rassen, bei

denen vehementer Ausdruck von Schmerz und Klage geradezu konventionell geboten erscheint, ebenso wie laut ausbrechende Zärtlichkeit. Ihnen gesellen sich wieder die weichherzigen Slaven. Uns erscheint es grotesk, wenn sich russische oder polnische Männer öffentlich umarmen und küssen, aber wir empfinden es als ein Zeichen von Herzenskälte, wenn sich Freunde, wie es die englische Form gebietet, auch nach jahrelanger Trennung nur mit einem steifen Gruß begnügen. Bei jeder Trauer wünschen und verlangen Südländer wie Slaven Pathos der Leidtragenden. Wenn auch keine Klageweiber mehr angestellt werden, so sorgen doch die weiblichen Mitglieder des Hauses für möglichst auffallende Trauerbezeugung. Der Westeuropäer findet es anständig und schön, Gefühlsausbrüche möglichst zu unterdrücken. Die primitive Auffassung, die in unteren Schichten lange herrschend blieb und sich immer noch zeigt, ist jedenfalls der lärmende Ausdruck von Trauer und Freude, während neuere strengere Anstandspflichten den höheren Ständen Gemessenheit und Gelassenheit in allen Lebensfragen auferlegten. Es wurde zum Wahrzeichen guter Erziehung, solche Ruhe und Kühle zu bewahren. Aber es gehören viele wohlerzogene Generationen dazu, jene ausgezeichnete Selbstbeherrschung möglich zu machen, die auch in den kleinsten Dingen nicht ausläßt, weder von Miene noch von Gebärde je verleugnet wird und zur zweiten Natur geworden, dem ganzen Wesen des Menschen einen besonderen unverkennbaren Stempel aufdrückt. In den französischen Tragödien des 17. Jahrhunderts kommt der Heroismus

des Anstands oft mit seltsamem Pathos zur Geltung. Die sterbende Heldin versäumt es nicht, die Falten des Gewandes vor unkeuschem, unedlem Fallen zu bewahren *). So verdienten es die Frauen von ihren Dichtern *l'honneur de l'élégance* genannt zu werden. Geist oder moralische Größe oder Gelehrsamkeit ist nicht notwendigerweise mit Eleganz verquickt. Ja, es ist so sehr eine angeborene oder vielmehr von langer Ahnenreihe anerzogene Sache, daß auch geistig oder moralisch herabgekommene Sprossen kulturreicher Familien als letztes Erbe, nachdem alles andere verpraßt wurde, sich noch den schier unveräußerlichen Besitz guter Manieren erhielten. Aber in der vornehmen Fassung tadellosen Benehmens kommt allein der Geist, die Gelehrsamkeit, die moralische Größe recht eigentlich zur Geltung. Abseits guter Manieren erscheinen diese herrlichen Eigenschaften tonlos, farblos, ohne Glanz.
Daher stammt die große Wichtigkeit, die seit dem Altertum der weltmännischen Ausbildung vornehmer Jünglinge, den feinen Sitten edler Frauen beigelegt wurde. Wie mich dünkt, nicht mit Unrecht. Denn der eigentliche Charakter eines Menschen läßt sich nicht ummodeln. Dieses ganz törichte Beginnen macht eine Erziehung nur zur Qual. Wirklich erlernen lassen sich gewisse durchaus nicht zu verachtende Äußerlichkeiten, die gefällige, anmutige Art des Betragens, die durch einige Generationen guter Kinderstube zu vollendeter, selbstverständlicher Höflichkeit wird. Höflichkeit ist allerdings nur eine Nachahmung, wenn man will, ein Surrogat der

*) *Elle tombe, et tombant range ses vêtements.* (Racine.)

Selbstlosigkeit, allein sie genügt in den meisten Fällen für den täglichen Gebrauch und wirkt sogar angenehmer auf den Mitmenschen, da sie ihn weniger beschämt und erdrückt. In manchen Fällen steigert sie sich zu heroischer Größe und wird dann zu der segensreichsten irdischen Tugend, zur ästhetischen Tugend, die, kindlich froh der eigenen Schönheit, keinen Lohn begehrt. Sie fällt auch zusammen mit dem moralischen Mut und wurde deshalb als besondere Pflicht des Edelmannes angesehen. Sie wird in Zukunft als unerläßliche Pflicht des Edelmenschen gelten. Jedes Mitglied dieser modernen Aristokratie wird anfangs seinen Stolz hineinsetzen und es später als unerläßliche Selbstverständlichkeit ansehen, die Gesetze der Höflichkeit in allen Lebenslagen zu achten.
Denn Unhöflichkeit ist ein Zeichen von Feigheit, von niedriger, pöbelhafter Gesinnung. Sie beschämt den Unhöflichen mehr als den zufällig von der Unhöflichkeit Betroffenen. Vollendete Höflichkeit gleicht einer feinen Waffe und gleicht einem Schmuck. Als die französische Revolution Edelleute und vornehme Damen ganz beraubt und hilflos dem Schaffott zuführte, trugen die Verurteilten dennoch altererbten Schmuck und glänzende Waffen, mit denen sie bei ihrem letzten Auftreten gute Figur machten. Es war die ausgesuchte Höflichkeit, mit der sie allen, auch dem Henker gegenüber, auftraten. Eindruck machte die Majestät äußeren Anstands immer auf allerlei Barbaren. Instinktiv fühlten jene, die von außen eindrangen oder von unten emporstiegen, hier sei etwas, das der gemeine Mann weder mit Gold erwerben noch mit der Faust erkämpfen könne. Die ehr-

furchtgebietende Haltung der römischen Senatoren auf ihren curulischen Stühlen machte den Galliern bang und als der römische Koloß schon längst innerlich erbebte, imponierte noch immer weltmännisches Auftreten der Römer und schirmte das Reich. Als endlich das Imperium zusammenbrach, verlangte der Snobbismus siegender Germanen nach römischen Titeln, als ob solche gleichzeitig römische Urbanität dem Neuling brächten. So erkaufen sich die reichen Töchter Amerikas noch heute europäische Adelstitel, obwohl der Adel schon längst seine Bedeutung, seine Privilegien und Rechte eingebüßt hat. Sie handeln aus der uralten Sehnsucht nach den Erbschätzen der Kultur, die dem Neuling nun einmal nicht eigen sind.
Sehr klug beobachtete Cicero, daß allein der Mensch das Streben zeige nach einer feinen Ordnung der Dinge, nach einem Gesetz des guten Geschmacks, nach einem Maß für seine Worte und Handlungen *quid sit ordo, quid sit quod deceat in factis disetisque qui modus.* Das *Honestum*, das heißt, was sich gehört, der gute Ton hat nach dem Weisen von Tusculum vier Bestandteile, die den Stoff bilden für das *officium*, die Pflicht des Menschen. Einer der wichtigsten darunter ist eben dieses Streben, Maß und Ordnung zu festigen und entsprechend auszubilden. Es muß das ganze Dasein regieren, unser höheres Menschentum nach Möglichkeit steigern, um die primitiven Kulturstufen zu überwinden, auf denen wir ohne solche heilsame Disziplin verharren würden. Von höchster Wohlerzogenheit in diesem Sinn war Marc Aurel. Überall rühmte man seine feine Höflich-

keit. Er suchte sogar in der Regierung die Regel des guten Geschmacks zu üben, leise zu wirken ohne rohe Gewalt. Sobald der Römer von griechischer Kultur durchdrungen war, tat er sich nicht wenig zugut auf sein weltmännisches Wesen und verstand sehr wohl, wie verschieden die Urbanität, der leichte freie Ton der Großstadt, der hundert Dinge schnell berührt, begreift und fallen läßt, von dem Provinzton ist mit seinem pedantisch kleinlichen, veralteten Wesen. Als Europa eine neue Kulturblüte trieb zur Zeit höfischen Rittertums, erwachte alsbald das Streben nach *modus* und *ordo*, dem die höfische Erziehung mit großer Wichtigkeit diente. Wie Dichtungen des Mittelalters lehren, bedurfte ein *höfischer Mann* weder der Kenntnis des Lesens noch des Schreibens, aber er mußte gute Manieren haben. Ganz besonders streng lauteten die Anstandsregeln vornehmer Frauen. Die steifen Erscheinungen auf alten Miniaturen und Skulpturen sind nicht dem Ungeschick der Künstler zuzuschreiben, sondern genau nach dem Vorbild gehalten. Streng vorgezeichnet waren Gang und Haltung. Es gab hunderte von Regeln gleich denen im *welschen Gast* von Thomasin von Zirkläre:

Ein vrouwe soll zu keiner Zît
Treten weder vast noch wît.

Als Muster vornehmen Anstands wird Isolde beschrieben, wie sie mit kleinen Schritten die schwere Schleppe bewältigt, den Nacken erhaben trägt und den Mantel mit besonderer Handbewegung majestätisch rafft. Durch

Jahrhunderte erscheinen fürstliche Frauen stets ähnlich abgebildet in Miene, Haltung und stiller Würde. Strenge schreibt Leonardo da Vinci den Frauen seines Zeitalters vor, wie sie sich gebaren sollen, die Arme stets ruhsam und eng an den Körper gehalten, das Lächeln nur leise, die Augen fest und klar auf den Beschauer gerichtet.

Der Stil eines Zeitalters drückt sich nicht nur in Architektur, Tracht und Hausrat aus, er prägt auch eigentümliche Formen in der Art sich zu geben für Menschen, die Anspruch auf Bildung haben.

Zeiten durchgeführter, einheitlicher Kultur hegen solche Formen stets unter ihren höchsten Gütern und verweisen jene, die ihrer nicht achten, aus dem Kreise vornehmer Gemeinschaft. Wie genau läßt sich beispielsweise die Wechselwirkung des überzeugt zierlichen Betragens und der überzeugten Empfindsamkeit studieren! Wenn beides zu mancher Übertreibung geführt hat, so zeitigte es doch auch viel Erfreuliches und ermöglichte die Blüte der klassischen Periode, deren gesellschaftliches Sittengesetz Karoline von Wolzogen mit den Worten bezeichnete: *Feinheit ist das erste Element dauernden Umgangs* und deren zartestes Wesen Schiller im Gespräch mit Goethe erfaßte, als er den Ausspruch tat: *Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit, das zweite: Zeige selbst Freiheit!*

Aber in Übergangszeiten werden alte Werte vernachlässigt oder zerstört und die Menschen, vollbeschäftigt mit der Errichtung von Kriegslagern, die nur der nächsten Stunde dienen, sind noch nicht reif, die Werte einer

neuen Kultur zu schaffen. Solche Generationen verlieren die Übung der guten Manieren und die Lust, sich mit feiner Sitte zu beschäftigen. Es kommt vor, daß selbst die vornehmsten Stände die Tradition verlassen und, sei es, um sich populär zu machen, sei es, weil im Kampf um eine Existenz, die nicht mehr selbstverständlich ist, gröblicher Hochmut von Nutzen scheint — pöbelhafte Art annehmen, ihre kostbare Überlegenheit preisgebend. An Stelle ausgesuchter Höflichkeit wird biedere Grobheit Trumpf im gegenseitigen Verkehr. Auch an der Frau wird derbe Kraft und Widerstandsfähigkeit mehr als sinnige Anmut geschätzt, denn der Kampf ums Dasein ist schwer für alles Zarte, Schlanke und Feine. Der Verkehr zwischen den Geschlechtern verliert dann jede Poesie und kehrt zu primitiver Brutalität zurück.
Es ist falsch, solche Zeiten und solche Menschen von der Höhe seiner Kultur herab hochmütig zu verachten, denn sie bereiten in harter Arbeit den Boden für die kommenden, in Schönheit reifenden Geschlechter. Aber es ist ebenso falsch, das Derbe und Ungeschlachte, das vorher eine notwendige Begleiterscheinung eines härteren Lebens war, als besonders gut, tugendhaft oder männlich hinzustellen und gute Manieren als Zeichen der Verweichlichung anzusehen. Aus diesem Sinn heraus trug eine gewisse *Teutschtümelei* viel zur Geschmacklosigkeit bei und pflegte noch lange eine Verrohung der Sitten, die das Nationalgefühl schädigte statt es zu stärken und ein überwundener komischer Patriotismus gipfelte darin, den Ton rauher Zeitalter wieder auf-

leben zu lassen. Diese Faktoren verursachten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts namentlich in Deutschland einen Tiefstand der Manieren, gegen den die feinsinnigen Naturen, sichtlich zurückgedrängt und zur Einflußlosigkeit verurteilt, nur wenig ausrichten konnten. Nietzsche beklagte es bitter, daß der Ton sogenannt Gebildeter das denkbar niedrigste Niveau erreicht hätte. Zu äußeren Häßlichkeiten gesellte sich eine gewisse Herzensroheit, der Verkehr zwischen Ehegatten, sowie mit älteren Personen, das Betragen der Kinder gegen die Eltern entbehrte der einst traditionellen Höflichkeit, jedes Zartgefühl schien verbannt und jene, die noch daran hingen, waren beschämt oder vereinsamt. Dieser Zustand wirkte auf die Kunst wie auf das Theater, indem er den gänzlich ungehobelten Naturalismus möglich und beliebt machte.

Kunst und Theater geben dem Leben wieder, was sie von ihm empfangen. Schöne Gebärde, irgend eine Vornehmheit im Tun und Lassen schienen auf der Bühne während mehrerer Jahrzehnte ebenso unbeliebt, ebenso unnatürlich, geschraubt, altmodisch wie im wirklichen Dasein. Durcheinandergeschüttelt von tiefgreifenden Veränderungen des modernen Lebens wußte niemand mehr recht, was am Platze sei und wo er eigentlich am Platze sei. Nur wer im festen Zusammenhang mit der Außenwelt steht, weiß, wohin er selbst gehört und infolgedessen, was sich für ihn gehört. Sein Leben hat Gleichgewicht und seine Manieren sind von freier Anmut.

Der größte Dramatiker aus jüngstvergangener Zeit,

Ibsen, hat durch seinen psychologischen Tiefblick den unmanierlichen Norwegern eine gewisse Größe verliehen, doch man wird ihnen gegenüber oft den Eindruck nicht los, daß mancher Konflikt gar nicht entstehen könnte, wenn die Männer ritterlicher, die Frauen liebenswürdiger wären, wenn sie alle eine Ahnung von dem Zustand hätten, der einst so zierlich *la civilité puérile et honnête* hieß. In seiner Ungeduld aller Lüge und Konvention gegenüber verwarf Ibsen auch die zarte Heuchelei der Höflichkeit, die oft eine Form der Liebe ist, ein Mörtel, um den losen Bau der Gesellschaft zusammenzuhalten.
Aus diesem Übergangsstadium ist nun die Welt herausgetreten, eine Sehnsucht nach schöner Form gilt aufs neue und macht sich überall erfreulich bemerkbar, feine Geselligkeit versucht langsam wieder die Geschlechter zusammenzuführen, und wie man früher das Gebot geprägt hatte, daß die Jugend *Welt* haben müsse, um weiter zu kommen, verlangt man heute von jedem, der nicht verachtet in der Ecke stehen will, daß er *Kultur* habe, das heißt den guten Ton der modernen Zeit beherrsche. Dies hängt innig zusammen mit dem Streben, das Dasein leicht und froh zu machen und die unabwendbar vielen trüben Stunden, Sorgen, grauen Ereignisse mit etwas Heiterkeit zu vergolden.
Jeder intime Verkehr, auch der dienstliche und geschäftliche, braucht den guten Ton, er ist unerläßlich für jede Äußerung der Geselligkeit und Gastfreundschaft. Die Notwendigkeit der guten, das heißt der als vornehm und schicklich anerkannten Manieren hat sich aus dem

seit alters wachsenden Verkehr von Fremd zu Fremd entwickelt. Sie macht sich bei fortschreitender Kultur immer dringender geltend und beherrscht außer dem dienstlichen und geschäftlichen Umgang hauptsächlich alle Formen, unter denen Gastlichkeit ausgeübt wird. Das ewige Symbol der falschen, nur egoistische Ziele verfolgenden ist Kirke, die griechische Zauberin, die ihre Gäste in Tiere verwandelte. Das ewige Symbol der echten und vornehmen ist jener Greis, an dessen Hütte König Artaxerxes vorüberritt. Als der Alte von der Reise des Königs erfahren hatte, lief er voll Verzweiflung, daß er aus Armut kein Gastgeschenk geben könne, zum Flusse *Cyrus,* schöpfte Wasser daraus mit beiden Händen und bot dem Vorüberreitenden den Trank. Artaxerxes erkannte unter den Lumpen das Herz des Armen und sagte: *Du verstehst wahre Gastfreundschaft. Dieses Wasser ist mir teuer, weil es aus dem Fluß geschöpft ist, der den Namen meines Vaters „Cyrus" trägt.*

Nichts ist ehrenvoller, feiner und würdiger als eine Gastlichkeit, die von Herzen kommt. Manch schöner Brauch und manch zarte Gepflogenheit, die von alters her berichtet werden, beschämen unser eigenes Zeitalter. Die Bibel enthält besonders herrliche Worte, um zur freundlichen Aufnahme Fremder anzuleiten, sie meint, man könne niemals wissen, ob nicht ein Engel des Herrn bei uns Herberge nimmt, sie erzählt von der eifrigen Bewirtung der tüchtigen Martha und von Marias gastlicher Liebe. Großgedachte Gastfreundschaft war im Orient selbstverständlich, ihre epische Schönheit

ist in mancher Dichtung überliefert und wirkte beispielsmäßig auf das westliche Europa.
Von der einstigen Wärme des Empfangs ist vielerorten nur das stereotype Lächeln der Hausfrau übrig geblieben, die Heiligkeit des Gastrechts schwand und manche unerfreuliche Absonderlichkeit wurde zur Parodie herzlichen Verkehrs. In London und Paris gibt es Damen, die gegen entsprechende Vergütung reichen Leuten, die empfangen wollen, die gewünschte Zahl von Gästen besorgen und den Unweltläufigen als Souffleur für die notwendigsten Umgangsformen dienen. Solcher Unfug ist typisch für gänzlich lieblose Geselligkeit und doch hat diese ganze komische Mühewaltung etwas Pathetisches, denn es liegt die Erkenntnis darin, wie unerläßlich Mitteilung und Umgang, wie groß die Sehnsucht nach einem Verkehr ist, der wenigstens äußerlich sich in ansprechender Art abspielt. *Il ne faut pas s'y méprendre, nous ne jouissons que des hommes le reste n'est rien.* (Man soll sich nicht täuschen, wir genießen nur den Umgang mit Menschen, alles übrige bedeutet nichts.)*) Aus Unbeholfenheit verscherzt sich mancher diese Freude, diesen Trost echten geselligen Lebens. Eine gewisse Hilflosigkeit, die nie den rechten Ton zu treffen vermag, nicht anknüpfen und nicht loslassen kann, macht jede Zusammenkunft öde, häßlich und ermüdend statt erfrischend, reich und schön.
Schwierig aber dankversprechend ist die Aufgabe, die Geselligkeit wieder einer neuen Vornehmheit entgegen-

*) Vauvenargues.

zuführen. Weil diese Aufgabe vor allen Dingen darin besteht, Schönheit in das praktische, tägliche Leben zu bringen, öffnet sie das Auge für jede Anmut, für jeden Schmuck, den die Außenwelt bietet. Wer geschärften Blickes Dinge und Menschen betrachtet, sieht den tiefen Sinn, der in der Pflege feiner Umgangsformen liegt und verlernt es, den guten Ton als welsch oder weibisch zu verschmähen. Bezeichnenderweise für neuen Fortschritt auf diesem Gebiet sind auf der Bühne schöne Gebärde, historische Prachtentfaltung, großangelegte Persönlichkeiten wieder tragödienfähig geworden, nachdem sie lange vom Elend und der Armseligkeit der sogenannten kleinen Leute verdrängt waren. Die Klassiker feiern Auferstehung, seitdem edler Anstand aufs neue Wertschätzung findet. In der Schule sucht man Sauberkeit und Manierlichkeit zu lehren, und es ist ein überwundener Standpunkt, daß Patriotismus durch rauhe, abstoßende Art, Gelehrsamkeit durch barsches Wesen und unhöfliches Zerstreutsein, Genialität durch Schmutz und fahrlässiges Benehmen zu markieren sind.
Man beginnt einzusehen, daß gute Gewohnheiten des äußeren Menschen günstig auf die inneren Eigenschaften zurückwirken. Hier muß die Erziehung den Hebel ansetzen. Statt ausschließlich das Gedächtnis zu überladen, soll sie das Gefühl für Höflichkeit mehr entwickeln, und das Betragen verfeinern. Die höfische Zucht, die Tannhäuser preisend besang, der Anstand, den Baldassarre Castiglione dem *Cortegiano* anempfahl, werden aber in Zukunft nicht mehr Vorzug einer begrenzten Kaste oder Klasse sein, sondern die weit-

gehendste Verbreitung finden. Dann verschwinden lächerliche Auswüchse eines öden Zeremoniells, wie sie einst an den Höfen von Madrid und Versailles notwendig waren; moderne Mütter werden nicht mehr als einzige Lebensregel ihren Töchtern Tanzmeistervorschriften zu geben wissen und ehrbare Frauen hoffentlich nicht mehr eingeschnürt sein durch grausame kleinliche Maßregeln. Doch man wird immer besser einsehen, wie tief die Bedeutung des Wörtchens *Es gehört sich* für das Gesamtdasein ist.
Nur in der richtigen Zucht guter Manieren erlangen wir jenes edle Selbstbewußtsein, jene ruhige Sicherheit, die den Verkehr kostbar macht, während das Zusammenleben mit einer noch so schätzbaren Person, die im geeigneten Augenblick weder das Rechte tut noch läßt, zur Qual gereicht.
Ehrfurcht vor dem Takt, dem Inbegriff vornehmer Weltläufigkeit wird immer notwendiger empfunden, immer inbrünstiger herbeigewünscht. Die deutsche Sprache hat dem Wort *Prinzessin* einen besonders feinen Märchensinn und Märchenduft gegeben. Wie sich wirkliche Fürstentöchter auch immer gehaben mögen, das Wort *Prinzessin* zaubert in unser Bewußtsein ein Geschöpf mit leiser Gebärde, mit Hoheit und zartem Sinn, gleichsam eine Hüterin der Schätze edler Sitte. Diese Märchenprinzessin lächelt fein und verkündet mit einer Grazie, die nicht ohne Wehmut bleibt:

Erlaubt ist, was sich ziemt.

DRITTES BUCH

EINFLÜSSE

KAPITEL XII

HEIMAT UND FREMDE

Zeitgenossen wie Nachkommen beklagten mehr als einmal Goethes Teilnahmlosigkeit für *nationale Interessen.* Gegen diese arglistige Taktik des *alten Hasses, der ihn verfolgte,* hat er sich treffend zur Beschämung manches falschen Patrioten gerechtfertigt, indem er kurz vor seinem Tode darauf hinwies, daß ein Künstler die schönste Teilnahme für seine Nation zeige, wenn er sie durch sein Wirken auf eine höhere Stufe der geistigen Kultur hinzuleiten versuche. Eckermann hat Goethes Worte aufbewahrt: *Was heißt denn sein Vaterland lieben, und was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?*

Echter Nationalstolz zeigt sich in Arbeit, nationaler Hochmut in wüstem, meist sinnlosem Geschrei. Nationalstolz wirkt für den Ruhm, für die Größe und die Bildung des eigenen Vaterlandes, der lärmende Hochmut wirkt gegen die Nachbarn, gegen die *Barbaren* hinter einer von Zeit und Umständen auf flüchtige Dauer gezogenen Grenze. Sobald sich auf solche Weise ein gefälschter oder zu unsinniger Eitelkeit gesteigerter Nationalstolz zum Rassenhass entfaltet, wirkt er unfruchtbar,

verneinend, kulturzerstörend statt befördernd. Wie künstlich ist dieser Haß immer nur heraufgezüchtet worden, wie arm, wie lächerlich erscheint er, sobald ein Held den Lattenzaun umwirft, hinter dem die Schreier mit den Waffen klapperten und sobald die Überreste dieses Zauns auf dem großen *Monte testaccio* *) der Geschichte ruhen.

Jede Entwicklung begann mit Zusammenschluß, vor jedem Fortschritt bildeten sich größere Gruppen aus einzelnen Teilen, die sich vorher meist befehdet hatten. Athen und Sparta sind *Griechenland* in unseren Augen, aber wie unpatriotisch galt es dem Spartaner, die hohe Schönheit des feindlichen Athen zu bewundern! Florenz und Pisa, Venedig und Genua sind kleine Bruchteile Italiens geworden, nachdem sie so erbittert und blutig miteinander im Kampf gelegen. Zahlreich sind die Fehden zwischen Fürsten, Bischöfen, Rittern und Städten, die Deutschlands Felder verheerten. Dieselben gehässigen Gefühle, zu denen heute Nationen und Natiönchen erzogen werden, trennten einst Gaue und Ortschaften, winzige Interessengemeinschaften voneinander. Je kleiner die Interessengemeinschaft ist, desto blutiger, desto persönlicher zeigt sich der Haß, denn er nimmt teil an den Dingen des täglichen Lebens, man wird immer an ihn erinnert, ohne ihm je entrinnen zu können. Der Haß eines Römers gegen Albalonga, dessen Häuser er sonnbeschienen an den Bergen glitzern sah, war größer, wilder als die Feindschaft gegen Karthago, die ferne Nebenbuhlerin. Auch heute ist der Stolz eines Bauern auf

*) Scherbenberg.

sein Dorf größer als der auf sein Vaterland, der Haß auf die Burschen des Nachbarorts, mit denen er sich auf der letzten Tanzmusik prügelte, ganz anders als der Haß gegen eine feindliche Nation, von deren Wesen er nur in seinem Lokalblättchen Schauermären vernimmt. Tief symbolisch ist für derartige Fragen die Erzählung vom deutschen Michel, der seine gewaltigen Glieder erst kampfbereit reckte, nachdem er selbst einen Schlag auf den breiten Rücken bekommen hatte.

Das feudale Zeitalter kannte keine Nationen. Damals gab es Herren und Untertanen, Begriffe, die der Art eines selbstbewußten Volkes widersprechen. Männer *aus aller Herren Länder* bildeten das Heer, dessen Arme dem Meistbietenden zur Verfügung standen. Lokalpatriotismus blühte in allen Städtchen und Tälchen und zwischen Menschen, die sich geographisch ferne standen, wirkte nur der Glaube als trennendes oder verbindendes Element. Kein deutscher Protestant sah einen Feind in dem Schwedenkönig, der deutsche Anhänger des Papstes plünderte, kein Katholik durfte in der rohen spanischen Soldateska des Kaisers fremde Eindringlinge bekämpfen. Der römische Kaiser deutscher Nation gebot über manches Lehen in Frankreich und mancher abenteuernde Ritter nahm Dienste bei einem König, der mit seinem kaiserlichen Lehnsherrn im Kriege stand. Solchem Treiben machte kein Gesetz, keine Schlacht ein Ende, nur das Nationalgefühl, wie es sich bei den Völkern von innen heraus entwickelte.

Nicht einem Königswort verdankt die Nation ihr Entstehen, sondern dem Lied und der Begeisterung ihrer

Dichter. Die griechische Welt lebt fort in der Sprache Homers, in den Gedanken eines Plato, eines Aristoteles, die italienische Nation schart sich um Dantes ewiges Denkmal, den Enthusiasmus deutscher Jugend nährten Goethes Geist und Schillers flammende Worte.
In den Grundgedanken seines utopischen Staates verlangte Plato, daß kein Bürger die Heimat vor dem vierzigsten Lebensjahr verlassen dürfe. Erst den reifen Mann hielt er für fähig, seine Kenntnisse durch Anschauungsunterricht in der Fremde zu bereichern. Im Gegensatz zu dieser Weisheit, die einer der größten Menschenkenner an der Schwelle unserer Kultur verkündete, galt Reisen vom Ausgang des Altertums bis weit in den Anfang des 19. Jahrhunderts für das vornehmste Bildungsmittel der Jugend. Erst nach der französischen Revolution entwickelte sich künstlerisch wie politisch ein starkes Rassegefühl. Gobineau wollte es seinen Zeitgenossen philosophisch bewußt machen. Dieses Rassegefühl hat dem Übergewicht des Weltbürgertums ein Ende bereitet und an dessen Stelle ein deutliches Hervorkehren nationaler Eigenschaften gesetzt. Ein Volksbewußtsein, das sich vor allem im fast religiösen Kultus der Muttersprache kundgibt, steht als letztes aber gewaltiges Hindernis dem allgemeinen Ausgleich der modernen Kultur entgegen. Es scheint so stark und so sicher verankert, daß selbst der eingefleischteste Patriot die Vorsicht des griechischen Philosophen belächeln würde und spricht sich wohl nirgends deutlicher, vernünftiger und zugleich moderner aus als in der Anekdote eines Engländers, der auf

einem Rheindampfer die bekannte, immer etwas mitleidigen Tones ausgesprochene Frage: Sie sind wohl ein Fremder? mit den Worten abfertigte: Nein, ich bin kein Fremder, ich bin ein Engländer. — In diesem stolzen Ausspruch liegt das Ideal des modernen Weltbürgers, der sich nirgends fremd fühlt, aber auch nirgends den Wert der eigenen Heimat vergißt.
Die Entfaltung des politischen Selbstbewußtseins und der natürliche Erhaltungstrieb des Bürgers trugen den Nationalstolz in die Volksseele, in der bisher Furcht, Unterwürfigkeit und Glaubensfanatismus gewohnt hatten und gaben dadurch der freiheitlichen Strömung einen gesunden Damm, der sie vor den Fluten des Anarchismus ebenso bewahrte wie vor dem Joch starkwilliger Usurpatoren. Gesunden Fortschritt zeigten nur die Staaten, die auf das Nationalitätsprinzip gegründet waren. Naturbeobachtung aber lehrt, daß gleichzeitig oder kurz nach dem Entstehen eines neuen Lebewesens ein anderes sich bildet, das jenem verderblich wird. Ähnlich ergeht es den geistigen Strömungen, die mit ansteckender Macht wachsen, während gleichzeitig noch im Verborgenen sich ein anderes Gefühl bildet, das ihnen entgegenwirkt und das Gute in ihnen bis zur Karikatur oder zum Schädling steigert. Als der Nationalstolz zum lächerlichen Dünkel ausartete, bäumte sich ein Kosmopolitismus auf, der durch die leichten Verkehrsmittel und den ausgebreiteten Handel unterstützt wurde. Er fand einen geeigneten Angriffspunkt in der Torheit, die überall eine Fackel des Rassenhasses aufglühen ließ. Was ist kulturfeindlicher, törichter als der Haß von Enkeln, weil die

Großväter sich schlagen ließen? Was ist unwürdiger für einen modernen Menschen, als einen Fremden grundsätzlich zu verachten, nur weil seine Wiege unter anderem Breitengrade stand? Das Herabsehen auf die *Barbaren* ist ja nicht neu, es ist so alt wie die politische Grenze, aber gerade deshalb wäre es an der Zeit, diese Hochburg der Kulturfeindlichkeit wegzuräumen und einen Wettstreit an Kulturarbeit zu beginnen, wie ihn die Griechen symbolisch auf ihrem Wettspielplatz zu Olympia ausfochten.
Nationalisten sind strenge Herren, sie verlangen von allen Stammesgenossen ohne Ausnahme gehorsamen Heerbann und nennen jeden vaterlandslos, der sich eine eigene Meinung bildet. Vico, der Begründer der Geschichtsphilosophie, hat am Anfang des 18. Jahrhunderts das Wesen einer Nation mit allgemeinen Linien umrissen. Er nannte sie eine natürlich entstandene Vereinigung von Menschen, die durch Geburtsland und Abstammung, durch Sitten und Sprache eine gemeinsame Art und Auffassung des Lebens erhalten haben. Geschichtsprofessoren und Staatsökonomen erweiterten diese Erklärung im Lauf der Zeiten, Mancini und Mamiani in Italien, Ranke und Treitschke in Deutschland, den beiden Ländern, in denen man den Nationalismus zur politischen Einheit praktisch verwertete.
Goethe fand, als er der Armee nach Frankreich folgte, die natürliche Grenze der Länder in der Gewohnheit des Volks, schwarzes oder weißes Brot zu essen. Diese Scheidung ist stärker, vielleicht grundlegender als alle anderen. Nirgends tritt nationale Feindschaft deutlicher zutage, als in der gegenseitigen Verachtung der National-

gerichte. Salamucci ist der Spitzname des Italieners in Wien, Wurstfresser wird der Deutsche von seinen Nachbarn genannt. Man kann dieses Beispiel in die Tiefen der Geschichte und die Breite der Länder verfolgen, man wird überall auf analoge Redensarten stoßen. Nicht umsonst lautet das Sprichwort: *Der Mensch ist, was er ißt.*

Wie alles Irdische beruht auch der Nationalstolz, nebst seiner Karikatur, dem Rassenhaß, auf physischen Gründen. Der Neger und der weiße Mann empfinden ihren Geruch gegenseitig auf das unangenehmste. Zwischen Ostasiaten und Westeuropäern herrscht dieselbe Antipathie. *Der Europäer ißt alles, sagt der Inder, und sein feinerer Geruch hat schon vor den Ausdünstungen desselben einen Abscheu. Er kann ihn nach seinen Begriffen nicht anders als in die verworfene Kaste klassifizieren, der zur tiefsten Verachtung alles zu essen erlaubt war. Auch in vielen Ländern der Mohammedaner heißen die Europäer — und nicht bloß aus Religionshaß — unreine Tiere.**)

Verschiedene Völker können sich eben *nicht riechen*, wie die Redensart von Menschen, die sich hassen, sehr richtig lautet. Wem der Geruch von Zwiebeln und heißem Öl, von Käse und frisch gewaschener Wäsche unleidlich dünkt, der wird dem Volk des europäischen Südens niemals mit gerechtem Verständnis gegenübertreten, er kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die Zivilisation, deren Resultate ihm so feindlich zur Nase steigen, der seinigen bedeutend nachstehen muß. Und wer den Geruch von eingeschlossener Luft und nassen Kleidern, von fettem Essen und Alkohol nicht vertragen kann,

*) Herder.

der wird nie das Leben und den Daseinskampf eines nordischen Volkes liebevoll erfassen und den Mann in den festen, geschmierten Stiefeln immer für einen Barbaren halten. Je feiner sich das Nervensystem entwickelt, desto stärker, desto unerbittlicher treten diese Unterschiede hervor und es ist kein Zufall, daß sich die Empfindlichkeit der Nerven im gleichen Jahrhundert mit den Empfindlichkeiten für das Nationaleigentümliche der Völker entwickelt hat. Gerade deshalb sind die Stammesgenossen so hart, so streng und ausschließend gegen jene geworden, die sich gegen den Zwang der nationalen Strömung auflehnen. Sie sehen darin eine Empörung gegen etwas Natürliches und Unabänderliches. Der grausamste Despot kann Kompromisse schließen, das erweckte Nationalgefühl weist sie zurück, ebenso wie die Natur keine Kompromisse kennt.
Jede Nation birgt ein gemeinsames Fluidum, das man mit demselben Recht ihre Seele nennen kann, wie man das Geheimnisvolle im einzelnen Menschen Seele nennt. Unsichtbar und unberührbar schwebt sie durch die Atmosphäre eines Landes und verdichtet sich hin und wieder zu greifbaren Tatsachen oder Erscheinungen. Man kann an vielen Angehörigen einer Nation vorübergehen, kann sie beobachten und mit ihnen verkehren, ohne ein charakteristisches Merkmal ihres Stammes auffallend gewahr zu werden. Auf einmal, plötzlich, ganz unerwartet bricht die Nationalseele durch, ein Ausruf, ein Wort eine Bewegung hat sie verraten und man sagt sich — je nach dem eigenen Standpunkt, befremdet oder erfreut — so kann nur ein Urgermane, ein Stockrusse,

ein Engländer denken oder tun! Das Vorhandensein eines Nationalcharakters wird im gewöhnlichen Leben mehr gefühlt als gesehen, denn auffallende Züge beginnt die nivellierende Kultur mehr und mehr zu verwischen. Sie hat die Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen einzelnen Tälern und benachbarten Städten ausgeglichen, sie wird auch aus den verschiedensten Völkern den Typus des Europäers zusammenschleifen.
Manchen Philosophen des 19. Jahrhunderts hat die Frage beschäftigt: war der Nationalcharakter eines Volkes angestammt und schon vor der Zivilisation vorhanden oder hat ihn diese ausdrücklich und langsam geprägt? Emerson, Taine, Nietzsche haben sich mit den Gründen und Erscheinungen einer ausgesprochenen Nationalität beschäftigt. Zur Antwort mag eine kleine Geschichte beitragen. Ich weiß nicht, ob sie alten Überlieferungen entstammt, oder ob sie ein späterer Dichter erfunden. Man erzählt, daß die Gallier auf Kriegsfahrten, so oft es donnerte, die Schwerter drohend emporstreckten und riefen: *Wenn der Himmel einstürzt, so werden ihn unsere Waffen aufhalten.* Hier spricht sich der Mut eines Volkes aus, das nur gegen Menschen zu kämpfen hatte und auch in der Natur nur einen menschlichen Gegner sah.
Die Anfänge des Nationalcharakters mit allen seinen Übertreibungen liegen im Klima begründet, mit diesem können sie sich abschwächen, verstärken und ändern. Ob der Nationalcharakter aber äußerlich laut und übertrieben erscheint, oder ob er innerlich in geheimem Schaffen an der Vollendung des Volkes arbeitet, hängt von den Wellen der Kultur ab, die ihn bloßlegen oder

verdecken. Herder schrieb in den Ideen zur Philosophie der Menschheit:

Die Mythologie jedes Volks ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit, ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übel in derselben fand, und wie es sich etwa das eine durch das andere zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den mißratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele.

So hat der Nordländer seinem Sonnengott eine wehmütige Poesie verliehen, früher Tod rafft den Milden dahin und die beraubte Erde klagt um den Geschiedenen. Doch der südliche Sonnengott Phöbus ist schön und schrecklich zugleich wie südliche Sonne, er ist Wecker des Lebens aber auch grausamer Todesbringer mit seinen glühenden Pfeilen. Mythus und Poesie eines fremden Volkes verständnisinnig zu erfassen, heißt dem Herzen dieses Volkes näher kommen, denn so verstehen wir sein Freud und Leid. Menschlich nahe rücken wir, sobald Lächeln und Tränen eines andern uns recht begreiflich sind, sobald wir an der Größe und Tiefe seines Schicksals Anteil nehmen. Darum erweitert und bereichert die Beschäftigung mit fremden Sprachen und Literaturen nicht nur den Geist, sondern auch das Gemüt. Eigentlich erobert haben wir nur das, was gelernt hat uns zu lieben. Diese Tatsache macht die großen Dichter auch zu rechten Eroberern. Und jeder liebenswürdige Kosmopolit, der im Ausland durch beweglichen Geist, herzliches Wesen und mitteilsames Wissen um Sympathie für seine Landsleute wirbt, macht friedliche Eroberungen in der Fremde.

Kosmopolitisch zu denken und sich überall gewandt zu benehmen, galt in der Aufklärungszeit für das Ideal des Gebildeten. Den philosophisch gesinnten großdenkenden Menschen schien jede Schranke kleinlich. Ein allzufestes Wurzeln hielten sie für einen Schädling der erträumten Freiheit. Das aufkeimende Nationalgefühl, das den Wert der Muttersprache betonte, kam zuerst in Fichtes Reden zu besonders kräftigem Ausdruck. *Der ausländische Genius wird sein ein lieblicher Sylphe,* sagte der Philosoph, *der mit leichtem Fluge über den Blumen hinschwebt und sich darauf niederläßt, ohne sie zu beugen und ihren erquickenden Tau in sich zieht, oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt. Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt.* Die Kosmopoliten des 18. Jahrhunderts waren wohl stark ausgeprägte Persönlichkeiten, aber sie suchten etwas darin, Eigenschaften, die ihnen von Natur angestammt waren, abzuwerfen oder wenigstens zu verdecken. Sie dachten, schrieben und plauderten in französischer Sprache, sie kleideten sich nach Vorschrift der Pariser Gesellschaft und überwanden alle Fährlichkeiten, alles Unbequeme fortgesetzter Reisen, um schließlich als *freie Menschen* mit der Entfernung unnötiger Fesseln zu prunken. Was diese vergangenen Generationen als Fesseln, als Bleigewicht für den Flug ihrer Gedanken empfanden, ist für die Gegenwart zum Schmuck geworden. Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigen

sich selbst die Ideale der verschiedenen Zeiten von dem großen Nützlichkeitsprinzip durchtränkt, das die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts seit alters beherrscht. Das Ideal des Weltbürgertums ging einst von Philosophen und unterhaltungsfrohen Müßiggängern aus, denen das Bedürfnis naturgemäß fehlte, mit der Heimat in fester Verbindung zu bleiben. *Ubi bene, ibi patria* mußte denen gelten, die irgendwo geschützt und gepflegt einen abstrakten Begriff erforschen wollten, genau wie jenen, die nur nach geistreicher Konversation, nach Tanz und Spiel Verlangen trugen. Es waren Lebenskünstler, die vor jedem Zwang des Daseins zurückschreckten. Die Weltbürger der Gegenwart gehören der arbeitenden Menschheit. Sie sind Handelsherren, Kaufleute, Erfinder. Sie brauchen den Rückhalt eines starken Vaterlandes. Ein berechtigter, sicher begründeter Nationalstolz vermehrt ihre Macht, ihren Besitz, ihre Stellung. Wie einst die vornehmen Kosmopoliten durch allgemein anerkannte, zierlich abgeschliffene, überall gültige Sitten und Auffassungen das Odium eines fremden Barbarentums abschüttelten, so muß es der weltläufige Mann der Gegenwart nach englischem Beispiel durch Betonen einer machtvollen, Respekt gebietenden Nationalität.

In der Übergangszeit vom einstigen Begriff des Weltbürgertums zu der großen und freien Auffassung, die sich allmählich wieder Bahn bricht, waren kosmopolitisch denkende Menschen nur selten anzutreffen. Sie standen im Gegensatz zur herrschenden Strömung und wurden entweder bemitleidet oder verachtet. Ein

deutscher Maler, dessen Haus vor ungefähr fünfzig Jahren einen Mittelpunkt für Künstler und Dichter bildete, brach den Verkehr mit Liszt ab, nur weil sich der berühmte Musiker als Anhänger internationaler Ideen bekannte. Man wollte jene vornehme Unabhängigkeit nicht anerkennen, die das politische Gewissen dem ästhetischen unterordnete; die Staaten mußten erst geschaffen werden, deren festem Gefüge Lebenskünstler und Weltbürger keinen Schaden mehr bringen.

Der Patriotismus in seiner herben, alle weicheren Einflüsse zurückweisenden Art hat sich immer als das beste Belebungsmittel eines Volkes erwiesen, das sich in abstrakten Spekulationen oder unfruchtbarem Wohlleben zu verlieren drohte. Das Dasein der einstigen Weltbürger war abstrakt und unfruchtbar geworden; denn die Kultur hatte jenen Höhepunkt noch nicht erreicht, der ein friedliches Zusammenleben und Arbeiten der Völker gestattete. Erst nach und nach ist man zu der Einsicht gekommen, daß die Völker in regem Verkehr gegenseitig nur lernen und gewinnen. Die Menschen, die man früher Weltbürger nannte, sahen, von ihrem Stamme gelöst, als unbeteiligte Zuschauer dem Schauspiele zu, bei dem bald ein Land, bald ein anderes in die Höhe schnellte. Unsere Kosmopoliten sind Kämpfer. Ob sie in aufreibendem Sport um einen Weltrekord ringen, ob sie Handelshäuser gründen, oder auch als Globetrotter den Erdkreis durchwandern, sie können eine gewisse nationale Färbung nicht verleugnen. Bewußt oder unbewußt sind sie stolz, Vertreter einer großen Rasse zu sein und sehen mit-

leidig auf die Zeit der Ahnen herab, in der ein einzelner höchstens seinen Fürsten vertreten konnte, statt selbst als verantwortliches Glied eines großen Ganzen zu erscheinen.
Das Erweitern der Ringe, die unser Dasein umschließen, hat noch lange nicht die höchste Ausdehnung an Spannweite erreicht. Ibsen, der zu den charaktervollsten und ausgeprägtesten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehört, schrieb in der Zeit seiner Reife: *Die Weltentwicklung bewegt sich nun einmal nicht in der Richtung nationaler Absonderung und Absperrung — im Gegenteil.* Einige Jahre später erklärte er, daß es ihm unmöglich sei, sich dauernd in Norwegen niederzulassen, weil das nationale Bewußtsein vom Stammesbewußtsein abgelöst sei. In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1888 steht: *Ich bin jetzt beim allgemein Germanischen gelandet.* Wirft man einen Stein ins Wasser, so vergrößern sich die Kreise an der Oberfläche, bis sie im glatten Spiegel langsam verlaufen. Ähnlich geht es mit den Ideen, die in das Meer der Menschheit geworfen, kreisende Wellen bilden und verschwinden, sobald sich ihr Zweck erfüllt hat. Vom allgemein Germanischen oder Romanischen oder Slavischen wird sich der Kreis zum allgemein europäischen Kulturbewußtsein erweitern. Damit vollendet sich ein Ideal, das den suchenden Geistern des 18. Jahrhunderts vorschwebte, das aber während der Kämpfe ihrer Kinder und Enkel ein Wall nationaler Empfindungen verbarg. Der starke Individualismus, den Nietzsche predigte, hebt den einzelnen über das absolute Recht der Gemeinsamkeits-

phrase und nähert ihn als Führer den Führern benachbarter, meist für feindlich gehaltener Kreise. In diesen Führern erkennen wir die höhere Stufe eines neuen, gerechtfertigten Weltbürgertums, dessen Ziel sich in der Erkenntnis ausspricht, daß den modernen Lebensaufgaben nur große, stetig wachsende Interessengemeinschaften genügen. *Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben*, schrieb der Romantiker Schlegel, *und, was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall.*
Wie der Partikularist in den heutigen Verhältnissen den Patrioten befehdet, so steht dieser zunächst dem Weltbürger feindlich gegenüber. Seine Ideale sind andere, seine harte, opferbereite Tugend sträubt sich gegen die glatte Weichlichkeit *des internationalen Gesindels*, wie ein Volksredner einmal die Gesellschaft der viel beneideten, viel geschmähten Kosmopoliten nannte. Hochstapler und zweideutige Damen sucht der Philister in ihren Kreisen, im Vaterland gescheiterte oder gekränkte Existenzen der Patriot. Diese Zustände sind aber veraltet —, historisch geworden, endeten sie mit jener bunt zusammengewürfelten Menge politischer Flüchtlinge, von denen noch Richard Wagner, Kinkel, Herwegh erzählen. Etwas Weltbürgertum ziemt dem modernen Menschen, es erweitert den Horizont und hütet vor Überschätzung alles dessen, auf das wir uns gewöhnt haben, eingebildet zu sein. Alles, was den Verkehr erleichtert und Vorurteile besiegt, die den freien Blick trüben, dient unserem Leben nur zum Vor-

teil. Niemand kann bestreiten, daß ein Mann, der viel herumgekommen ist und gelernt hat, sich mit allen Eigentümlichkeiten fremder Leute abzufinden, ungleich moderner denken wird und ungleich gewandter auftritt als eine fest angewurzelte, schwerfällige Lokalgröße, die der Folie ihrer Heimat bedarf, um sich sicher zu fühlen. Freilich braucht der Weltbürger einen festen Charakter, er muß ein voll entwickeltes Individuum sein, um nicht die Eigenart seiner Person und seines Stammes preiszugeben. In dieser Eigenart liegen die Grundbedingungen der Kultur, der Sitten, der Weltanschauung. Auf sie zu verzichten, ist ein Zeichen der Schwäche, mit ihr aufdringlich zu protzen, ein Zeichen der Unmanierlichkeit. Gute Manieren, die überall gelten und überall mit verschwindend kleinen Unterschieden dieselben bleiben, sind die Uniform des Weltbürgers. Dem Vornehmen gehören sie zu eigen, der Geck ahmt sie nach. *Gute Manieren werden allerorts verstanden,* sagt Emerson. Die Wohlerzogenheit und das persönlich Hervorragende jeden Landes verbrüdern sich sogleich mit denen jeden anderen Landes. Sogar die Häuptlinge wilder Stämme haben sich in Paris und London durch die Vorzüglichkeit ihrer Haltung ausgezeichnet. Es hat eine Zeit gegeben, in der man derb und bieder sein mußte, um etwas zu gelten, die Zeit einer urwüchsigen, etwas ungewaschenen Kraftmeierei. Damals galt der Kosmopolit für *welschgesinnt* und verächtlich, feine Manieren wurden betrachtet, als wären sie unnötiger Zierat einer untergegangenen Gesellschaft. Je älter aber ein Kulturvolk wird, desto weiter dehnen sich die Kreise

aus, die nach dem siegreich durchgefochtenen Kampf ums Dasein das Leben genießen wollen.
Wer genießen will, darf nicht engherzig sein, er muß mit weitem Blick das Schöne umfassen, wo es sich bietet, das Gute wählen und wenn es der ehemalige Feind in Händen trägt. So wird er zum echten Weltbürger und in den Jahren der Reife auch den Fanatismus abstreifen, der seine Jugend vielleicht verschönte.
Nur ein ausgereifter Mensch kann kosmopolitisch leben und denken, sein abgeklärtes Verständnis gleicht die Widersprüche zwischen Rassen, Nationen und Ständen aus und nimmt seinem Weltbürgertum jenen Schein von Schwäche, den es bei der bild- und biegsamen Jugend allzuleicht erweckt. Sehr oft verachtet ein Mensch den andern oder ein Volk das andere, nur weil sie von diesem bereits sehr viel gelernt haben und noch viel lernen können. Von dieser kleinlichen Gesinnung kann allein echtes Weltbürgertum befreien.

KAPITEL XIII

NATUR

Dreifach hat der Mensch in das Antlitz der rätselhaften Mutter seines Daseins geschaut. Einmal, in frühester Zeit, mit Angst und Anbetung. Dann mit gläubiger Freude und Liebe als Künstler, als Gotteskind, als Gelehrter. Die Natur wurde zur *weisen* Mutter, man verehrte ihre Schönheit, ihren Reichtum, ihre Fürsorge und wer sich unglücklich fühlte, träumte von Rückkehr zu ihr, zu ihrer Göttlichkeit. Er hoffte so Erlösung von seinen Qualen. Doch sein tragisches Geschick zwang den Menschen, in die Geheimnisse der Allmutter so tief einzudringen, daß er Stiefmütterlichkeit gewahrte. Verzweiflung folgte ihm nun bis in den grünen wunderbaren Schoß der Erde, trotz der seit Ewigkeiten bewährten Wiegenlieder. Der geistige Titan, den sie geboren und großgezogen, beginnt ihr süßes Raunen als Ammenmärchen zu verachten und kann ihre Weisheit nicht mehr kindlich-gläubig annehmen. Nichts ist pathetischer als diese Wandlung in der tiefsten Seele des Menschen der Natur gegenüber. Man könnte bangen, daß der Ring sich schließt, daß wir einst wieder dahin kämen, von wo unsere ältesten Vorfahren ausgegangen. Schauer und Entsetzen würden wir dann empfinden vor der Natur, weil wir sie zu gut kennen lernten, während jene Schauer und Entsetzen fühlten, weil sie nur sahen und noch gar nichts wußten.

Wie sind wir in diesen Irrgarten geraten und wie können wir ihn wieder verlassen?
Als der Mensch, klein und nackt, unter riesigen Bergen, Strömen und Wäldern zum Bewußtsein seiner selbst erwachte, das heißt, sich als Herrn der Umgebung zu betrachten anfing, mußte er den ungeheueren Äußerungen der Natur gegenüber vorherrschend Schrecken oder Furcht empfinden. Um in ein bestimmtes Verhältnis zu diesen noch unberechenbaren Mächten zu kommen, verdichtete er seine Angstgebilde zu Göttern, denen er Eitelkeit gab, eitles Vergnügen an den Huldigungen der Menschen. Denn auch der Grimmigste läßt sich erweichen, sobald er Schmeicheleien zugänglich ist. Die größte Zuversicht der naiven Weltanschauung lag darin, daß Blitz, Donner und jede Gefahr in einem Wesen steckten, das Schmeichelei günstig beeinflussen sollte. Als man endlich lernte, sich vor den schlimmsten Gefahren zu schützen, als in unseren Himmelsstrichen die letzten *vorweltlichen* Ungeheuer ausstarben und freundliche Haustiere das Leben idyllischer gestalteten, fühlte sich der Mensch als frohes Kind, eins und vertrauensselig mit der Natur, wie noch heute jedes unbefangene, begabte Kind in ländlicher Umgebung. Es sieht Pflanzen und Tiere mit Dichteraugen an, ehe es die Erwachsenen aus diesem Paradies verscheuchen. Wer erinnert sich nicht aus der Kindheit des intimen Verkehrs mit irgend einem Lieblingstier, das ihm viel interessanter war und in jeder Beziehung näher stand als mancher Onkel und manche Tante? Ich kannte einen Knaben, der (wahrscheinlich infolge eines leb-

haften Traums) der festen Meinung war, er verwandle sich nachts in den König der Ameisen, verlasse in dieser Gestalt sein Bettchen und erlebe in seinem Königreich viel schönere Dinge als tagsüber in der Schule.
Kindliche Völker betrachten die Natur mit ebensolchen Dichteraugen. Sie wissen Traum und Leben noch lange nicht sicher zu unterscheiden. Eines dünkt nicht wunderbarer und unlogischer als das andere. Das menschliche Dasein spielt ganz natürlich über in das Wesen von Pflanze und Tier. Es fehlt noch das Bewußtsein einer strengen Grenze gegen das Reich der Natur. Die Metamorphosen der Götter- und Menschenwelt Griechenlands wurden um so selbstverständlicher und leichter gedichtet, je weniger gewisse Unterschiede bemerkbar waren. Nach unseren Begriffen erscheinen die Griechen farbenblind. Purpurn ist ihnen das rote Blut und das blaue Meer. Mit dem gleichen Ausdruck beschreiben ihre Dichter das Silbergrau der Olivenblätter und das dunkle Braun der Ölfrucht wie die Hautfarbe sonnverbrannter Männer. Unmerklich konnten sich Götter und Erdenkinder mit der Natur verflechten. Die Griechen gingen so vollständig in ihr auf, daß sie sich selbst als einen ihrer Teile fühlten. Während sich jetzt viele Leute Mühe geben, den Naturschönheiten bewußt Geschmack abzugewinnen, rang sich der Grieche langsam los aus den Armen des großen Pan, um nicht ganz in seinem Wesen zu verschwinden. Daher der hohe Wert, den er auf das legte, was am Menschen natürlich ist, auf die Schönheit des Körpers. Die Hellenen erkannten, daß unter allen sichtbaren Gebilden der schöne Menschen-

leib das Höchste sei. Durchhaucht von dem göttlichen Geist, der in den Naturwesen waltet, suchte der Grieche diesen Geist zu fassen. So entstanden seine wunderbaren Götterbilder. Wie die Naturgewalten, Zeus, Poseidon, Artemis, Pan, durch ihre Gestalt an die sittliche Welt der Menschheit herangezogen wurden, so fügen sich die ursprünglich ethischen Götter, Apollon, Pallas, durch die ihnen von Künstlern gegebene Gestalt gleichsam in den Kreis der Naturwesen ein.
Die uralte Fabel und Märchendichtung der Völker und die Lieblingsgeschichten unserer Knabenzeit spiegeln genau in derselben Weise das ursprüngliche, gemütlich-phantastische Verhältnis der Menschen zur umgebenden Schöpfung. Den großen Abstand des tiefernsten und doch heiteren Kinderglaubens, der die hellenische Welt bis in die Mysterien des Eingeweihten beglückte, von der bewußten, naturabgetrennten menschlichen Gesellschaft, enthüllt ein Blick auf das feierliche Römertum der Republik. Die griechische Bildung ruhte auch in dem eigensten und schönsten Teil ihres schöpferischen Lebens, der Kunst, auf den Grundlagen der Natur und konnte sich nie von ihren allumfassenden Wirkungen lösen. Die römische Welt ging von der Idee des Staates aus. Das sittliche Schaffen in öffentlicher Gemeinschaft blieb ihr Zweck, so daß erst später, als keine Befriedigung mehr daraus entsprang, die Sehnsucht nach der Natur und ihren *stillen* Freuden mit zwingender Gewalt wiederkehrte. Weil sie ganz in der Natur lebten und webten, fiel es den Griechen nicht ein, sie bewußt durch Schilderungen im Gedicht näher bringen

zu wollen. Die römischen Lyriker behandeln, was fremd geworden und verbrämen ihre Bilder mit philosophischen Betrachtungen. Durch alle Lieder des Horaz und seiner Zeitgenossen klingt dasselbe Leitmotiv. Der Wechsel der Jahreszeiten mahnt, auf Unvergängliches zu verzichten, an die Unabwendbarkeit des Endes zu denken und den Genuß des Vorhandenen auszubeuten. Hier liegt der Kern jener antiken Weltanschauung, die auf der Natur als einer geschlossenen Einheit beruhte. Der Mensch war Mittelpunkt, aber er gehörte zum Ganzen, wie Götter, Himmel, Erde und Unterwelt.

Erst mit der beginnenden Forschung entstand im Bewußtsein eine wirkliche Trennung. Diese Trennung wurde mit der Zeit so schroff, daß mancher Gelehrte, ja mancher Dichter einem Gefühl der Auflehnung Ausdruck verlieh. Zu Beginn der Naturforschung war man freilich von einer solchen Möglichkeit weit entfernt. Die ersten Entdeckungen und das erste Zurückweichen des gewohnten Gedankenniveaus gaben dem Menschen ein Gefühl des Triumphes. Es ist nicht wahr, daß der Unbefangene von Natur aus undankbar ist. Im Gegenteil, jede reine Freude, jedes Hochwogen der Brust stimmt ihn ganz instinktiv zu Andacht und Dankbarkeit. Erstes Liebesglück macht unser Herz so fromm, daß es nach einem Gott schreit, ihm zu danken. So mußte auch die erste Glückseligkeit neuer Erkenntnis an Göttliches glauben, schon aus dem innersten Bedürfnis nach Dank. Das Zweckmäßige und Vollendete, das sich zunächst dem Auge des Forschers enthüllte, gewährte frommes Entzücken. Begeistert wurde

die gütige Fürsorge der Natur gepriesen. Die Weisen des Morgen- und Abendlandes stimmten zusammen in einem Gefühl blinden Vertrauens und dachten sich geborgen voll ruhiger Freude an den Brüsten der Natur.
Die Weltanschauung stand im Banne des Gedankens: *Wenn die Menschen immer unterirdisch gewohnt hätten, sogar von Luxus und Bequemlichkeit umgeben, wenn ihnen plötzlich erzählt worden wäre, es gäbe so etwas wie eine göttliche Macht, wenn sich dann aber die Erde aufgetan hätte und zum ersten Male wären ihnen Himmel, Wald und Feld erschienen, das Meer und alle Wasser und der Lauf der Gestirne, müßten sie nicht in einem solchen Fall gleich auf den Schluß geraten, es gäbe Götter und alles sei das Werk dieser Mächtigen?*)* Vertrauen in die Natur und poesieverklärte Freude an ihren Erscheinungen predigte auch Christus in seinen Gleichnissen. Wenn er von den Vögeln unter dem Himmel sprach, die nicht in Scheunen sammeln und von den Lilien auf dem Feld, die herrlicher gekleidet sind als König Salomo, so ward ihm das Natürliche zum Symbol, das Gesehene zum Gewand eines philosophischen Gedankens. Dem mystischen Sinn der Orientalen entsprach es, das Äußerliche zu verinnerlichen und die Fülle der Erscheinungen in Symbole des Unsichtbaren aufzulösen. Im Gegensatz zu der friedlich schönen Naturauffassung seines Stifters brachte das Christentum den ersten Zweifel an der Natur in die

---

*) Diese Ansicht findet sich ähnlich ausgesprochen bei Aristoteles und Seneca. Das Zitat ist Lubbocks *the Pleasures of Life* entnommen.

Welt. Es verdarb die kindlich naive wie die gesuchte philosophische Freude an Glanz und Anmut der Erde. Mißtrauen und Haß gegen das Natürlichste in der Natur, gegen den Trieb der Fortpflanzung entheiligte die gesunde Weltanschauung der Alten und hemmte jedes inbrünstige Gefühl und jede Forschung den Wundern des Sichtbaren gegenüber. Man studierte zu emsig die Wunder der Heiligen, statt sich an den Wundern der Tier- und Pflanzenwelt zu ergötzen. War es der Mühe wert, dachten die Frommen, mit solchem Unterfangen die Zeit zu verlieren, die für das Heil der Seele verwendet werden sollte? Zur Erforschung der Sünde? Die Erde mußte ja bald vergehen, nahe war die Stunde des Gerichts und alles, was lebte, blieb flüchtige, vergängliche Erscheinung.

Erst nachdem das namenlose Bangen vor dem nahen Weltgericht verdämmerte, ging die Erde neu auf für das Menschenauge. Die Gelehrten ordneten nun von neuem das Verhältnis der Natur zur Gottheit und paßten das Menschengeschlecht in ihr System. An dieser Ordnung wurde sehr viel und sehr mühsam gearbeitet. Sie spiegelt sich mit kleinen Abweichungen in den Köpfen aller Dichter und Denker, deren Auffassung nach und nach Gemeingut wurde. Der Grundzug war fromme Begeisterung für die Natur und ihren Schöpfer, aber trotz aller Demutsworte ein Hochgefühl in dem Bewußtsein, daß Gott, der Herr, den Menschen als wichtigen Mittelpunkt des ganzen Weltsystems eingesetzt, ihm zu Ehren Sonne, Mond und Sterne in ihre Bahnen gewiesen und allen Liebreiz der Erde mit feiner

Kunst erdacht habe. Was nicht in diesen angenehmen Vorstellungskreis paßte, wie alle menschenfeindlichen Vorkommnisse, Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben, wurde entweder als direktes Strafmittel Gottes angesehen, mit dem er die Sünder züchtigt, oder als grausamer Schabernack böser Geister, die unter dem Mantel der Nacht in den geheimsten Schlupfwinkeln ihr Wesen trieben. Der Glaube an solche Spuk- und Elementargeister war der Teil von Grauen und Entsetzen vor der Natur, der sich einstellte, als die enge Gemeinschaft mit der äußeren Umgebung verschwand und der Mensch sich selbst einen höheren mystischen Daseinszweck beilegte. Die bestimmte Hoffnung jedoch, daß Gott als getreuer Hausvater Gewalt über die tollen Gespenster habe und sie mit dem Bannstrahl seines Willens unschädlich mache, erhob das verängstigte Gemüt der Frommen. Sie beteten getrost, während die Gelehrten Zauberformeln bildeten, die ihnen im Namen Gottes Kraft geben sollten, über die Natur und ihre Geister zu gebieten.

Eine Gestalt ragt in poetischer Verklärung aus dem Mittelalter hervor. Es ist Franz von Assisi, dessen Philosophie das christliche Ideal mit dem Gefühl eines alldurchdringenden Pantheismus vermählt. Die Wurzeln seiner Weltanschauung verlieren sich in den fernsten Tiefen altindischer Frömmigkeit. Er predigt den Tieren des Feldes, lebt vertraut mit ihnen und horcht auf ihre Stimme, als sprächen Freunde zu ihm. Sonne, Mond und Sterne lächeln wie anteilnehmende belebte Wesen hernieder, die so recht ihm zuliebe leuchten

und glänzen. Ja, die Naturerscheinungen sind alle so hold und freundlich, fügen sich so harmonisch und selbstverständlich in sein Leben, daß er unbefangen und furchtlos von *nostra sorella la morte* spricht.*) Abgeklärt und neuerer Erkenntnis angemessen, trieb diese Philosophie frische Blüten und fand im Buch von der Nachfolge Christi den reinsten Ausdruck. Thomas von Kempen faßte seine Inbrunst der Natur gegenüber in die Worte: *Wenn Gerechtigkeit in deinem Herzen wohnt, dann ist dir jede Kreatur ein Spiegel des Lebens und ein Buch heiliger Offenbarung.*

Vom historischen Standpunkt aus erscheint es selbstverständlich, daß gläubigen Seelen die Entdeckungen von Kopernikus, Kepler und Galilei heillose Ketzerei dünken mußten und daß die Machthaber der Kirche gern mit dem Rauch von Scheiterhaufen einen undurchdringlichen Vorhang vor die Geheimnisse des Himmels gezogen hätten. Schmerzhaft blendete die ungeheuere neue Erkenntnis, daß die Erde sich drehe. Die Erde mit den Menschen darauf! Den Menschen, die Gott nach seinem Bilde schuf, für die er die Weltlichter am Himmel sorgsam angezündet! Eine so beruhigende, grundlegende Vorstellung sollte dem schwindelerregenden Gedanken Platz machen, daß unsere Wohnung ein Globus sei, ein kleines, unwichtiges Sternlein, unter vielen anderen Sternen. Bangen ging durch die christliche Welt. Ein Galilei mußte seine Naturanschauung, die sich auf Forschen gründete, mit Gefängnis büßen,

*) Der gleiche Gedankengang schuf im deutschen Sprachgebiet das Wort vom *Bruder Tod.*

ein Giordano Bruno seine weiterdichtende Philosophie mit dem Feuertod bekräftigen. Das Glücksgebäude, das so mühsam und systematisch gezimmert war, geriet ins Schwanken und kam mit den bewährten Mitteln nicht mehr ins volle Gleichgewicht.*) Harmonisch-künstlerische Naturen verstanden es aber, trotz der neuen Entdeckung, einen Punkt zu finden, von dem aus die Weltordnung geregelt und für den Menschen erfreulich schien. Sie schlossen sich dem Gedanken eines Leonardo da Vinci an, der lehrte, dort Schönheit zu sehen, wo der stolze *Herr der Erde* bisher achtlos vorübergegangen war und riefen mit ihm: *o mirabile justitia di questo mondo!*

Im praktischen Leben zeigte sich vorerst die einfache Gläubigkeit nicht so erschüttert, wie es die Kirche besorgte, sondern die Menschen zogen Nutzen aus der runden Gestalt ihrer Erde, indem sie neue Länder suchten und eroberten. Statt zu bangen bei der Vorstellung, winzig klein auf winzigem Erdball durch dunkle Unendlichkeiten zu fahren, segelten sie triumphierend in die sichere Runde und brachten neues Spielzeug, Gold, Pflanzen und Tiere aus einer fremden Welt, die der Forschung neue Riesengebiete öffnete. Durch manche Verpflanzung nach Europa änderte sich langsam das landschaftliche Bild, wie es sich schon einmal durch die Eroberungszüge der Römer geändert hatte. Wir machen uns kaum klar, wie einförmig die Gegend nördlich der Alpen war, solange ihr manche Bäume und

*) Die katholische Kirche hat erst im Jahr 1821 die Lehre des Sonnensystems offiziell anerkannt.

viele Sträucher fehlten. Als Fremdlinge zuerst im Garten heimisch, verbreiteten sie sich allmählich so stark, daß sie den Landschaften einen neuen Charakter gaben. Garten- und Blumen-Freunde, sowie Sammler seltener Tiere brachten ihre Lieblinge in die Heimat, studierten, wie sich die Gäste eingewöhnen könnten und regten die Naturforschung an, durch kleine Beobachtungen das allgemeine Weltbild zu ergänzen.
Bei dieser Tätigkeit verlor sich mehr und mehr der Überblick über das Ganze, an Stelle einheitlicher Weltanschauung trat die Erfahrung in einzelnen Wissensgebieten und ängstliches, unfruchtbar gewordenes Grübeln wurde von neugierig erstauntem Sehen abgelöst. Die Natur spielte ihre Kunststücke vor einem Chor von Bewunderern, die fröhlich-kindlich in die Hände klatschten bei ihren tausend Metamorphosen und bei den zahllosen Überraschungen aus ihrem Füllhorn. Wenn die gelehrten Liebhaber hinter ein Geheimnis kamen und — wie bei Vermehrung oder Veredelung von Pflanzen — der Natur mit Erfolg ins Handwerk pfuschten, verringerte sich die Verehrung keineswegs, sondern Respekt und Dankbarkeit wuchsen mit jeder neuen Erkenntnis. Sie glichen Kindern, diese ehrenwerten Männer, die einem Zauberkünstler bei seinen Kunststücken Handlanger sein dürfen. Vereinzelt nur klang ein skeptisches Wort, wie dasjenige Montaignes, der einmal in Anbetracht gewisser natürlicher Vorgänge, die viel poetischer sein könnten, Platos Frage wiederholte: *Sind wir etwa nur Spielzeug der Götter?* Aber die Mehrheit fürchtete den zer-

setzenden Geist und wies den Zweifel zurück, weil ihn niemand sich eingestehen wollte. Was entdeckt wurde, reihten die Forscher mühsam aber geschickt in ihr künstliches System. Fausts Famulus Wagner ist ein klassisches Denkmal jenes Gelehrten, der froh war der Natur gegenüber:

Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Im allgemeinen befestigte sich die Überzeugung, auch im Kreislauf der Planeten sei die Erde ein wunderbares Kunstwerk, das Gott für sein liebes Kind, das Menschlein, gemacht.

Man erfreute sich des Anmutigen und mied nach Möglichkeit das Abschreckende. Wilde, unzugängliche Gegenden waren nicht beliebt, hingegen jede Landschaft, die anmutend bebaut war und menschenfreundlich aussah. In Reisebeschreibungen wie Dichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts lobte man ausschließlich Landschaften milden Charakters. Die Maler bevorzugten alles, was gefälligen Hintergrund bot für das Tun und Treiben der Leute. Diese Geschmacksrichtung wuchs bis zu dem Grade, daß ihre hauptsächlichsten Träger die Natur nur dann *ästimierten*, wenn sie möglichst wenig natürlich war, wenn Baum und Strauch die Architektur nachahmten, damit sie bessere Kulissen für ein Schäferspiel abgäbe. Liebe und Verständnis für Natur lagen, ähnlich wie zu Zeiten des römischen Kaiserreichs, in rührender Sehnsucht nach einem zierlichen Arkadien. Dies Arkadien wurde so künstlich, weil es dem natürlichen Empfinden fremd geblieben war, aber dem reizen-

den Schäferland unserer Vorfahren ist trotzdem vielfach Unrecht geschehen. Ihrer zarten Naturanschauung gebührt Ehrenrettung jetzt, da wir mit feinsinnigem ästhetischem Verständnis alles aus seiner Zeit heraus beurteilen und würdigen. Kein rohes Kraftmeiertum verhindert uns mehr, vornehme anmutige Lebenskunst zu schätzen. Der Inhalt jener geträumten und manchmal erlebten Schäferidylle war freilich nicht Natur sondern Kunst, eine feine, harmlose Kunst mit dem Zweck, über viele Häßlichkeiten der wirklichen Natur spielend hinwegzutäuschen. Im 19. Jahrhundert wurde auch vieles als natürlich oder zur Natur gehörig voll Aberglauben bewundert, was ebensowenig Natur war als die Schäferei, obwohl es sich am entgegengesetzten Pol der Künstlichkeit befand. Die Erde erzeugt ebensowenig von selbst Eisenbahnschienen und Fabrikschlote, wie sie von selbst arkadische Kulissen hervorbringt. Die Weltanschauung von der zierlich hübschen Täuschung, die in der Kunstanschauung ihrer Zeit zutage trat, war nicht weniger *natürlich* als jene grimmige analysierende, die aus den Verhältnissen des wissenschaftlich-sozialen Jahrhunderts entsprang. Die Konvention des Häßlichen in der Naturanschauung ist noch verwerflicher als die Konvention des Hübschen.
Ein naturgeschichtliches Werk aus dem 18. Jahrhundert zeigt gefällige illuminierte Kupfer. In einem Blumengarten sind Amoretten damit beschäftigt, ihre Schalksaugen mit Vergrößerungsgläsern zu bewaffnen, um tief in die Kelche der Blumen hineinzulugen, die Geheimnisse des Liebeslebens erforschend. Andere zerren Schmetter-

linge herbei und betrachten die Flügel mit dem neuerfundenen Mikroskop. Dies Werk ist der *weisen Natur* gewidmet, die als Göttin angeredet und gelobt wird. Der Autor*) schließt die Vorrede mit den Worten: *Weise Natur! Wäre es ein kühnes Unternehmen, forschende Blicke in das Heiligtum deiner Geheimnisse zu werfen, so müßte es dasjenige noch übertreffen, sich dir selbst zu nahen. Und doch bin ich vielleicht der erste unter deinen Dienern, der hervortritt, das Opfer der Dankbarkeit auf deinen Altar zu legen. Gerührt durch den Ausfluß deiner Güte, übergebe ich dir mit diesem Werk deine eigenen Werke ... Dir, unfehlbare Natur, deinem Dienst sind meine Tage gewidmet, Tage der Bewunderung, der Freude und des Vergnügens ...* Fürwahr! eine behagliche Art der Naturbetrachtung. Sie lächelt unsere bitterernste Wissenschaft an mit unschuldigen Augen wie das Kind den brillenbehafteten Greis. Wenn eine Pflanze von Schädlingen bedroht wird, überblüht sie sich gern vorher, um ja noch Sämlinge zu zeugen. So überblühte sich im Zeitalter Rousseaus die fromme Naturbegeisterung, der Glaube an die Vollkommenheit der Allmutter. Das Vertrauen auf ihre Panaceen gegen jedes Übel erreichte einen Höhepunkt, ehe die Axt an den Stamm der alternden Weltanschauung gelegt wurde. Dem höchsten Enthusiasmus folgten Zweifel und Kritik nicht für den einzelnen Fall und die bestimmte Ansicht über einen Gegenstand oder ein Phänomen, sondern als allgemeine, überall vordringende

*) Wilhelm Friedrich v. Gleichen: Aus dem Reiche der Pflanze. Nürnberg 1754.

Stimmung. Diese Stimmung war der Weltschmerz. Er bedeutete recht eigentlich den Bankerott des Naturvertrauens, die Erkenntnis, daß unsere ganze Liebe, unsere herzliche Bewunderung niemandem schmeichelt, niemand freut, nirgends Gegenliebe findet. Unser Schrei, unser Jauchzen verhallt ohne Echo, die Natur macht ihre Kunststücke seit grauer Urzeit, unberührt von den Gefühlen des Menschen. Sollten wir — grübelte man weiter — so hoffnungslos unvollkommen sein, weil unsere Mutter, die Natur, so hoffnungslos unvollkommen ist? Diese Angst beschleicht die Brust der Dichter, weil sie, aus allen Äußerungen des Lebens, aus allen Entdeckungen der Wissenschaft ausströmend, die ganze geistige Atmosphäre erfüllt.
Nicht böser Hochmut brachte die Menschheit zu dieser pessimistischen Weltanschauung. Das Edelste in seinem Wesen führte den Denker zu solchen Klagen. Ungeheures Mitleid war erwacht. Man konnte nicht mehr gefühllos oder leichtsinnig handelnd wie ein Kind an den traurigen Notwendigkeiten des Lebens vorübergehen in der geruhigen Annahme, alles sei herrlich weise eingerichtet und bestimmt. Man erkannte zu deutlich das ungeheuerliche Verschwenden der Natur auf der einen Seite, das furchtbare Geizen auf der anderen. Staunend und voll wehmütigen Stolzes entdeckten gelehrte Forscher, daß ein so lange als vollkommen gepriesenes Kunstwerk viel Stümperhaftes enthalte, besonders aber daß der menschliche Organismus verbesserungsfähig sei. Nicht eine vom Teufel eingegebene Sündhaftigkeit des Erdenwurms, sondern die

Widersprüche und Überflüssigkeiten des inneren Baues bedingen den Urgrund des meisten psychischen und physischen Jammers. Eines der niederschmetterndsten Worte hat Helmholtz ausgesprochen, indem er versicherte, nach dem Stande der Wissenschaft könnte das menschliche Auge — dieses vielgepriesene Wunder — im Prinzip viel wunderbarer und besser gebildet werden. Der Bienenstaat, dieses unvergleichlich künstliche, lebendige Uhrwerk zeigt bei kritischer Beleuchtung Widersprüche, unnötige Grausamkeiten in seinen innersten Mysterien. Überall scheint die Natur das Einfache zu verschmähen und überflüssige Schwierigkeiten oder Leiden auf den Weg aller Lebewesen zu häufen, zu deren Überwindung sie dann allerdings geniale, unerwartete Kombinationen verschwendet, genau wie ein Virtuose schwindelerregende Dissonanzen erklettert, um sie spielend wieder aufzulösen. Die Virtuosität der Natur kostet nur das qualvolle Leben und Sterben ungezählter Geschöpfe. Maeterlinck befreit sich demgegenüber von der Schwere pessimistischer Lebensauffassung mit unklaren Hoffnungen, daß hinter diesem Schleier der Unvollkommenheiten vielleicht doch eine Vollkommenheit sei, der wir entgegenpilgern. Tolstoi bedeutet hiergegen in bezug auf seine Naturauffassung einen Rückschritt, denn er steht noch auf dem Boden Rousseaus und hofft Heil und Versöhnung von einer Rückkehr zur Natur, das heißt von einem Aufgeben der modernen Kultur. Voll schwärmerischen Aberglaubens ruft er aus, ähnlich dem naiven Dichter des achtzehnten Jahrhunderts: *Wir Bauern sind doch*

bessere Menschen, obwohl das alltägliche russische Bauernleben nichts weniger als arkadisch verläuft. Die Resultate moderner Naturforschung sind an dem merkwürdigen Manne spurlos vorübergegangen.

Das 19. Jahrhundert weist die weitgehendsten Widersprüche auf. Die Worte *Natur, natürlich, naturalistisch* werden seltsam mißbraucht. Für Tolstoi ist es gesund-natürlich, daß alle Menschen ohne Unterschied ein archaisches Leben hinter dem Pflug führen. Die naturalistische Schule in Wort und Bild malt alles Verwahrloste und Schmutzige als im eigentlichen Sinn natürlich. Nicht nur Gleichgültigkeit sondern eine Art von Feindschaft bildete sich gegen die sogenannt konventionelle Schönheit, vielleicht zum erstenmal in der Geschichte unserer Kultur. Alles strebte nach Vernichtung der Persönlichkeit und da in der Natur- wie in der Menschheitswelt das Schöne immer als mächtige Persönlichkeit auftritt, als bedeutend und einzig in seiner Art, wollten die ebenso pedantischen wie fanatischen Gleichheitsschwärmer auch in der Natur alles Hervorragende niedermähen.

Auch der hochmütig ausgesprochene Vorwurf, früher hätte man noch keine Freude an der Natur empfunden und der Sinn für landschaftliche Schönheit sei erst der modernen Zeit geoffenbart, ist gänzlich falsch. Nicht nur die wunderbarsten Dichterstellen, die gesamte Mythen- und Legendenbildung, auch die Lage der Städte und Tempel, später der Burgen und Klöster deutet auf einen feinen und tiefen Sinn für die besonderen Reize verschiedener Gegenden. Es wird behauptet, die Entdeckung der

Meeresschönheit sei jüngsten Datums. Aber die allerältesten Landschaftsbilder, die wir kennen, stellen die Küste von Neapel und den Bosporus dar; in den ehrwürdigen Überlieferungen verschiedener Seevölker des Nordens wie des Südens spiegelt sich die eigentümliche Schönheit des betreffenden Meeres und seiner Küste. Bretonische und keltische Seemärchen, germanische, japanische und griechische Sagen bestätigen dies. Das instinktive Anpassen und Einpassen der Architektur in die landschaftliche Umgebung war einst von einer Vollkommenheit, die für Auge und Gemüt unberechenbar wohltätig wirken mußte und viel zur herzlichen Liebe, dem Angewurzeltsein an Land und Stadt beitrug. Mit schönem Stolz mußte zur Zeit so wohlverstandener Naturliebe auch den ärmsten Bürger sein vaterländischer Gau erfüllen. Jeder nahm teil an der Wohltat solcher Schönheit. Die größten, wie die bescheidensten Künstler drückten auch dieses innige Wohlbehagen gerne aus. Altitaliener, Holländer und Deutsche brachten auf dem Hintergrund ihrer Gemälde die Landschaft mit Liebe und Ehrfurcht zur Geltung, sowohl schön eingenistete Städtchen, wie ganze Flußläufe und Bergszenerien. Sie tauchten diese Landschaften in e i n e n Ton, bläulich, silbern oder bräunlich, weil ein durchgehender Ton die Landschaft verklärt und weiht. Das Zerrissene, Zufällige, das spätere Maler als höchsten Wert in der Wiedergabe von Gegenden preisen sollten, wurde mit weiser Absicht vermieden.
Falsch ist ferner die Behauptung, im 17. und 18. Jahrhundert hätte man durch regelmäßig architektonische

Gartenanlagen bewiesen, daß der Sinn für Natur verloren sei. Diese Anlagen, zum Lustwandeln bestimmt, setzten die Wohnräume fort. Den Blick ins Freie, in die eigentliche Landschaft boten grüne Fenster in den Heckenmauern oder künstliche Hügel oder Terrassen. Auch dieser Ausblick war sehr genau mit sicherem Geschmack berechnet. Man lese nur die Gartenbücher aus dem 18. Jahrhundert, man betrachte was an Gartenkunst davon übrig blieb, um feinsinnige Naturbewunderung kennen zu lernen. Erst als die Naturliebe durch Rousseaus Einfluß in Schwärmerei ausartete, verlor sich solches Empfinden und vergröberte. Die Antike hatte einen ganz richtigen Begriff von dem wenig beneidenswerten Zustand des Ur- und Naturmenschen, seltsam, daß eine Zeit, die sich Aufklärungszeit nannte, dagegen so äußerst kindische Begriffe annahm, wie verschiedene Schriftsteller der Revolutionszeit beweisen, die Rückkehr zur Natur predigten. Die Ausläufer dieser überspannten Richtung leben noch heute in mancher merkwürdigen Gestalt. Die Romantiker verliebten sich in romantisches Gemäuer mit obligatem Epheu und die Modedichtung zeitigte, nach Ossians Vorbild, Bewunderung für melancholische Landschaften, wildes Meer, schroffe Felsen. Solcher Geschmack wurde immer allgemeiner und übermäßiger. Doch schon Petrarca und Dante hatten nicht ohne Verständnis die grauenvolle Schönheit von wogendem Wasser und zerklüftetem Gestein beobachtet. Lionardo da Vinci liebte es, einen Hintergrund aus südlichem Alpengebiet zu malen und verschiedene altniederländische Künstler

stellten die schwermütige Poesie dar von Sturm und Ozean.
Die Kunst schreitet immer fort von archaischer Starrheit zu klassischer Ruhe. Dann kommt Bewegung in diese Ruhe und endlich artet diese Bewegung in fratzenhaften Affekt aus. Vollkommen still sind anfangs auf alten Bildwerken Landschaften und Leute, kein Lüftchen regt sich. Dann löst sich das Einzelne auf, das Licht zittert und flutet, es wird versucht auch wilde Bewegung darzustellen. Das 17. Jahrhundert malt stürzende und hastende Engel, aber auch wildbewegtes Meer, Sturm und Gewitter. Interessant ist das Verhältnis von künstlerischer Naturbeobachtung und wissenschaftlicher Naturerkenntnis. Erstere weist oft der Letzteren den Pfad, zum Beispiel bei Goethe, oder beide ergänzen und durchdringen sich, wie bei Alexander von Humboldt und anderen Großen. Im 19. Jahrhundert klassifizierte Howard die vier Wolkentypen, den Stratus, Kumulus, Cirrus und Nimbus, die schon Maler des 15. Jahrhunderts auf ihren Gemälden genau studiert und getrennt wiedergegeben hatten. Falsche, oder überspannte Kunstrichtungen verhalten sich der Naturerkenntnis gegenüber feindlich, so die Romantiker und die englische Seeschule, die über Geologie spotteten. Doch wie erhaben verwendet Goethe sein Wissen zur Vertiefung des Wesens seiner Poesie. Nicht Gelehrsamkeit, aber ödes Philistertum tritt dem Naturschönen gefährlich entgegen und vernichtet mit ihm die Macht der großen ästhetischen Predigtworte. Alles Große haßt der Banause, darum sucht er es zu verkleinern. Ihn bangt

um seine Denkungsart. Aber *von den großen Gestalten der Natur umgeben ertragen wir das Kleine in unserer Denkart nicht mehr.*[*]) Die ungeheuere Macht des Philistertums während einer langen Periode des 19. Jahrhunderts kann allein dessen Roheit und Dummheit der Natur gegenüber erklären. Harmonie und Anmut von einst durften sich nur an geschützten Plätzchen wie zufällig weiterfristen. Abgesehen von den Fabrikanlagen und Eisenbahnen, deren Zerstörungswerk manchen Schönheitsfanatiker in so grimme Verzweiflung brachte, daß er am liebsten jedem technischen Fortschritt geflucht hätte, schien es die Neuzeit geradezu darauf abzusehen, jede Anmut zu verbannen. Einst war jeder Bau, auch der bescheidenste, gleichsam aus innerer Notwendigkeit dem Boden entsprossen, in Größe, Art und Farbe der Landschaft eingeschmiegt. Jede Brücke, jede Kapelle bildete Zier und Schmuck. Erst das 19. Jahrhundert schuf wirklich häßliche Gebäude, die nicht einmal am rechten Fleck standen. Sie schienen samt und sonders durch einen unglücklichen Zufall an ihren Platz verschlagen. Zu hoch oder zu breit oder gänzlich ungegliedert oder als Zuckerbäckeraufsatz gedacht, sprachen sie den Linien der nachbarlichen Hügel oder Berge Hohn. Eine gewisse Ordnungswut hatte den Menschen auch der Natur gegenüber gepackt. Keiner ihrer lieblichen Scherze und Unregelmäßigkeiten wurde geduldet, eine absurde Passion für Regelmäßigkeit, Symmetrie, für nüchternste Ausnützung machte sich breit. Die Idee der Gleichberechtigung trug hier ver-

*) Schiller.

hängnisvolle Früchte. Indessen der Bürger wie der Bauer einst mit naiver Behäbigkeit, oft sogar mit einem gesunden Sinn für Schabernack und Humor ihre Behausungen individuell ausgestalteten, war jetzt nur ein Gedanke wach, es dem Nachbarn möglichst gleich, haargleich zu tun. Am possierlichsten machte sich diese Gleichheit in England. Doch gerade von dort aus sollte die ästhetische Bewegung kommen und Rettung bringen.

Höchst merkwürdig und rätselhaft bei oberflächlicher Betrachtung erscheint die Tatsache, daß gerade in England, wo die tiefeingreifendsten, naturgeschichtlichen Entdeckungen gemacht wurden, wo Darwins Lehre entstand, viele bedeutende Männer ein schönes kindliches Vertrauen zur Natur bewahrten, gestützt auf ein stark religiöses Empfinden ohne ungesunde Schwärmerei. Der Engländer versteht, die grellsten Widersprüche ruhig zu betrachten und in seiner Art unberührt zu bleiben, wenn er auch von Pol zu Pol segelt. Angesichts der fremdesten Kulturen hängt er zäh an seinen Gedankengewohnheiten. Er studiert wohl Darwin, aber er hört unentwegt am Sonntag die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments. Sein Selbstvertrauen bewahrt ihn davor, fassungslos vor den unergründlichen Rätseln zu stehen. Das Wissen stimmt ihn weniger pessimistisch als andere Nationen. Eine innige, künstlerische Liebe zur Natur, die sich in den schönsten Gartenanlagen Europas offenbart, ist in England traditionell.

Plötzlich schien jedoch der gewaltige Industrialismus die wundervolle Märchenschönheit der Insel, jene

Märchenschönheit, deren Kind Shakespeare gewesen, in seinen schwarzen Schlund hinabzuschlingen. Auch hervorragende Männer sahen ohne Widerspruch dieser Verwüstung zu. Ein Mills erkennt zwar einen gewissen Wert der Naturschönheit an, spricht aber mit kaltblütigem Bedauern von der wahrscheinlich vollkommenen Zerstörung landschaftlicher Pracht durch modernen Fortschritt. Es galt für unabwendbar alles Schöne dem sozialen Gedanken zu opfern.
Indessen wunderte man sich sowohl in England wie auf dem Kontinent über die innere Zerfahrenheit, die sich vieler Bevölkerungskreise bemächtigte, ohne einen Augenblick zu bewerten, daß eine vollständig ernüchterte Gegend nicht um Liebe wirbt und keine Zufriedenheit verbreitet. Wo aber edlere sinnliche Triebe keine Nahrung finden, gelangen die wüstesten, sinnlichen Triebe zur Herrschaft. Häßlicher Egoismus durchdrang alles in Europa. Jahrzehntelang wurden kaum noch Bäume gepflanzt, geschweige denn Gärten angelegt, skrupellos die Klarheit der Quellen, die Reinheit der Bäche vernichtet. Es galt für kindisch und lächerlich, an Blumen und frischem Grün Gefallen zu finden, namentlich ernster Männer ganz unwürdig. Nur Kindern und Verliebten wurde diese Gefühlswelt mitleidig lächelnd zugestanden. Heimlich verachtete das Kind die langweiligen Erwachsenen, die um den runden Tisch in der dumpfen Stube saßen. Als die Hochzeitsreise aufkam, betrachtete man zerstreut während dieser Wochen irgend eine Natur, dann verschwand auch die Erinnerung an diese schnell vorübergezogenen Bilder,

und der Sinn für die Landschaft starb mit der Liebe im Herzen.
Die Gleichgültigkeit für schöne Natur hatte ihren tiefsten Stand erreicht, als Ruskin daran ging, zehn Jahre seines Lebens dem Preis eines verkannten Landschaftsmalers zu widmen. Dieser Maler hieß Turner. Ruskin lernte von ihm den religiösen Sinn der Naturschönheit und der Philosoph verstand, daß keine wahre Andacht erblühen kann, wo die Andacht vor schöner Natur vergessen wird oder unmöglich ist. Ruskin und seine Anhänger sprachen zuerst von dem sozialen Wert der Schönheit und von ihrer Notwendigkeit. Sie lehrten, daß nichts Nützliches bestehen kann, wo das Schöne als unnütz gescholten wird, und bemerkten, wie wenig dazu gehöre, die Erhabenheit der Natur zu demütigen. Und als erster wagte Ruskin gegen solche Erniedrigung zu protestieren.*) Bald mit schneidender Ironie, bald mit herrlichem Pathos kämpfte der Prophet. In einer Sprache, die alttestamentlich-poetisch wirkt, feiert er die Schönheit von Luft und Wolken, jener Naturschauspiele, die unbeachtet bleiben, weil sie alltäglich sind und Tausende von Zuschauern locken würden, wenn Sonnenuntergang oder Wolkengebirge ein seltenes, besonderes Vorkommnis wären. Ruskin hat unter anderem ein sehr merkwürdiges Büchlein geschrieben, das unsere Moralbegriffe mit den Naturgesetzen zu vereinen versucht. *Die Ethik des Staubes* sagt, daß nichts falscher

*) *It does not need much to humiliate a mountain. A single villa will often mar a whole landscape and destroy a dynasty of hills. (Ruskin.)*

sei als der Ausdruck: tot wie ein Stein. Die Steine, ja jedes Staubteilchen sprüht Leben. Innerhalb der Welt des Gesteins gibt es Tragödien und Epopöen, ewigen Sturm und Drang neuen Gestaltens. Da vollziehen sich geheime Verbindungen, Usurpationen und Thronbesteigungen. Sieger bleiben die charaktervollen, starken Gesteine, die fremdem auflösendem und zersetzendem Einfluß widerstreben. Denn es gibt auch in dieser Welt feindliche, giftige Mächte, deren Aufnahme Verderben bringt, weil sie zerfressen und schädigen. Ruskin beschreibt die Heldenlaufbahn des reinen Kristalls, der alles Unreine abweist und wunderbar eine Facette an die andere baut, bis seine klare Wesenheit vollendet ist. Ähnlichen Sinnes wie der Prophet der Schönheit dichtete Tennyson und legte in einfache Verse tiefen Sinn. *Mauerblümchen!* sagt er, *das so wenig Platz im Leben eingenommen hat und das ich nun zwischen zwei Fingern halte, wenn ich dich verstünde, Mauerblümchen, von deiner Wurzel an dein kleines Wesen begriffe, dein woher und warum, dann wüßte ich Bescheid um Gott und die Menschen.* Englische Dichter und Naturforscher huldigen noch heute tiefinnerlich der tröstlichen Überzeugung, die Thomson in seinem wunderbaren Naturhymnus *the Seasons* am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ausgesprochen: Die Natur allein hat niemals das Herz betrogen, das sich ihr anvertraute. Es ist ihre schöne Gabe, uns von einer Freude zur anderen zu führen in allen Jahren unseres Lebens, denn sie kann das Gemüt also formen und uns mit so hohen Gedanken erfüllen, daß kein

böser Hohn des Menschen, keine törichte Feindseligkeit des Alltags uns besiegt, noch die selige Zuversicht verdüstert, daß alle Dinge voller Segensfrüchte hängen.

Diese heilsame Wirkung echter Naturfreundschaft ist richtig beobachtet, denn es tritt zweifellos allzuoft zutage, daß ein Studium der Menschenwelt verbittert und vergrämt, das Studium der Insekten und Blumen und Himmelskörper aber vergnügt und ruhig macht. Goethe verdankte ein gut Teil seiner olympischen Ruhe dem Hange zur Naturgeschichte, zum liebevollen, geduldigen Beobachten. Ein Wort, das er als Greis niedergeschrieben, sollte überall zum Leitmotiv dienen, wo sich Menschen abquälen, den eigenen kleinlichen Standpunkt auf Welt und Naturanschauung zu übertragen. *Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu sichern; nur da, wo sie frei ist, wird er frei sein, da, wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden.*

Es wäre zu wünschen, daß Naturfreundschaft alle Gebildeten umfasse, nicht nur die Gelehrten von Beruf. Wir haben wohl in dieser Beziehung große Fortschritte gemacht, aber vielen, allzuvielen ist unsere grüne Umgebung noch ebenso fremd, wie die Behausungen entlegener Völker. Bei vielen Menschen scheint die Freude an der Natur darin zu bestehen, daß sie ihre werten Namen auf Gestein, Baumrinden und Bänke ritzen, Blumen mit den Wurzeln ausreißen und Papier in die Wälder streuen. Es ist ein schöner Gedanke,

dem ganzen Volk Anlagen zu schaffen und berühmte Gärten zu öffnen. Allein die Jugend aller Stände muß erst zur Ehrfurcht erzogen werden. Der Natur sollte man sich allein im Sonntagsstaat edler Gedanken und geschmückt zu froher Feier nahen. Ihr tiefes Glück können wir nur in reiner Mitfreude genießen mit andächtiger Scheu und mit erlesenstem Zartgefühl. Denn *was schön ist, selig scheint es in ihm selbst.**) Gleichgültigkeit für die Natur läßt uns verarmen, verständnisvolle Liebe zu ihr bereichert uns. Wie rührend ist die Geschichte des Gelehrten Huber, der trotz seiner Erblindung mit Hilfe eines treuen, klugen Dieners, der für ihn beobachten mußte, Schlüsse zog und dann diktierte. Er war der erste, der das Leben der Biene wissenschaftlich beschrieb.

Großartig, heldenmütig sind die Eroberungszüge gelehrter Ärzte und Erfinder gegen die Tücken und Feindseligkeiten der Naturungeheuer, und erhaben steht das Mitleid des kleinen Menschen in der Weltgeschichte im Vergleich zur Mitleidlosigkeit der Mächte, die um ihn walten. Der holde Wahn, daß alles zu unserem Besten eingerichtet sei, mußte weichen. Wir richten uns selbst auf der Erde ein, und jede, auch die kleinste Erkenntnis ist eine Errungenschaft, ein Sieg des Geistes über dunkle Mächte. Der menschliche Geist ist eine neue Potenz, eine neue Natur in der vorhandenen, die eine sanftere Götterordnung einzuführen trachtet.

Auf ein Eiland im Weltenraum verschlagen, wie Shake-

*) Mörike.

speares Prospero auf eine Zauberinsel, müssen wir an die eigene Größe glauben lernen, um die Insel von den Spuren der Wetterhexe Sycorax zu befreien, den boshaft grimmigen Erdgeist Caliban dienstbar zu machen und den zarten Ariel, der aus noch unerforschten Geisterreichen grüßt, zur Liebe zu zwingen.

KAPITEL XIV

DIE SCHÖNEN KÜNSTE

In seinem Aufsatz über Kunst und Revolution meint Richard Wagner, daß die Kunst, um sich *von immerhin respektablen Herrn, wie die geistige Kirche und geistreiche Fürsten es gewesen*, zu befreien, sich einer viel schlimmeren Herrin verkauft habe, der Industrie. Seine Zeitgenossen, die ästhetischen Propheten Englands, grübelten über dasselbe Problem und suchten die Kunst aus solcher Sklaverei zu erlösen. Sie stellten fest, daß ein Elend liebloser gezwungener Arbeit auch auf den Reichen seine Schatten werfe. Einer der modernsten sozialen Denker, Bernhard Shaw, setzt diesen Gedanken fort, indem er behauptet, daß sich auch der Reichste in einer ganz häßlichen Welt nichts schönes kaufen könne.*) Da nun das letzte Ziel der Geldanhäufung die Idee ist, alles recht schön zu haben, schöner als andere Leute, darf auch der trockenste Industrielle nicht, ohne sich selbst zu schaden, die Möglichkeiten der Kunst untergraben und die Erde ihrer Anmut berauben.

Diese Erkenntnis, die Jahrzehnte lang nur für die Ansicht von Schwärmern galt, leuchtet heute auch sogenannt praktischen Köpfen ganz gut ein. Es gibt sogar solche, die aus der neuerwachten ästhetischen Bewegung Modesache machen und davon leben wollen. Aber zumeist

*) *In an ugly and unhappy world the richest man can purchase only ugliness and unhappiness (Bernhard Shaw).*

begegnen wir herzlich begeisterten andachtsvollen Menschen, die oft mit rührender Aufopferung an allen Ecken und Enden diese heilige Sache der Kultur fördern durch Wort und Schrift, durch eigener Hände Arbeit, durch liebevolles Bewahren und Schützen vorhandener Schönheitswerte. Seit der Wiedergeburt im 16. Jahrhundert ist kein Schönheitsstreben so mächtig, so ernst, so durchgreifend wie das des jüngsten Erwachens und nur der Umstand, daß wir selbst noch in der Bewegung stehen, von der tiefgehenden Woge mitgeschoben werden, erschwert den Überblick.
Nicht mehr dem Protzentum als *Unterhaltung der Gelangweilten**) soll sich die Kunst verdingen. Sie gehört fortan wieder wie einst zu den Lebensbedingungen, zum täglichen Brot für alle. Mit religiösem Eifer kämpfte in Deutschland für die Versöhnung zwischen Kunst und sozialen Ideen Richard Wagner, insbesondere für Theater, Musik und Dichtung, als Ideal die Griechen im Herzen; in England, hauptsächlich mit dem Augenmerk auf Architektur, bildende Kunst und Kunsthandwerk Ruskin und Morris, als Ideal das mittelalterliche Kunstleben vor Augen. Diese Richtungen durchdrangen und durchkreuzten sich, bis sie sich allmählich befruchteten. Sie streiften ab, was an ihnen zu leidenschaftlich revolutionär gewesen und scheinen nun eine Aera durchgreifender ästhetischer Reform herbeizuführen. Auf die Anregungen dieser Vorkämpfer ist es überall zurückzuführen, daß die schönen Künste nicht mehr als überflüssige Spielerei der Reichen sondern als notwendiger

*) Richard Wagner.

Kulturfaktor in jeder Existenz angesehen werden. Auf verschiedenen Wegen aber doch einig in demselben Grundgedanken ringen die einzelnen modernen Kunstpropheten mit der Anschauung, daß die Kunst nicht mehr Luxus, eigenmächtiger Zeitvertreib sein darf und wollen sie als Notwendigkeit, als Religion der Zukunft hinstellen. In Deutschland entstand der Gedanke, das musikgetragene Drama solle diese Erlösung bringen. Große künstlerische Erlebnisse sollten den Alltag des arbeitenden Menschen verklären und ihn im Sinne Wagners zur Gemeinsamkeit, zu einem idealen Kommunismus erziehen. In England ging dagegen das Bestreben zuerst dahin, den Alltag selbst zu idealisieren, jedem arbeitenden Menschen wieder Muße, Freude und individuellen Schöpferstolz an seinem Schaffen zu schenken. Ruskin wirkte dafür in der Theorie, Morris in der Praxis, indem er selbst wieder alte Kunstfertigkeiten erneuerte und weiter entwickelte. Sein höchstes Ziel war, mit der Dutzendware und dem schlechten Material aufzuräumen. Obwohl auch diese Männer leidenschaftlich für die soziale Sache empfanden und nicht ohne Schwärmerei waren, blieben sie von dem gehässigen Fanatismus verschont, der in Deutschland so oft auf die Sache der Kunst verrohend wirkte. Sie blieben schlicht ohne Emphase. Freilich stand ihnen auch kein so großes schöpferisches Genie zu Gebot, wie es Deutschland in Richard Wagner besaß.

Ein gemeinsames Merkmal der mächtigen Bewegung liegt darin, daß die verschiedenen schönen Künste aus ihrer egoistisch abgeschlossenen Einsamkeit heraus-

gerissen werden, um wieder miteinander einen harmonischen Reigen zu bilden.*) Bisher scheute sich falsche Scham in naiv sinnlicher Freude dem natürlich ästhetischen Trieb zu folgen, der ganz von selbst die Künste verschwistert, und Hochmut der einzelnen Vertreter getrennter Schaffensgebiete war Schuld daran, daß sie auseinanderstrebten oder sich gegenseitig versklavten, wie die Mischgattung der trivialen Oper am eindringlichsten beweist. Die feingebildeten Engländer, die zuerst das Handwerk wieder emporhoben und seinem alten Adel zuführten, erlösten das moderne Kunstgewerbe aus dem wirren Chaos eingebildeter Geschmacklosigkeiten. Aber ihnen gebührt auch das Verdienst, auf Erhaltung aller anregenden wertvollen Dinge aus alter Zeit zuerst bedacht gewesen zu sein. Ihr Gedanke pflanzte sich fort und ist auf dem Weg, die gebildete Welt zu erobern. Einer seiner schlimmsten Feinde ist unvernünftige Restaurationswut, ein Wahn, der dem Wahn alternder Frauen gleicht, wenn sie zum Schminktopf greifen, die besondere Schönheit, die das Alter haben könnte, in Lächerlichkeit verkehrend.
Falsche Begriffe, auch wenn sie ihren Ursprung einem schönen Traum verdanken, richten zuweilen unabsehbares Unheil an und zwar merkwürdigerweise gerade auf einem

*) Wagner findet begeisterte Worte für dieses Streben und schöne Vergleiche wie in seiner Klage um die Scheidung von Wort und spontaner Musik: *Das winterliche Geäste der Sprache ledig des sommerlichen Schmucks des lebendigen Laubs der Töne, verkrüppelte zu den dürren Zeichen der Schrift, die sich nicht mehr dem Ohr, dem Auge allein mitteilen wollte.*

Gebiet, mit dem sie scheinbar nichts zu tun haben. Der Traum von Gleichheit hatte sich vom Reich der Politik auf das Reich der Kunst verpflanzt und auf diese Utopie ist letzten Grundes die große Verirrung und Verwirrung aller schönen Künste während manchen Jahrzehntes zurückzuführen. Aus demselben Geist heraus, der die Bäuerin dazu brachte, ihren stolzen, altangestammten Kopfputz mit einem abscheulichen Stadthut zu vertauschen, der die Bürgersfrau veranlaßte, ihre kleidsame praktische Tracht den Modelaunen der Weltdame zu opfern, entstand in Architektur und Raumkunst nichts als eitles Zwittergebilde. Was früher anerkanntes Recht der Reichen oder Vornehmen gewesen, wie Säulen, Pilaster, heraldische Ornamente innen und außen, wurde auf mißverstandene, klägliche und billige Art nun jedem Gebäude, jeder Wohnung zu teil. Oder man räumte alles fort, was schmückend auffiel und führte die Häuser dem Gleichheitsideal der unpersönlichen Mietkaserne entgegen. Wenn es nicht jeder Durchschnittsmensch gleich schön, das heißt, nach ordinärer Gesinnung gleich reich haben konnte, dann sollte niemand etwas Schönes, etwas Hervorragendes sein eigen nennen. Das ist der eigentliche tiefe Sinn der großen Häßlichkeitsepoche, deren Ausläufer noch da und dort auf das Widerlichste spuken.
Der eingetretene Umschwung ist deshalb mit solchem Jubel zu begrüßen, weil er auf eine Besserung, eine Veredelung des Sinnes hinweist. Die schlimmste Arbeit bereitet den Pionieren des Schönen das Aufräumen der vorhandenen Geschmacklosigkeiten. Ihre wesent-

liche Tätigkeit besteht im Fortlassen des Falschen. Vor allem aber müssen die falschen Begriffe beim rechten Namen genannt, ihrer Larve entkleidet und dadurch unschädlich gemacht werden. Wunderschön spricht Ruskin in seinem Werk: *Die sieben Leuchten der Architektur,* besonders von der Aufrichtigkeit, die zu jedem Werk gehört. Nicht allein in der Architektur ist diese Leuchte kostbar, sondern in allen schönen Künsten. *Es ist etwas Großes um den stillen Wahrheitssinn des Lebens.* So sehr wir bemänteln mit Schönreden- und Schönbauen-wollen, wo innere Armseligkeit, niedrige oder gar hämische Gesinnung oder lächerlicher Dünkel vorhanden sind, tritt da alles in den Künsten, die wir treiben, zutage. Der eigentliche Unterschied zwischen dem Künstler und dem Laien besteht darin, daß der Künstler allen Zusammenhang erkennt und anderen begreiflich macht, während der Laie alles zusammenhanglos, in anarchistischem Auseinander betrachtet bis er eines besseren belehrt wird.*)

Ich möchte der modernen Kunst gegenüber *die Leuchte der Aufrichtigkeit* betonen. Sie tut uns vor allem not. Ergreifend kann die armseligste Kapelle wirken, der schlicht gemeißelte Kreuzträger am Weg, höhnisch kalt und jedes Gefühl niederschmetternd eine reiche, moderne Kirche, ein Denkmal, das Millionen gekostet. Denn Heuchler, seien sie es bewußt in Rücksicht auf Staat,

*) Vergl. Taine, Philosophie de l'art: *Ce qui fait l'artiste, c'est l'habitude de dégager dans les objets le caractère essentiel et les traits saillants; les autres hommes ne voient que les portions, lui voit l'ensemble et l'esprit.*

Kirche usw. oder unbewußt aus Mangel an Selbstkenntnis, haben keine formbildenden Bedürfnisse, sie können nur mit hohlem Pathos deklamieren. Ein Lied, das von Herzen kommt, macht ein anderes Herz weich und weit. Aber ein kompliziert großes Musikwerk, eine Dichtung voll gesuchter Dinge, läßt, nüchternem Sinn entsprungen, nur das Gefühl geärgerter Langeweile zurück. Ich will hier nicht unbedingt für Schlichtheit eintreten. Manche neue Richtung versucht es ohne Nachsicht archaisch schlicht und einfach zu sein. In Paris ging einmal eine tolle Mode darauf zu, die *primitivste Primitivität*, das Stammeln der Wilden in den schönen Künsten auszudrücken. Es ist ja gar nicht so einfach als man glaubt, einfach zu sein. Nur höchste innere Vornehmheit gestattet es. Gewollte Gemessenheit wirkt leicht lächerlich oder als höchst anmaßende Langeweile. Manches Gemüt verlangt zarten, willkürlichen Schmuck, Buntheit, lässige Fantasie. Von oben herab, für jedermann und für alles nüchterne Einfachheit zu dekretieren, erscheint unangenehm tyrannisch. Viele Götter besaß der Olymp und es war nicht geboten einem allein zu opfern. So ist es auch mit dem Himmel der Künste bestellt. Wir dürfen zur süßen Kypris und zur strengen Athene die Hände erheben, für diese den Ölbaum, für jene lauschige Myrtenhaine pflanzen. O reiches Leben! Wer wagt es dir zu sagen im Namen irgend einer Richtung: Hier sind verbotene Wege! Das Moderne soll nie etwas anderes heißen als das Lebendige.
Fortwährend entwickelt, verzweigt, verästelt sich's in unablässigem Wachsen und Blühen. Im herrlichen

Garten der Welt, wie viel Möglichkeiten für alle Blumen, für alle Bäume, für alle Früchte — welch unabsehbare Aufgabe zum säen, pflanzen, pflegen, erhalten, heilen und vervollkommnen! Das unendliche Glück, das der Menschheit durch diese Abwechslung, diese Mannigfaltigkeit, dieses gigantische Feld für frohes Schöpfertum gegeben ist, wird nicht genug wach in unser aller Bewußtsein. Ganz bettelhaft armselig ist es, wenn irgend eine gewohnheitsmäßige Trägheit, ein eitles Vorurteil oder die komische Anmaßung einer Schule dieses reiche Leben schmälern will. Auch hier könnte es heißen: wer nicht umkehrt und wie ein Kind wird, kann nicht selig werden.
Seht nur das kindliche Gemüt! Wie froh erscheint das kindliche Spiel, wie froh erfinderisch, wenn es nicht grausam gestört wird. Diese Kindlichkeit entzückt ewig neu im Griechentum der Blütezeit. Mit richterlicher Majestät überschaut die Muse das Buch der Zeiten, die Versammlung der Völker. Überall findet ihr strenger Blick nur Roheit oder Künstelei, nur Dürftigkeit oder Ausschweifung in regem Wechsel. Nur bei einem Volk entsprachen die schönen Künste der hohen Würde ihrer Bestimmung. Uns scheint es, daß bei den Griechen allein die Kunst vom Zwange der Bedürfnisse und der ausschließlichen Herrschaft des Verstandes immer gleich frei waren, denn vom ersten Anfang hellenischer Kultur bis zum Ausklang der athenischen Philosophenschulen waren den Griechen schöne Spiele heilig. *Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen echter Griechenheit.*

*Allen Barbaren dagegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug.**) Ohne Sinn für die innere Zweckmäßigkeit eines zwecklos erscheinenden Spiels machte eine spätere Zeit die schönen Künste zu Sklavinnen der Sinnlichkeit oder des kühlberechnenden Verstandes. Dann wird die Kunst nur interessant durch neuen, reichen oder sonderbaren Inhalt und der Künstler verläßt sein natürliches Empfinden, um sich in den Dienst eines herrschenden nur allzuoft unedlen Verlangens zu stellen. Nichts ist trauriger, als wenn *die Öffentlichkeit zu einer gemeinsamen Äußerung des allgemeinen Egoismus herabsinkt*, nicht mehr das Bedürfnis nach dem Schönen, sondern nur den praktischen Nutzen kennt. Ein edler Patriotismus ist dann unmöglich. Edlen Patriotismus hat es ausschließlich gegeben, solange jeder Bürger an der Schönheit seiner Stadt lebendigen Anteil nahm und in der Idee stolz war auf sein eigenes Stückchen Schöpfertum. Politische Gleichgültigkeit wird herangezüchtet, wenn die Laune eines Hohen oder Reichen den Geschmack verletzt, oder wenn Alles sozusagen anonym geschieht, das heißt, nur durch den Namen einer Behörde gedeckt wird. Solche Dinge entstehen wie durch glücklichen oder unglücklichen Zufall, ohne daß wir die Notwendigkeit aufspüren und lebendigen Anteil nehmen.

Es ist ein komisches Mißverständnis, von einem erlaubten Egoismus der Künstler zu sprechen. Wahre Kunst ist vor allem selbstlos. Es ist ihre Notwendigkeit, daß sie schenken muß, daß sie gar nicht anders kann,

*) Friedr. Schlegel, *Die Griechen und Römer.*

noch will ihrem innersten Wesen nach. Gekränkt verkümmert sie, wenn Unverständnis und Hohn ihren Gaben begegnen.
Der Künstler will sein Bestes geben, aber auch unser Bestes hervorlocken. Mißlingt das Eine wie das Andere, dann entsteht jene Afterkunst, die freudlos und bleich ist, deren Lächeln grinst. Die Architektur wirkt nicht mehr wie Musik sondern wie Lärm und ihre schwesterlichen schönen Künste machen es der älteren nach, Jahrmarktgeschrei statt Tempelgesang tönt aus ihren Kehlen und der Genius der Menschheit ist entehrt. Fortschritt der Wissenschaft kann nicht dafür schadlos halten, ja die Wissenschaft selbst verliert an treibender Kraft, wenn die Künste in Lethargie geraten.
*Die Menschen sind der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft.**) Die Kunst ist auch älter als jedes Erkennen, in ihrem Schatten wuchs die Wissenschaft empor. Unerforscht bleibt noch dieses Gebiet, aber dem Dichter lehrt es die Empfindung gewiß: *die Dinge haben eine Seele.* Sie halten fest, was wir ihnen mitteilen, sie loben und tadeln uns beredt, nicht nur durch das, was sie unmittelbar dem Auge und dem Ohr zu sagen haben, sondern auch durch ein heimliches Etwas, das sich dem Gefühl, dem geheimnisvollen Unterbewußtsein bestimmend mitteilt. Nie wird ein Ding, das eitel, gleichgültig, faul gemacht ist, Behagen um sich verbreiten, mit Rührung oder Andacht geschaut werden, erhebend oder reinigend auf das Gemüt wirken.

---

*) Goethe.

Aber wenn jemand gute und schöne Dinge schafft, so wird er durch seine Schöpfung neugeschaffen.*)
Was freudlos geschieht, verbreitet niemals Freude. Darum möchte ich von den modernen Künsten eines vor allem verlangen: Mehr Freude! Ich meine nicht läppische Spielerei oder frivoles Vergnügen, sondern jene heilige Freude, die aus Schmerzen geboren wird, aus ernstestem Ringen. Wir sehen sie auf der gequälten Stirn des sterbenden Schiller, wir sehen sie in jeder wahren, aufrichtigen Kunst, die noch lebendig zu uns spricht. Was wir in uns selbst als Leben empfinden, wendet sich allem zu, was Leben hat, und zur Freude strebt selbstverständlich alles Leben, als sei es nur zu dieser erschaffen. Die Möglichkeit unschuldigen Genusses für möglichst viele wird, wenn auch unklar und unvollkommen, durchweg gewünscht und angestrebt. Wenn die Künste griesgrämig, versklavt erscheinen, woher sollen wir unsere Freudigkeit nehmen?
Wird der Mut zur Freude, zur ganz naiven Freude wiedergewonnen, so kann auch der ersehnte neue Stil entstehen, oder vielmehr neue Stile, denn die stärkere Differenzierung, das Unstete der neuzeitlichen Weltanschauungen läßt kaum mehr einen so überzeugten, durchgehenden Stil zur Entfaltung kommen, wie es der Kulturzustand früherer Jahrhunderte ermöglichte. Das Bestreben einzelner Künstler, ausgeklügelterweise mit Bewußtsein einen neuen Stil zu schaffen

*) Vergl. Ruskin: If man produce good and beautiful things, they will Re — create him.

mit einer gewissen Endgültigkeit, mit einem gewissen Fanatismus, erscheint mir höchst sonderbar, ob nun dieses Bestreben auf Dünkel beruht oder auch ganz redlich gemeint ist. Auf diese Art ist nie ein gültiger, empfundener, wahrhaftiger Stil entstanden. Diejenigen, die ihn fix und fertig, nach weisem Rezept wie einen Homunkulus in die Welt setzen wollen, sind im Grunde trotz ihrer Anmaßung schüchterne Naturen, die gerade durch ihre Verlegenheit hochmütig wirken. Für ihre Gebilde sehnen sie sich nach der Zustimmung anderer, da sie ohne freudige Sicherheit arbeiten. Besonders wenn man fühlt, daß man nicht ganz recht hat, sucht man seine Sache so darzustellen, daß die Leute ja und amen dazu sagen, damit man sich selbst beruhigt und sicher fühlen mag. Die fieberhafte Sucht, das eigene Können und Wollen, auch wenn wir im Grunde des Herzens empfinden, daß es schwächlich ist, vor uns selbst zu rechtfertigen, will dieses Können und Wollen zum Prinzip erheben. Wie wir selbstverständlich beim Spiel die Karten, auf die wir unsere Hoffnung setzen, zum Trumpf erklären, möchte gern jeder, der irgend eine Begabung in irgend einer Richtung hat, diese Richtung als Stil der Zukunft verkünden, oder wenn er nervös erschöpft an Erfindungsarmut leidet, soll gerade diese Armut das einzige Zeichen sein, in dem der Sieg winkt.
Ich habe einige geistvolle Leute, die sich lebhaft über die Kunst der Zukunft unterhielten, um eine Definiton des Begriffes Stil gebeten, wobei sich große Verschiedenheiten herausstellten, wie etwa bei der Definition von

Schönheit und Liebe. Ohne eine erschöpfende Erklärung zu wagen, möchte ich versuchen, den Begriff des Stils zu umreißen. Ich meine, Stil ist die Natur, die sich der Mensch schafft. Je fester und einheitlicher eine geistige Disziplin die Menschen umfaßt hält, je fragloser die politische und religiöse Überzeugung, desto fester, einheitlicher, unverkennbarer ist der Stil einer Zeit. Er entwächst, wie naturgeboten, den Verhältnissen. Wir werden nie mehr zur einheitlichen Stilfestigkeit der Gotik zurückkehren, ebensowenig wie zu ihrer Weltanschauung. Lauter oder leiser drückte die Gotik in allem die gleiche Gesinnung aus. Nur an jenen Orten, die durch großen Handelsverkehr differenzierte Anschauungen bekamen, machten sich Unterschiede bemerkbar, z. B. in Venedig, dessen gotische Bauten nicht allein durch die eigentümlichen Lebensbedingungen der Stadt, sondern auch durch die vom Orient beeinflußte Weltanschauung eine besondere Spielart darstellen.

Seltsam! Gerade als die Gleichheit prinzipiell verkündet war, schwand die Gleichförmigkeit der Überzeugung und ihr Ausdruck in den schönen Künsten. Die strenge Komposition in Malerei und Plastik, die Fuge in der Musik wichen dem Neuen. Jede Geschmacksregel, alles, was so lange selbstverständliches Gesetz war, verschwand. Ebenso verschwand die historisch langsam entwickelte, feste Stellung der schönen Künste im allgemeinen Bewußtsein. Ihre Berechtigung wurde einmal ganz geleugnet, ein anderesmal wurde von ihnen die einzige Erlösung gehofft.

Die Neuzeit hatte das Verdienst, allen schaffenden

Künstlern, selbst den bis dahin mißachteten Schauspielern, eine freie, stolze Stellung, neues Selbstbewußtsein zu geben. Diese Neuigkeit spiegelt sich in unzähligen Künstlerromanen. Solche Befreiung führte namentlich in der Musik zu selbständigen Taten, erzeugte aber auch Weltschmerz, ungesunde Grübelei, die Qual unsteten Hochmuts. Wahrer Stolz allein kann den Künstler vor diesen Schmerzen bewahren und ihm den tiefsten, den modernen Sinn seines Berufs erschließen. *Wo einst die Kunst schwieg, begann die Staatsweisheit und Philosophie, wo jetzt der Staatsweise und Philosoph zu Ende ist, da fängt wieder der Künstler an.**) Früher sprach er nur zu einem kleinen, eigenen, leicht zu beherrschenden Kreis, zu den Bewohnern derselben Stadt, desselben Ländchens oder Landes. Jetzt spricht er zur ganzen Erde! Von Ozean zu Ozean hallt sein Wort und seine Tat. Nichts kann auf dem kleinsten Fleckchen mehr geschehen, dessen Kunde nicht möglicherweise bis in den entferntesten Winkel dringt. Was heute meiner Feder entfließt, was sich meinem Herzen entringt, was ich baue, in Töne setze, meißle oder male, wer weiß, zu welchem fernen Bruder aus fernsten Welten es sprechen mag, da alles, was es gibt, durcheinander wogt und kreist, durch Druck und Reproduktion sich ergießt oder die Reisenden zu sich lockt. Die Macht ist unerhört, die Aufgabe gewaltig. Und wenn auch die schönen Künste nicht mehr im Sinne von einst einem Religionsgedanken vorbildlich dienen wie bei den Griechen — so dachte Wagner — und bei den

*) Richard Wagner.

mittelalterlichen Christen — so dachte Ruskin —, sie können und müssen nun in einem viel umfassenderen Sinn religiös wirken. Auch im scheinbar Geringfügigen, im scheinbar Nüchternen hat der Künstler allgemeiner Andacht zu dienen. Er muß glücklich, freudig schaffen, um sein Glück mitzuteilen. Darum darf sein gerechter Stolz nicht Überhebung werden, sondern er muß sich seiner Dienstbarkeit bewußt bleiben, wie die großen Bildner in Sprache, Farbe, Stein und Musik, die einst irgend einer Religion dienten. Leise beginnt dies alles dem Schaffenden bewußt zu werden. Seit unserem Jahrhundertanfang streben die schwesterlichen Künste, von ihren häßlichen Verkleidungen befreit, liebevoll zueinander.

Es wird lehrreich sein, wenn wir die Nachahmung der Antike zur Renaissancezeit und diejenige des Empirestils vergleichen, endlich mit diesen beiden die Kleinlichkeit neuzeitlicher Nachempfindung, die Griechentümelei Münchens unter Ludwig I. und die allerjüngste archaistische Richtung an verschiedenen Orten. Da wo heiße Leidenschaft, ursprüngliche Freude herrschten, zur Renaissancezeit, als Humanisten Vermögen und Gesundheit opferten, um eine antike Kamee, ein Manuskript, eine Vase oder Statue zu erlangen, sproß neues, reiches Leben. Auch als die Welt um die Wende des 18. Jahrhunderts ganz naiv an Römertugend glaubte, zart oder pathetisch schwärmte, als ein Winckelmann pilgerfromm im heidnischen Rom lebte, ein Goethe im Antikensaal betete, ein Napoleon den Julius Cäsar inbrünstig las, da konnte

eine edle Nachblüte klassischer Schönheit entstehen. In einer ernüchterten Welt ist es dazu viel zu frostig. Ohne Liebe kein neues Leben! Man wundert sich oft, daß gewisse Leute Kinder bekommen, aber was sind es für Kinder! So muß man sich wundern über die Anmaßung gewisser lieb- und freudloser Zeiten, Kunstwerke zeugen zu wollen. Wie jämmerlich sehen diese unnatürlichen Dinge aus. Nur ein in freier Freude empfangenes Kunstwerk wird schön sein.

Von der großen Kunst bis zur angewandten, bis zu den geringsten Gegenständen, läßt sich diese Erscheinung verfolgen. Die grenzenlose Geduld der alten Techniken, die uns mit Staunen erfüllt, erklärt sich nur durch Liebe und Freude. Kein noch so hoher Lohn, keine noch so gesicherte Wohlfahrt wird je einen Handwerker, Steinmetz oder Schnitzer dazu bringen, mit kühnem Zierat, mit amüsanten Einfällen Dinge zu beleben. Nicht einmal die Aussicht, ein Stilgründer zu werden, vermag die Phantasie erfreulich genug zu spornen. Die Stilgründer in manchen Techniken, Martin z. B., der den *Venis Martin* erfand, Boulle, der die Einlagen von Schildkrott und Metall einführte, hatten nichts vom Prophetentum. Sie machten Schule, ohne es darauf abzusehen.

In alten Zeiten gab es Kunst für alle, ohne daß mit Bewußtsein auf dieses Ziel hingearbeitet wurde. Die Schaugepränge der Kirche, des öffentlichen Lebens, die Buntheit der Tracht, die malerische Mannigfaltigkeit der Architektur konnten jedermann erfreuen und erquicken. Nach einer Periode der Gleichgültigkeit

beginnt man nun mit Bewußtsein nach einer Kunst für alle zu streben. Hier verwickelt sich aber der demokratische Geist in Widersprüche. Die Kunst soll nicht mehr Luxusgegenstand heißen, sie braucht keinerlei Zierat oder Schmuck, sie soll sachlich sein und aus der Sachlichkeit, aus der unbedingten Notwendigkeit heraus moderne Formen entwickeln. Diese Reaktion, die ganz witzig der hygienische Stil oder Calvinismus in den schönen Künsten genannt wurde, ist selbstverständlich nach dem gedankenlosen Verwenden mißverstandener Ornamente, nach der jahrelangen Sucht, schlechtes Material, durch schlechten Zierat verbrämt, an den Mann zu bringen. Die einen versprechen sich nach diesem gründlichen Kehraus eine neue Blüte, die andern fürchten, daß die pedantische Reaktion alle zukunftsfrohen Keime erstickt und die Nüchternheit tatsächlich zum Siege führt. Diese Furcht scheint nicht ganz belanglos, wenn man erwägt, daß ein einflußreicher moderner Bildner den Ausspruch tat: *Die Phantasie ist das Gefährlichste für die Kunst, sie muß mit Feuer und Schwert ausgerottet werden.* Ich denke dabei an Madáchs Dichtung *Die Tragödie des Menschen.* Dieses tiefe Werk entwirft am Ende ein Zukunftsbild, auf dem das Prinzip absoluter, nüchterner Nützlichkeit durchgreifend zum Sieg gekommen ist. Alles erscheint durchaus sachlich und praktisch geordnet. Phantasie, die gute Fee, hat auf immer den ihr entwachsenen Menschen verlassen und alles, was vorher den Schönheitsdurst stillte, gehört zum alten Plunder. Es ist mit Etiketten versehen in einem Museum gesammelt und wird den altklugen

Kindern gezeigt. Die Überflüssigkeiten des Lebens sind darin, auch die letzte Rose, denn für sie ist kein Platz mehr auf der Erde.
Diesem düsteren Bild halte ich aber die schöne Wirklichkeit entgegen, in der Blumen mehr Platz einnehmen denn je, mehr Fortschritt machen denn je. Die schöne Wirklichkeit, in der tausende von Menschen, die früher mit Gassenhauern vorlieb nahmen, ernstester Musik mit begeisterter Andacht lauschen oder gehaltvolle Bücher lesen. Freilich ist Jungfer Schönheit eine stolze Jungfrau. Sie in Liebe zu zwingen verlangt schöpferischen Mannesmut, jubelnde Kraft. Den Pedanten mit der Brille lacht sie weidlich aus und er rächt sich dann, so gut er vermag. Aber der frischen Jugend soll es doch gelingen.

KAPITEL XV

DIE GEDRUCKTE WELT

Im Jahre 1344 schrieb der englische Bischof Bury in seinem Philobiblion: *Bücher sind Lehrer, die uns ohne Rute und Lineal unterrichten, ohne Zorn und schlimme Worte. Sie schlafen nie, wenn du sie befragst, sie verbergen dir nichts, sie lachen dich nicht aus.*

Unsere gesamte Vergangenheit, alles Wissen und Hoffen der Gegenwart liegt in Büchern. Wenn sich ein freier, fröhlicher Sinn auch noch so sehr dagegen stemmt und das ungeheuere Gewicht des gedruckt oder geschrieben Aufbewahrten aus unserem Alltag herausdrängen möchte, es steht fest: Das Buch ist der große Vermittler zwischen unserer Arbeit und fremder Arbeit, aber leider auch zwischen unserem Leben und der Natur wie der Kunst. Durch die Kultur haben wir einstweilen den unmittelbaren Verkehr mit den Dingen um uns verlernt und holen Weisheit, Begeisterung, Kunstverständnis aus der papiernen Welt, die überwältigend groß das ganze Gebiet der Schöpfung in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Wir müssen klug mit dieser Tatsache rechnen und statt vergebens gegen den Wall des Gedruckten anzukämpfen, das Buch zum Freunde machen. Dann wirkt es fruchtbar und läßt seinen toten Inhalt lebendig werden.

Es ist sehr leicht gesagt, daß man die besten aus den verschiedenen Sprachgebieten und Zeitaltern auswählen

soll, um gerade mit ihnen Freundschaft zu pflegen. Aber jeder Gebildete verfährt hier individuell und nennt andere Bücher seine Lieblinge. Es hat Gelehrte und sogenannte Geschmackskundige gegeben, die aus dem Schatz ihres Wissens ungefähr hundert Werke bestimmten, die jedermann gelesen haben sollte. Wer sich dann einbildet, solch offizielle Liste pflichtschuldigst durcharbeiten zu müssen und die also ausgezeichneten Klassiker emphatisch seine Freunde nennt, gleicht nur jenem, der sich brüstet, irgend einen offiziellen Empfang mitgemacht und dort einigen beliebigen Exzellenzen die Hand geschüttelt zu haben. Diese Exzellenzen sind ebensowenig seine Freunde wie die pflichtschuldigst gelesenen Bücher. Man soll niemand verachten, der zum Beispiel Goethes Romane langweilig findet oder Schillers Balladen zu pathetisch oder Kant unverständlich oder die Romantiker zu phantastisch, denn auch das klassische Buch muß, um zu wirken, verwandte Saiten im Leser anschlagen. Demgegenüber, was uns innerlich fremd ist, verhalten wir uns durchaus ablehnend. Aber in jedem Menschen schlummert ein ästhetisches Bedürfnis und jeder Gebildete sucht in der Literatur nach Werken, die diesem Bedürfnis entgegenkommen. Leute, deren Schönheitssehnsucht unklar, verworren oder ermüdet ist und daher zu dem Verlangen nach Unterhaltung oft sogar nach Betäubung herabsinkt, ergreifen mit Begierde den spannenden Roman und ergötzen sich nur am Stoff, auf jeden literarischen oder künstlerischen Genuß verzichtend. Wer kann sie verdammen? Wer hat das Recht, hochmütig auf sie

herabzusehen, weil sie nach leichter Unterhaltung haschen? Nur Pseudoschriftsteller, die also Minderwertiges schreiben oder übersetzen, Verleger und Zeitungen, die es dem Publikum bringen, sind wahre Schädlinge.

Was wir an Anregung, an fruchtbringendem Genuß, an werktätigem Lebensinhalt aus den Überlieferungen unserer Heimat schöpfen, von unseren Reisen mitbringen, der Betrachtung edler Kunstwerke entnehmen, wird aufgewogen und vernichtet, wenn wir an schlechter Lektüre kranken und nicht zu jenen Büchern gelangen, deren innere Art sie bestimmt, gerade auf uns günstig einzuwirken. Aber wer greift das Richtige aus der Fülle der Erscheinungen, wer tastet nicht unsicher unter den Büchern, wie er unsicher unter den Menschen tastet, ehe er seine Freunde wählt? Die Sympathie, die unerforscht, oft unbegreiflich Gleichgesinnte zueinander führt und bei der ersten Begegnung innige Beziehungen vorbereitet, fehlt, wenn wir ratlos die Kataloge der Bibliotheken durchfliegen, unentschlossen im Buchladen die aufdringlich plakatierten und die eindringlich vornehmen Bände betrachten. Da hilft es nichts, gegen die Überproduktion zu zetern oder sich über geschmacklose Reklame aufzuregen oder sich in schönen Redensarten über die Wahllosigkeit des Publikums zu ergehen. Den einzig richtigen Weg haben in dieser Beziehung die großen Zeitungen angetreten, indem sie zwanglos auf Schönheitswerte aufmerksam machen und ohne das unangenehm pedantische Gehaben des Erziehers dem Bildungsfrohen als Ratgeber zur Seite stehen.

Dieser Einfluß der Presse als Kulturfaktor ist unermeßlich. Die Tatsache ist wohl den meisten dunkel bewußt, aber viele haben sich noch nicht klar gemacht, wie reich und großartig die bedeutenden Zeitungen aller Parteien als Träger ihrer Kulturaufgabe wirken. Sie lehren Ordnung und Übersicht, sie zeigen, wie sich ein vielgestaltiges Material fügt und sichtet, in den Telegrammen lernt der Leser sich möglichst kurz und dabei klar zu fassen und eine ernste Kritik beginnt seit jüngster Zeit bildend zu wirken. Ich habe unsere Presse seit mehr als einem Jahrzehnt genau verfolgt und beobachtet, daß sie von Jahr zu Jahr reichhaltiger, besser geschrieben und literarisch wertvoller wurde. Der Unterschied von einst und jetzt tritt so deutlich in Erscheinung, daß man nicht für einen allzu wohlwollenden Idealisten gelten wird, wenn man der vornehmen Presse verschiedenster Richtungen außer dem politischen Einfluß den Kulturwert zugesteht. Ihre heiligste Aufgabe ist es heute, mit allen Mitteln den Kampf gegen das Philistertum zu führen und jenen sich wichtig dünkenden Spießbürger mit Spott und Schärfe anzugreifen, den die politischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts als Schlacke zurückließen. Aber die Zeitung hegt noch einen Teil in ihren Spalten, der meist von geringwertigen Mitarbeitern und Lokalreportern zusammengestellt *dem Sensationsbedürfnis des Publikums* entgegenkommt, wie der entschuldigende Ausdruck lautet. Die ausländische Presse ist darin noch schlimmer bestellt als die eigene. Gerichtsverhandlungen, die nur zu Verbrechen anregen, grundlegende

Moralbegriffe verwirren und der Phantasie ungesunde Nahrung geben, sowie schauderhaft erzählte Unglücksfälle ersetzen auf das grausamste die Wunderberichte von Mißgeburten oder Kometen, aus deren Kenntnisnahme der Zeitungsleser früherer Jahrhunderte wohltuendes Entsetzen sog. Die gemeinste, weil behaglichste Befriedigung der Grausamkeit, die den Entwicklungsgang des Menschen seit seiner Entstehung verfolgt und ihm wohl immer anhaften wird, liegt in der Lektüre solch schlecht geschriebener Schauermären. Die Schadenfreude findet reichliche Nahrung und was wohlmeinende Aufklärung oder ästhetisch empfundener Ratschlag auf der einen Seite wirkt, zerstört boshafter Klatsch, leichtfertige Verleumdung und lüsternes Haschen nach Sensation.

Als er einst die Vertreter der Presse empfing, sagte der deutsche Reichskanzler:*) *Wie das Schallrohr der Presse die Töne weiterträgt, so haften sie im Gedächtnis der Menschen, so wirken sie auf die Menschen. Groß, sehr groß ist in unseren Tagen die Macht der Presse. Sie kann Gerüchte verbreiten, Vorstellungen erwecken, Ansichten hervorrufen, Überzeugungen begründen, die für lange Zeit hinaus durch nichts mehr zu erschüttern sind. Die Wenigsten machen sich klar, daß das ein Novum ist in der Weltgeschichte, in der Kulturgeschichte der Menschheit. Wenn in früheren Jahrhunderten ein Libell diese oder jene Malice brachte, so fand sie 500 oder 5000 Leser; der Angegriffene ver-*

*) Fürst Bülow am 22. September 1908 bei der Eröffnungssitzung des internationalen Pressekongresses.

faßte seine Gegenschrift, die ebenso viele Leser fand und die Sache war ausgestanden. So war es noch in der Zeit der holländischen Pamphlete, über die sich Ludwig XIV. ärgerte und der Gazetten, die Friedrich der Große nicht genieren wollte. Wenn aber heute ein Blatt einem Manne der Öffentlichkeit etwas anhängt, so läuft das weiter wie der elektrische Funke längs des Telegraphendrahtes, und ehe der Betroffene die Zeit findet, die Sache gründlich richtig zu stellen, hat sich die Vorstellung in den Köpfen von Hunderttausenden, ja Millionen festgesetzt, ist sie oft unausrottbar geworden.

Man hat oft gesagt, die Zeitung verdränge das Buch und der gewaltige Lesestoff, den sie täglich unter die Masse werfe, töte die Freude an vornehm ausgestatteten Bänden, die den Geist erquicken und dem Auge wohltun. Dem ist nicht so. Leute, deren geistige Bedürfnisse die Zeitung allein befriedigt, haben in vergangener Zeit entweder überhaupt nicht gelesen oder sich mit den Andachtsbüchern ihrer Religion begnügt. Die anderen aber, die mit liebevollen Händen einen geschmackvollen Band ergreifen, mit scheuer Ehrfurcht klangvolle Verse lesen oder sich mit Genuß in die Gedankenwelt Gleichgesinnter versenken, finden in der Gegenwart besser und leichter denn je Gelegenheit, ihre geistigen Freunde in würdigem Gewande zu erwerben. Vorbereitet durch die Zeitung hat der ästhetische Gedanke am frühesten in der Welt der Bücher gewirkt, vielleicht sogar auf Kosten des Inhalts der schönen Form allzu starken Einfluß gewährt. Doch das sind Kinderkrankheiten, die jede gesunde Bewegung

durchmachen muß und überwindet. Wir alle erinnern uns der schrecklichen, goldgepreßten Prachtbände, die auf dem runden Tisch der guten Stube lagen. Jetzt leiden wir zwar noch immer unter billig gebundenen oder unsolid gehefteten Büchern, die nicht aufbleiben, wenn man sie öffnet und sperren, wenn man sie schließt, aber die glänzend armselige Fabrikware des 19. Jahrhunderts ist erledigt. Alte Ausgaben, die den Stempel der Handarbeit an sich tragen und moderne Bücher, die in allen Einzelheiten die Sehnsucht der Gegenwart nach Stil beweisen, haben bestimmten, oft bedeutenden Wert nur wegen der Schönheit ihres Gewandes. Aber solche Werke sind Seltenheiten und verschwinden noch unter der Masse des Büchermarktes.
Einst bildeten wenige Bände den Stolz des Hauses und schmückten das Zimmer mit edler Gediegenheit. Ihr Inhalt entsprach der Weltanschauung des Besitzers, ihr Einband stimmte sich angemessen in Wohnung und Regal. Die Bibliothek verschmolz mit dem Hause zur Einheit. Wie dieses stand das Buch auf der Kulturhöhe der Zeit, aber es trug das gemeinsame Merkmal aller auserlesenen Dinge vergangener Generationen, es war beschränkt auf eine kleine Anzahl Gebildeter. Ohne Popularitätshascherei konnte der Autor zu denen sprechen, die ihn verstanden. Durch Maschinenarbeit und billiges Papier ist auch das Buch ein Massenartikel geworden wie alle anderen Dinge eines halbentwickelten Komforts und überschwemmte Jahre hindurch häßlich, wahllos und seicht die bildungshungrige Menge. Es glich in seiner Vernachlässigung der Rede und Schrift

des täglichen Lebens. Abschreckend rohe Illustrationen und schreiend bunte Titelbilder, von ungesund gemeiner Reklame erzeugt, sollten Sensation machen wie die übertriebenen Neuigkeiten schlechter Tagesblätter. Wir sehen sie noch heute neben den ästhetisch befriedigenden Bänden in den Auslagen der Buchhandlungen und auf den Tischen des Bildungsproletariats. Als schlimmster Auswuchs hochentwickelter Kultur begleitet die jammervolle Ware des käuflichen Literatentums den Fortschritt auf geistigem Gebiet und überwuchert das Wertvolle, sobald die ästhetische Bewegung zurückebbt.
Ernüchternd für Autoren und liebevolle Leser wirkt auch die Sitte, Leihbibliotheken zu benutzen, die selbst in vermögenden und für reinlich gelten wollenden Kreisen verbreitet ist. Sie schlägt dem Sinn für Schönheit ins Gesicht und spottet jeder Hygiene. Der roheste Gedanke sozialistischer Weltanschauung liegt in dieser Gemeinschaft beschmutzten geistigen Eigentums. Ich will hier an ein Wort erinnern, das Felix Dahn in bezug auf eigene Bücher sagte: *Es schickt sich nicht 1. seiner Tochter eine Aussteuer von zehn- bis hunderttausend Mark anzuschaffen und dabei den Bücherschrank zu vergessen; 2. Kommerzienrat oder anderer Rat zu sein und einen vollen Weinkeller aber einen leeren Bücherschrank zu haben; 3. nach Patschuli oder anderen eaux de mille fleurs zu duften und schmierige Leihbibliotheksbände zu lesen; 4. gute Bücher, in deren Genuß man sich setzen will, zu leihen, wenn man die Mittel zur Anschaffung besitzt.* Der Vorteil läßt sich freilich nicht leugnen, der darin liegt, jedem für billiges

Geld wechselnde Lektüre zu verschaffen, aber in der Praxis stellt sich die Sache anders, als es die Theorie verspricht. Mittelmäßige Erzeugnisse der eigenen Literatur und schlechte Übersetzungen von Moderomanen verbreitet die Leihbibliothek in weite Schichten. Die guten, stillen Bücher fliehen diesen Massentausch, wie der feine, stille Kulturmensch die laute Volksversammlung flieht. Es liegt im Gebiet jeder praktischen Schönheitslehre, Büchereien für das Volk zu schaffen, zu ordnen und zu bereichern. Wer sich damit beschäftigt hat, wird überall erkannt haben, daß das wirkliche Volk mit Begeisterung nach dem Schönen greift und, freundlich angeleitet, einen sehr sicheren Geschmack verrät. Auch hält es die Bücher in Ehren und befleckt sie nicht wie das romanverschlingende Publikum. Das Volk nähert sich dem ästhetisch gesinnten modernen Menschen. Es hat Ehrfurcht vor der geistigen Arbeit, die in Büchern niedergelegt ist und kehrt damit zu der Gesinnung zurück, die man in der antiken Welt Dichtern und Gelehrten gegenüber empfand.

Einst adelte das Buch. In Griechenland lautete ein viel verbreitetes Wort: *Wer nicht lesen kann, ist der Esel, wer lesen kann, der Eseltreiber.* Heute lesen fast alle Bewohner des zivilisierten Europa. Auf dem einen Flügel des Publikums buchstabiert der Ungebildete mühsam sein Parteiblatt, auf dem anderen überfliegt der Besucher des Cafés in Eile alle großen Zeitungen oder die Dame durchblättert hastig das neueste Buch. Solche Menschen sind weit entfernt von der Andacht des tiefen Versunkenseins, das antike Kunst auf dem

Antlitz und in der Gestalt des Lesers zur Darstellung brachte. Durch die Rolle, die beide Hände festhielten, war jede Nebenbeschäftigung ausgeschlossen. Würden die Bücher noch immer in solchen Rollen verfertigt, wäre Rauchen, Essen, Trinken, ja selbst behaglich reckelndes Ausstrecken unmöglich. Römer und Griechen waren durch das Buch im wahren Wortsinn gefesselt, sie konnten sich auch weder mit den kommenden Kapitelüberschriften beschäftigen, noch ihre Nerven durch frühes Erkennen des Schlusses beruhigen. Der Inhalt entwickelte sich unerbittlich nach und nach, wie es der Autor bestimmte; er glich dem Leben, das vom Schicksal unabänderlich entrollt wird, wie die Dichter sich ausdrückten. Gelassen, eines Philosophen würdig, genoß man die Schrift. Selten wurden am Tag mehr als tausend Zeilen — das ist eine Rolle — gelesen. Dies entsprach nach unserem Begriff ungefähr dreißig Druckseiten. So war man an die Einteilung der Verfasser gebunden, denn jedes Kapitel bildete eine Rolle, jede Rolle schloß sich zum Buch. Die zwölf Bücher der Aeneis, zum Beispiel, sollte man an zwölf Tagen lesen und den Inhalt wirklich erleben, tief und gründlich auf das Gemüt einwirken lassen. Wir hören solche Kunde aus grauer Vorzeit mit sehnsüchtigem Erstaunen. Da aber den Arbeitsmenschen der modernen Welt noch immer der Genuß wahrhaft schöner Muße flieht und nur wenig Auserwählten zuteil wird, richtet sich das Augenmerk aller Freunde stiller Lebensfreude darauf, Verständnis und Verbreitung guter Bücher anzubahnen.

Der beste Bundesgenosse dieser Schönheitsfreunde ist die Sehnsucht nach Muße und edler Beschäftigung des Geistes, die mit Bangen unsere ganze Kulturwelt erfüllt und in das moderne Leben eine Art feierlicher Abendstimmung bringt. Wir sind einsam geworden, trotz der Großstädte, der überfüllten Badeorte und Hôtels, vielleicht einsamer, als es die Menschen jemals gewesen. Das bringt die Abspannung der Nerven mit sich, denn jeder Beruf ist aufreibend und verbraucht, solange diese Überhastung währt, auch jene Kräfte, die wir für den angenehmen geselligen Verkehr aufsparen sollten. Aus dem Zwang der Einseitigkeit, dem der Berufsmensch allzuleicht erliegt, befreit zunächst der Verkehr mit fesselnden Büchern, die wir nehmen können, sobald wir Sehnsucht nach Verkehr empfinden und aus der Hand legen, sobald wir ermüdet sind. Das Buch führt den Einsamen, durch Kampf um Gewinn Abgehetzten in die frohe Gemeinschaft der Genossen zurück und bereitet den Sieg der Freude vor, indem es zwanglos die Schätze eines schönen Lebens enthüllt. Die geheimen Beziehungen, die sich anspinnen zwischen Leser und Autor, sind die ersten Anfänge jener feinen Kultur, die das Leben über die Arbeit stellt und ein gesundes Ziel jeden Tages im heiteren Genuß der Mußestunde erblickt. Ich habe aus vielen Zuschriften, die mir aus Leserkreisen geworden sind, den Wert der Beziehungen erkannt zwischen denen, die Bücher schreiben und jenen, die sie lesen. Gedanken sind wie die leichtbeschwingten Samenstäubchen der Blumen, sie suchen günstigen Boden um niederzufallen und

können sich nur zur Pflanze entwickeln, wenn sie günstige Lebensbedingungen finden. Deshalb ist es für jede Kulturentwickelung unbedingt erforderlich, daß Autor und Publikum sich zu einem geistigen Verkehr einen, der des Vertrauens und der Liebe nicht entbehrt.

In der Vorrede eines rheinischen Taschenbuchs aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts spricht der Herausgeber die tröstliche Hoffnung aus: *Wenn es mir auch in der Zeitlichkeit nicht vergönnt sein wird, meine viellieben Leser persönlich kennen zu lernen, so hoffe ich doch in einem besseren Jenseits auf diese Freude.* Solche innige Gefühle des empfindsamen Schriftstellers dem lieben Leser gegenüber, solche gemütvolle Hoffnungen — wenn sie ja noch vorhanden wären — finden allerdings nicht mehr ähnlichen, naivrührenden Ausdruck. Ja, nicht selten begegnen wir heute einem gewissen spöttisch überlegenen Ton den Lesern gegenüber oder einem hoffnungsarmen Wort, oder auch einem resignierten Seufzer.

So setzt Nietzsche voraus, daß er nur für wenige schreibe und der geistreiche italienische Essayist Negri spricht im Vorwort seines Buches satirisch von den *pochi ma valenti lettori* (von den wenigen, aber tüchtigen Lesern). Der Grad des Zutrauens und der Bitterkeit zwischen Autor und Publikum sind charakteristisch für die Psychologie der Zeit.

Das Verhältnis des Dichters zu seinem Leser ist oft genug pathetisch. Der Wunsch, zu gefallen, ist der Sehnsucht, geliebt zu werden, so nahe verwandt, daß die Qual, mißverstanden zu sein, der Qual verschmähter

Liebe gleicht, uns ebenso ungerecht und verbittert macht, ja bis zum Tode betrüben kann. Der liebe Leser ist kein geduldiger Freund, der bereit ist, Vertraulichkeiten anzuhören und mit liebenswürdigen Phrasen zu beantworten, mit einem *Ach, wie schrecklich!* oder *Wie recht hast du gehabt!* Er gleicht vielmehr einem grausamen Märchenprinzen, dem die höchsten Opfer gebracht werden müssen; meistens gefällt ihm aber trotz aller Bemühungen nur Hans im Glück. Die Unzuverlässigkeit des lieben Lesers hat etwas Tragisches, wie alle Beweise einer ungeheuren Einsamkeit der menschlichen Seele. Diese Einsamkeit wird so recht offenbar, wenn wir etwa verschiedenen Menschen, die uns urteilsfähig dünken, ein Buch geben. Ihr Tadel und ihr Lob wird meist das Gegenteil dessen sein, was wir gerade erwarteten, und als erschreckendes Labyrinth zeigen sich oft plötzlich die Gedankenwindungen eines Wesens, in dessen Innerstes wir zu blicken wähnten, wie in einen wohlvertrauten Garten.
Beim Schreiben wie beim Sprechen ist es der größte Irrtum zu glauben, daß wir schon deshalb warmen Anteil verdienen, weil wir unser Schicksal enthüllen. Aussprache mag innerliche Befreiung bewirken, aber um warmen Anteil zu finden, muß das eigene Schicksal Berührungspunkte mit dem Leser haben, es muß ein persönliches Interesse, einen Wiederklang seiner Empfindung erwecken. Oder unsere Vertraulichkeit ihm gegenüber muß etwas so Treuherziges und Sympathisches enthalten, daß er sich geschmeichelt fühlt und stolz wird über die Teilnahme, die er uns entgegenbringen

kann. Wir empfinden einen Schauer des Mitleids, wenn wir der materiellen Not manchen Schriftstellers gedenken. Etwa, wenn wir erfahren, daß ein Dostojewski aus lauter Elend seine Beinkleider versetzte und eines seiner bedeutendsten Werke, da er keine Kleider mehr besaß, im Bett verfaßte. Oder, daß die tüchtige Romanschriftstellerin Henry Gréville ihr Töchterchen sterben sah, weil das zur Pflege erforderliche Geld — Honorar für eine längst abgelieferte Arbeit — nicht rechtzeitig eintraf. Kaum war das Töchterchen tot, hatte sie Erfolg und wurde vermögend. Die gebrochene Frau verwendete das zu spät gewonnene Geld für ein Heim kranker Kinder.

Im ganzen und großen hat sich allerdings der Leserkreis unendlich erweitert, der Konsum an Lesestoff bedeutend gesteigert und die Lebensbedingungen der Schriftsteller sind günstiger, als sie jemals waren. Namentlich wenn man bedenkt, daß noch vor dreißig Jahren angesehene Zeitschriften sich nicht scheuten, an Stelle des Honorars eine Kollektion von Prachtwerken — das heißt alten Ladenhütern zu senden. Das Zeitalter ist nicht ganz so nüchtern, wie man glaubt und liebenswürdige Anerkennungsschreiben aus dem Kreise der Leser sind durchaus nicht selten. Sie wären noch häufiger, wenn man sich mehr Rechenschaft gäbe, welche Erquickung auf mühsam staubigem Wege solch ein freundlicher Spruch, solch ein verständnisvolles Lächeln bedeutet. Denn auch ein Dichter, der nicht geradezu in materieller Not ist, bedarf der Anerkennung; wieviel Sehnsucht be-

reitet ihm Gleichgültigkeit und Feindseligkeit, wie hart ist es, das Selbstvertrauen zu verlieren, die zarte Begeisterung gesteinigt zu sehen! Jedes Dichten ist ein Flügelschlag der Sehnsucht, um aus dem Gefängnis der eigenen Einsamkeit zu entkommen. Nur das reinste Liebesglück ist dem seligen Rausch vergleichbar, der den Dichter ergreift, wenn Liebe und Verständnis dem Werk seines Lebens begegnen, wenn jener Traum von ihm geträumt wird, der da heißt: — nicht allein!

Einem gefeierten Schriftsteller wird es ebenso schwer wie einer schönen Frau, alt zu werden. Mit frischem Herzen ohne Mißgunst gegen die Jugend, ohne dem Nachwuchs Licht und Luft rauben zu wollen, als Patriarch im Dichterwald zu stehen, ist ehrwürdig und schön. Doch geht es nie ohne schwer zu vernarbende Wunden ab, wenn des Lesers Liebe plötzlich mit neuen Namen, jungen Sternen geteilt werden soll. Denn — vergessen wir es nicht — es handelt sich um den lieben, um den geliebten Leser, und diese Zärtlichkeit leidet, wie jede andere Zärtlichkeit, an brennender Eifersucht. Wie eine schöne Frau, um ja noch einmal dem Geliebten zu gefallen, sich zuweilen erniedrigt und tränenvoll vor dem Spiegel Mittel und Mittelchen versucht, das Unaufhaltsame aufzuhalten und dem Unaussprechlichen zuzurufen: Halte still! so versucht mancher, der mit Verzweiflung fühlt, daß er in den Augen des Publikums veraltet, künstlich nachzuhelfen und buhlt mit kleinen Mätzchen um neue Gunst. Nichts ist wehmütiger als diese mit bebender Hand auf-

gelegte Schminke, als der sehnsüchtige Bettel um etwas Liebe.
Große Denker täuschen sich stets darüber, wie langer Zeit es bedarf, um neue Gedanken, verjüngte Lebensanschauungen, klare Schlußfolgerungen dem Publikum annehmbar zu machen. An selbständiges Denken gewöhnt, können sie nur selten die Unselbständigkeit ihrer Leser begreifen. Um diesen gegenüber nicht ungerecht zu sein, muß man sich Rechenschaft geben, daß Denken ein besonderes Amt ist, ich möchte sagen eine besondere Kunstfertigkeit, ein eigener Beruf und daß nur sehr gesunde, starke Intelligenzen diesen Beruf erfolgreich als Nebenberuf betreiben können. Streng und folgerichtig denken heißt fortwährend Irrtümer überwinden, gegen Vorstellungsgewohnheiten kämpfen, Vertrautes opfern, um sich mit Unvertrautem zu befreunden. Nach des Tages Last und Mühen kann man von niemand verlangen, daß er solch aufreibendem Kampf gewachsen sei. Denken ist mühsam, daher wollen sehr viele nur lesen, um nicht zu denken. Jeder große menschliche Fortschritt bringt zunächst auch auf irgend einer Seite einen Rückschritt mit sich. Mit der Ausbreitung der Lesekunst wurde viel ansprechend Originelles im Sinnen einfacher Menschen vernichtet, der Quell der Volkspoesie vielfach zugeschüttet. Das Lesen kleiner, schlechtgeschriebener Zeitungen ersetzt nicht das Lesen im Buch der Natur; eine gewisse naive Bildkraft des Geistes geht durch das Lesen verloren. Ein gebildetes Schulkind hätte nicht geantwortet wie jene russische Bäuerin, die in schöner Sternennacht gefragt wurde:

Was denkst du über die glänzenden Lichter dort oben am Himmel?
Ich denke, sagte sie, der Mantel der Nacht ist durchlöchert, weil sie ihn schon so lange trägt, weil sie uralt ist wie die Welt. Und durch die vielen Löcher verrät sich der große Glanz im himmlischen Festsaal bei den Heiligen, wo es ewig hell und ewig warm ist!
Ehe die Lesekunst zu neuer Freiheit verhilft, müssen alte Freiheiten des dichtenden Geistes verloren gehen.
Dem Volk wie dem Kind darf nur das Echte, das Beste geboten werden. Mit Freuden müssen wir es begrüßen, was in diesem Sinn wirken kann, besonders die fortschreitende Billigkeit der Klassiker, die gefällige, handliche Form der Bücher und für Leute mit schwachen Augen ein großer Druck mit einfachen, schnörkellosen Lettern. Dieser Wunsch sollte besonders bei allen Schul- und Kinderbüchern berücksichtigt werden.
Die Verbreitung der Lesekunst und die Billigkeit der Bücher hat leider die Freude am Lesen sehr geschwächt. Der naive Enthusiasmus, mit dem einst manches Buch auch von Erwachsenen verschlungen wurde, ist heute kaum noch in der Kinderwelt zu finden. Wie fern ist die Zeit, da in einem englischen Dorf ein guter Mann, der einzig wirklich lesekundige des Orts, seinen Nachbarn am Feierabend Richardsons Roman *Pamela* vorlas und seine Zuhörerschaft begeisterte! Als endlich Held und Heldin *sich bekamen*, brachen die guten Leute nicht nur in lauten Beifall aus, sondern einige eilten in die nahe Kirche, um aus Freude über dieses langersehnte Ereignis die Glocken zu läuten.

Es gibt keinen dankbareren lieben Leser als das Kind und glücklich der, dem es gegeben ist, in so viel hellen Augen den Zauber der Begeisterung zu entzünden, auf so viel runden Wänglein das Flammen hellen Entzückens zu malen, indem er eine echte, rechte Kindergeschichte erzählt. Die in der Kindheit gelesenen Bücher sind die unvergeßlichsten, ihr Traumleben oft das Lebendigste unserer Erlebnisse. Die Abenteuerlust, die eine Indianergeschichte bei besonders aufgeweckten Knaben erzeugt, ist manchmal durchaus nicht unbedenklich. Ich kannte zwei Knaben, die vom Elternhaus tagelang verschwanden, um abenteuerlich im Wald, in selbstgebauter Hütte zu leben. Jedenfalls ist eine so starke Wirkung auf den Leser sehr schmeichelhaft für den klugen Erzähler. So begeistert das Kind neue Ideen ergreift, so mißtrauisch ist der Erwachsene diesen gegenüber, es sei denn, sie werden geheimnisvoll und schwülstig vorgetragen, so daß ein klares Erfassen ausgeschlossen ist und man sich im Nebel der Phrase verlieren kann. Es ist sehr auffallend, daß alle philosophischen Ideen, die glatt und klar als etwas Selbstverständliches in flüssigem Stil vorgetragen wurden, während langer Zeit ohne Beachtung, ohne erkenntlichen Leserkreis blieben. So ging es Schopenhauer, dessen Hauptwerk beinahe unverkäuflich eingestampft wurde, so ging es Spencer und manchem anderen Philosophen. Die Leser der Horen waren keineswegs den ästhetischen Briefen gewachsen und Stendhal erzählt selbst, er habe für sein feines, psychologisches Werk *De l'amour* in zehn Jahren nur siebzehn Leser

gefunden. Es ist eine offene Frage, ob jedes gute Werk einmal — mit der Zeit — sein Publikum findet. Ein Leonardo da Vinci mußte einige Jahrhunderte warten, bis die Leserwelt sich zu ihm erhob. Die Zeitgenossen liebten sein Lautenspiel, bestellten Festungswerke, Tafeldekorationen und allenfalls noch Bilder bei ihm, zu seiner Bedeutung als Dichterphilosoph konnten sie kein Verhältnis gewinnen. Das vortreffliche Alte kann vielen gefallen, das vortreffliche Neue nur einer kleinen Zahl, die um so kleiner wird, je neuer es ist. Sicher, doch nur allmählich stärkt sich die Aufnahmefähigkeit und wir können mit Freude feststellen, daß die Mittelware, die heute allgemein beliebt ist, höher steht als die Mittelware, an der sich die Vorfahren ergötzten.
Eine ganz moderne Unart des Lesens ist in allerjüngster Zeit die Nachahmung einer englischen Mode. Aus praktischen Gründen, um ja nicht zuviel lesen, besonders nicht wirklich denken und urteilen zu müssen, aber doch einen literarischen Plauderstoff zu haben, dekretiert die englische Gesellschaft in jedem Jahr, oft nur auf gut Glück, einen Roman als *the book of the season.* Im Lande der Dichter und Denker sollte eine solche Gewohnheit, die ebenso frivol als snobbisch ist, keinen Anklang finden. Wenn man sich begnügt, *the book of the season* rasch durchzublättern und das fix und fertige Urteil seiner Kaste nachzuplappern, ist man fürwahr ein liebloser *lieber Leser.*
Ein nach England ausgewanderter Künstler, Herkomer, hat dagegen die Poesie des Lesens mit größter psycho-

logischer Feinheit dargestellt. In drei Radierungen nebeneinander. Auf dem ersten Blatt ist ein kleines Mädchen in sein Buch vertieft: das Kind hat es sich im Lehnstuhl bequem gemacht: innerer Frieden im Antlitz; die äußere Welt versinkt. Die Lektüre wird immer hinreißender. Auf dem zweiten Blatt sehen wir die kleine Leserin mit fieberhaftem Eifer blättern, während ihre langen Locken tief über das Gesichtchen fallen. Aber auf dem dritten Blatt hat sie in seliger Verzückung das Buch aus der Hand gleiten lassen, sich emporgereckt, die Locken sind zurückgefallen, die großen Augen begeistert aufgeschlagen. Sie braucht das Buch nicht mehr, jetzt ist sie selbst Dichterin und dichtet weiter. Die Gegenstände im Zimmer sind verflüchtigt, es wellt und webt in allen Ecken. Die engen Wände öffnen sich, aus Zauberfernen grüßen Märchengärten und Paläste. Prinzessinnen und Drachen, Ritter und Zwerge sind dem Zauberbuch lebendig entstiegen. Mitfühlen, Schwärmen, selber Dichten, an der Hand des Dichters Verwunschenes entzaubern — das ist Lesen im höchsten, schönsten Sinn.

Und ist nicht jedes Buch, dem wir eine schöne Stunde verdanken, ein Zauberbuch? Täuscht es nicht über alle Häßlichkeit, Gemeinheit und Fährlichkeit des Daseins? *Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab,* wenn wir nicht zu lesen verstehen, wie Herkomers kleines Mädchen. Das Hinwegtäuschen aus manch schnöder Wirklichkeit ist das schwere und schöne Amt anmutiger Schreibart. Es ist vielleicht noch schöner zu trösten als zu bessern. Wenn ein Schriftsteller auch nicht Erzieher wird oder

vergötterter Held, so bleibt ihm das Ziel, dem lieben Leser ein Freund für schwere Stunden zu werden. Wer mit seinem Buch auch nur einigen Kummervollen oder Kranken geholfen hat, ihr Leid auf kurze Pausen zu vergessen, hat nicht umsonst gelebt und geschrieben.

KAPITEL XVI

VOM ZAUBER DER BÜHNE

In unserer Welt, die vielen ernüchtert und entzaubert dünkt, gibt es noch eine Stätte des Märchens. Weltmärchen werden uns da erzählt, solche von heute, von gestern, von Jahrhunderten her, ja von Jahrtausenden her. Denn wanderten nicht im Lauf der allerletzten Zeit die Geschöpfe des Äschylos und Euripides in ewiger Jugend über die Bühne?
Geschehnisse schenkt uns das Theater, die nie und nimmer geschehen sind und doch lebendiger, doch wahrer erscheinen als alles wirklich Geschehene, denn in ihnen wohnt fest zusammengezogen, zur Quintessenz verdichtet das innige Bewußtsein des Lebens. Jene Bretter lehren den Zusammenhang allen Seins, greifbar und laut. Gewaltsam wird die zersplitterte Aufmerksamkeit gefaßt, kräftig bezwungen.
Die Männer, denen je die Macht in Hand gegeben war, standen niemals dem Theater gleichgültig gegenüber. Es wurde entweder als Stätte der Andacht oder als das Haus der Sünde angesehen. In Shakespeares Sturm ist das Abschiedswort des Zauberers Prospero an die Geister, die ihm dienstbar waren, eigentümlich gedeutet worden. Shakespeare soll sich selbst und sein Scheiden vom Bühnenzauber gemeint haben, als er Prospero wehmutsvoll das Wunderbuch versenken läßt und der Herrschaft über die Geister entsagen.
Der Bühne Zauber gebietet ja auch einem eigen-

tümlichen Geisterreich — vom zartesten, luftigsten Gespenst bis hinab zum niedrigsten, hexengeborenen Ungeheuer. Hehrste Begeisterung, holdeste Liebe kann dieser Zauber in die Seele senken, aber er kann auch die schlimmsten Unholde wecken, die ohne Fluch die Lippen nicht öffnen mögen.

Darum die widerspruchsvolle Bewertung der Schaubühne von ihren Anfängen bis heute.

Und der Rückblick auf dieses Verhältnis ist in der Gegenwart besonders lehrreich und wichtig, weil viele, weitgezogene Kreise von Menschen, jetzt mehr als je, an dieser Stätte Erhebung suchen.

Nichts ist rührender als die leidenschaftliche Hingabe gegenüber dem Bühnenzauber in den verschiedensten Berufsklassen. Der kleine Beamte, der die Woche lang nichts als Nüchternheit im Bureau und zu Hause genossen, flüchtet Sonntags in die schöne Welt des Scheins. Er geht ins Theater nachmittags und abends wieder. Er genießt wohl eine ziemlich heterogene Kunst: Nachmittags etwa Faust in der billigen Klassikervorstellung und abends die lustige Witwe. Doch wie mir ein solcher Mann treuherzig versicherte: *Das Theater tut halt wohl.* Bei Schnee, bei Sturm, bei Regen hält vor der Theaterkasse in München der arme Student, der junge Volksschullehrer die ganze Nacht Wache — ich sage, die ganze, lange Winternacht bis zur grauen Morgenstunde, um einen Platz für den Nibelungenring zu erobern. Herrliche, heilige Begeisterung, die nur jugendliche Armut kennt! Weihevolle Augenblicke schenkt sie dem Unbemittelten,

während der Reiche müde lächelt und niemals ihre wunderbaren Tränen glücklich weint. Ich erinnere mich eines Berufsmodells, das den ganzen Tag um Brot zu verdienen in den mühsamsten Stellungen den Malern stand. Dann aber harrte es noch stundenlang vor der Theaterkasse, um einen Stehplatz für den andern Tag zu kaufen. Nur wer solche kleine Züge aus dem Leben kennt, ist sich der vollen Tragweite des Theaters bewußt.
Es ist ein recht übertriebener Pessimismus, den Niedergang von Kunst und Geschmack so ganz im allgemeinen zu bejammern. Der naiven Freude eines sehr großen Teils des Publikums schließt sich die naive Freude vieler ehrlich begeisterter Schauspieler an. Wieviel Liebe, wieviel Hingabe in diesem schweren Beruf, wo das Spiel durchaus kein Spiel, sondern ein unablässiges Ringen, eine Anspannung höchster Kräfte bedeutet, eine der großen Arbeiten im Dienste der Menschheit! Allmählich, wenn auch noch in geringem Grade, wird sogar dem Laien dieses Verdienst bewußt.
Brot und Spiele! Wir brauchen beides, um an Leib und Seele lebendig zu bleiben. Wie aber sollen und dürfen diese Spiele sein? Ist hier eine Lebensmittelkontrolle möglich und wünschenswert? Bei diesem Ausdruck *Kontrolle* zittern wir für unsere moderne Freiheit, als gälte es etwa Zensurzustände zurückzubringen, wie sie bestanden, als Laube in Wien das Burgtheater übernahm und sich die Klassiker possierliche Beschneidungen gefallen ließen. Der Autor soll sich nicht vor einem altmodischen Zensor, nicht

vor einer böswilligen Kritik zu scheuen haben. Er soll beben vor dem eigenen künstlerischen Gewissen, das jeder Schaffende besitzt und nur mit Sophismen zur Ruhe bringt. Er muß dem Publikum nicht schmeicheln, nicht bewußt seinen Schwächen dienen mit abscheulicher Demut, wie einst die Höflinge den Despoten, nicht kriechen vor der Menge und ihre Gunst mit schlauer Berechnung zu gewinnen trachten.

Alle Tyrannen sind erst zu Tyrannen erzogen worden. So steht es auch mit der modernen Despotie, die ein sogenanntes *großes Publikum* ausübt. Man hat das Theaterpublikum schon oft mit einem vielköpfigen Ungeheuer verglichen. Frank Wedekind, der tiefernste Witzbold, hat jüngst, als er in einem satirischen Schauspiel auftrat, behauptet, nun gehe er daran, seinen Kopf in den Rachen des Untiers zu stecken.

Wenn die Zuschauermenge heute grausam genannt wird, wie hätte man sie in früheren Zeiten nennen sollen, da sie zu ihrer Freude nicht nur im Zirkus, sondern auch im Theater den Kitzel der Grausamkeit verlangte! In Rom schloß einmal eine Tragödie mit dem Flammentod eines Verbrechers, der gezwungen war, die Rolle des Herkules zu spielen. Bei den mittelalterlichen Mysterien galt die möglichst realistische Darstellung der Hölle für einen Hauptanziehungspunkt. Kettengerassel, Stöhnen und Schreien der Verdammten wollte man hören. Doch selbst als das Drama sich verfeinerte, als die Welt an edlen Kunstwerken Gefallen fand, erhielt sich den Darstellern gegenüber eine seltene Roheit des Herzens. Der Mime blieb von der bürger-

lichen und kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Und den gläubigen Christen hätte Schaudern erfüllen sollen bei dem Gedanken, daß ein unglücklicher Komödiant ewiger Verdammnis verfiel, weil er die Menge durch kurze Stunden unterhielt.

Bei der moralischen Beurteilung des Schauspiels verwickelte sich die Menschheit in die denkbar größten Widersprüche. Den Griechen galt das Theater als Erziehungsstätte, wie es Schiller etwa der germanischen Welt begreiflich machte. Im republikanischen Rom wollte man lange von der Bühne nichts wissen. Nicht nur die Stoiker verachteten das Schauspiel als entnervenden Genuß, auch manche politische Strömung arbeitete seiner Verbreitung entgegen. Pompejus mußte die erste römische Bühne als Venustempel verkleiden, um strengen Rügen zu entgehen. Die Schauspieler waren damals ebenso gebrandmarkt und verachtet wie später unter christlichem Einfluß. Frauen duldete die ernste Stadt nur ungern im Publikum, ja ein römischer Bürger hatte das Recht, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, wenn sie ohne seine Erlaubnis einer Vorstellung beiwohnte. Allerdings widersprachen die Stücke der strengen altrömischen Moral. In Athen fand die Schaubühne ihr Urbild als moralische Anstalt, in Rom als Stätte heiterer, ausgelassener Unterhaltung. Aus dem altrömischen Geist strenger Moral und Sitte wuchs deshalb der Eifer hervor, mit dem das Theater in den ersten christlichen Jahrhunderten verfolgt wurde. Die Gefühle der Sittenprediger waren damals denen wohl ähnlich, die Macaulay den Puritanern zuschrieb: *Sie*

waren nicht gegen das Stiergefecht, weil es dem Stier Schmerzen bereitete, sondern weil es den Zuschauern Vergnügen machte.

Das Theater wurde nicht wegen seiner sittenlosen Stücke verdammt, sondern weil es die Menschen irdisch ergötzte. Tertullian erzählt im Kapitel *de spectaculis*, daß eine Christin aus Zerstreutheit ins Theater gegangen und dort vom Teufel besessen worden sei. Der Exorzist stritt sich mit dem bösen Geist über diese Vermessenheit, doch Satan erwiderte, er habe die Frau in seinem Haus gefunden. Trotz solcher Meinung unter den Kirchenvätern fand die dramatische Kunst in den Klöstern Zuflucht. Für ein Publikum von Nonnen wurden unsere ersten Dramen gedichtet. Nach einem Zwischenraum von beinahe tausend Jahren beginnt die dramatische Literatur aufs neue mit den Stücken der Roswitha von Gandersheim. Die ethische Aufgabe der Bühne, den Widerwillen gegen das Unmenschliche zu stärken, wurde zuerst von den Mönchen und Nonnen begriffen, die langsam anfingen Komödie zu spielen.

Ein gebildeter und verfeinerter Geschmack wird durch den Anblick roher Greuel nicht nur erschüttert, er wird verletzt. Ein Theater, in dem die Menschen ihr Mitleid idealen Leiden zuwenden, entwickelt diese Empfindung des Abgestoßenseins und wirkt so als Schutzwehr gegen die äußersten Formen der Grausamkeit.

Es fanden sich zu allen Zeiten einzelne aufgeklärte Geister, die von der Bühne Gutes hofften und auch erreichten. Freilich eiferte die Mehrzahl der heidnischen

Moralisten in Rom, der christlichen im Europa des Mittelalters gegen das Theater. Allein gebieterisch verlangte das Volk seinen Possenreißer, ob es zum Spiel nun lachte oder weinte.
Nach dem Zerfall der antiken Bauten errichtete man aus Brettern und Latten provisorische Bühnen auf dem Markt und in den Kirchen, in den Refektorien und in den Festsälen der Großen. Wo man für die Sprache der Dichter nicht reif genug war, ebnete der Schalksnarr den Weg. Während die Schauspieler in Italien noch die Ruinen der Amphitheater benutzten, wurde in Paris ein eigenes Haus für die Mysterienbühne errichtet *le théâtre de la trinité.* Ungefähr hundert Jahre später folgten Nürnberg und Augsburg, wo man in einer Art von Scheuer eine *Bruck* aufstellte, wie die Szene damals hieß. Das erste feststehende Bühnenhaus in unserem Sinn baute Sansovino in Venedig am Ende des 16. Jahrhunderts für die Fastnachtskomödie. Anfangs blieb die Anordnung der Plätze dem Zufall überlassen und man stellte seine Stühle nach Belieben in den Saal. Nach und nach ermittelten Freunde der dramatischen Kunst die beste Ordnung der Sitzplätze, reihten die Stühle zu regelmäßigen Linien und zierten die Wände mit einem Kranz abgeschlossener Logen. Nach Giovios *deliciarium theatralium* ist Leonardo da Vinci der Erfinder des geordneten Zuschauerraums. Battista Franco stattete in Rom die Logen mit Vorhängen aus für Prälaten, die das Theater nicht entbehren, sich aber nicht gern darin zeigen wollten. Diese waren die Urbilder jener *loges grillées*, worin

sich die Damen der Pariser Welt bei allzu lockeren Stücken verbargen.
Ein weittragendes Ereignis für die Gemütsart des Publikums bildete die Entstehung der Oper am Ende des 16. Jahrhunderts. Ein reicher Florentiner ließ vor eingeladenen Freunden zur Karnevalsunterhaltung *Dafne,* ein Trauerspiel mit Musik aufführen. *Freudig erstaunt hörten wir das Ungewohnte*, schrieb einer der Gäste, *und jeder war sich bewußt, einer neuen Kunst gegenüberzustehen.* Zehn Jahre später begann in Europa der Triumphzug der italienischen Oper. Dies war ein neuer Faktor von ungeahnter Gewalt in der Sittengeschichte unserer Gesellschaft. Die Ekstase der modernen Wagnergemeinde gibt nur ein schwaches Bild der Begeisterung, die jene erste Gemeinde der neuerfundenen Oper ergriff. Männer und Frauen umarmten sich und schluchzten. Jene Arien, die uns heute so kindlich vorkommen, entfesselten Ströme von Tränen und übten unberechenbaren Einfluß. Die aufrichtig brutale Sinnlichkeit wurde empfindsam süß.
Den großen künstlerischen Aufschwung Englands bezeichnet die Gründung der ersten ständigen Bühne in London. König Jakob der Erste ernennt im Jahr 1604 eine Truppe von Schauspielern — darunter Shakespeare — zu Hofschauspielern und gibt ihnen dadurch offizielle Daseinsberechtigung. Das Theatergebäude hieß *the Globe* und wurde in einem vormaligen Kloster eingerichtet. Damals saßen bevorzugte Zuschauer auf der Szene selbst. Diese war dreigeteilt mit einer kleineren, durch einen Vorhang abgeschlossenen Innenbühne, ähn-

lich wie heute in Oberammergau. Darüber war ein Balkon, der allerlei vorstellen mußte, hauptsächlich aber bei historischen Stücken die Zinne einer belagerten Stadt. Diese Einrichtung hatte Shakespeare stets vor Augen. Immermann, der selbst Theaterleiter war, meinte: *Diese primitive Einrichtung der Bühne, deren Decke bei Lustspielen blau, bei Trauerspielen schwarz verhängt war, hatte Darsteller und Zuschauer in besseren, geistigen Kontakt gebracht als alle Dekorationskünste.*

Merkwürdig äußerte sich das Verhältnis zwischen Bühne und Publikum in Spanien, wo das Volk von jeher leidenschaftlich für die dramatische Kunst begeistert war. Wie einst Pompejus das Schauspiel in Rom mit den Zeremonien des Götterdienstes in Verbindung brachte, flüchtete das spanische Drama in die Arme der Kirche. Die allegorisch religiösen Spiele — die Autós — dauerten fort, als im übrigen Europa die Mysterien längst verschwunden waren. Gespielt wurde meist in der Nähe einer Kirche oder eines Krankenhauses, zu deren Gunsten man die Einnahmen verwendete. Außerdem durchzogen das Land weltliche Wandertruppen, oft sogar recht armseliger Art. Manchmal bestanden sie nur aus zwei bis drei Personen und mußten die Requisiten zu jeder Vorstellung im Dorf oder Städtchen zusammenbetteln, wenn sie nicht vorzogen, das Unentbehrliche zu stehlen. Ein rührendes Beispiel der tiefeingewurzelten Theaterleidenschaft der Spanier bietet die Lebensgeschichte des Cervantes. Von orientalischen Seeräubern in Afrika gefangen, tröstete er sich und seine Genossen im Kerker durch

Komödienspiel. Den Tod vor Augen deklamierten die jungen Männer die Rollen ihrer Lieblingsdichter, die sie alle auswendig wußten. Die Freude am Schauspiel und Schaugepränge blieb den Spaniern zu eigen, obwohl Philipp II. und Philipp IV. die Komödianten des Landes verwies, obwohl die Anhänger des wundertätigen Priesters Possada auf sein Geheiß das Theater in Cordova zerstörten, obwohl die Oper einmal abgeschafft wurde, weil man ihr das Entstehen von Pest und Dürre zuschrieb. Dieser religiöse Aberglaube erscheint besonders merkwürdig im Hinblick auf andere katholische Länder, wo man geradezu auf das Gegenteil verfiel. In den bayerischen und tiroler Bergen sollte *das Spiel* die Macht der Fürbitte bei verschiedenen Heiligen besitzen und von Mensch wie Tier Seuchen abhalten.

Es war sehr undankbar von der Pariser Sorbonne im Jahr 1694 zu dekretieren: *Les comédiens par leur profession, comme elle s'exerce, sont en état de péché mortel.* Denn Hof und Adel hatten zur Zeit Corneilles ihre einzige Bildungsstätte im Theater. Hochherzig und ritterlich fühlen, kleinliche Interessen großen Pflichten opfern, lehrte sein dramatisches Werk. Die eigentümliche Blüte Frankreichs im 17. Jahrhundert hing eng damit zusammen. Als die adelige Jugend meist noch des Lesens und Schreibens unkundig war, empfing sie ihre einzige intellektuelle Erziehung durch die Bühne. Wenn auch auf Umwegen, wurde sie auf diese Art dem Geist der Antike genähert und von feudaler Barbarei befreit. Es ist sonderbar, daß trotz dieses

so offenbar veredelnden Einflusses der Bühne auf den Anstand der Gefühle der Beruf des Schauspielers und Schauspieldichters noch lange nicht zu Ehren kam und daß ein Racine, ein Molière — jene klaren, hohen Vertreter edler Sitte — sich ihres Berufes wie einer Sünde hätten schämen sollen. Erst Voltaire brach einem vernünftigen Urteil Bahn und flößte dem Publikum Respekt ein vor jenen, die es erfreuten, rührten und besserten. Der Erfolg seiner Fürsprache zeigte sich bald während der Revolution. Mit einem Schlag war der Druck aufgehoben, der auf den Schauspielern lastete. Vielleicht stand das Theater niemals in so hohem Ansehen als zu jener Zeit, in der Pathos das tägliche Leben beherrschte, in der auf der Weltbühne unerhörte Trauerspiele und groteske Satyrstücke einander folgten. Der Glaube an abstrakte Begriffe hob die Tirade zum Ereignis und gab dem *beau geste* tieferen Sinn.

Die moderne deutsche Bühne und ihr Publikum sind aus den bescheidenen Anfängen hervorgewachsen, die im 18. Jahrhundert das geistig angeregte Theaterleben eröffneten. An der Schwelle dieser Zeit steht Gottscheds Wort: *Die Verbesserung der Schauspiele wird sonder Zweifel auch nach und nach die Zuschauer selbst verbessern.* Über das Theaterpublikum müssen sich Goethe und Schiller eifrig ausgesprochen haben. Wir treffen den Niederschlag ihrer Hoffnungen, oft auch ihres schmerzlichen Spottes in Briefen und in manchen Stellen ihrer Werke. Mit sarkastischem Lächeln spricht Goethe im Vorspiel des Faust unter der Maske des

Theaterdirektors. Und selbst der sanfte Schiller weiß mit Ingrimm eines Tages im Gedicht Shakespeares Schatten aus der Unterwelt zu zitieren, um sich mit ihm über die Theaterzustände zu unterhalten. Von der Liebe zum Gemeinnatürlichen suchen die Dichter ihre Zuhörer zu der großen unendlichen, zu der höheren Natur zu bekehren. Verstaubt und trüb liegt das Weltbild vor dem, der es nur gemeinnatürlich sieht. Glänzend, farbig, bedeutungsvoll — ein wunderbares Meisterstück — ersteht es vor dem Auge, das die Kunst sehend gemacht.

Solchen Sinnes wirken unsere Großen und Größten. Sie bauen unablässig an einem idealen Theater, einer rechten Götterburg für die Nation, wälzen Berge des Vorurteils hinweg und heben mit gewaltigen Armen prächtige Felsstücke empor, um die Tore der Burg majestätisch auszugestalten. Sie schaffen aus der Ferne den Marmor herbei und das Gold, die duftenden Hölzer und das edle Gestein, um in diesem Palast alles mit echter Köstlichkeit zu schmücken. Der feine, scharfe Lessing sinnt über die Grenzen der Künste, umreißt klar und sicher, was not tut, um ein Theatermann im besten Sinn für die Nation zu werden. Goethe gab sich dem Bühnenzauber hin als Knabe, als Jüngling mit heißer Leidenschaft. Wer bliebe ungerührt bei einer Erzählung vom Puppenspiel in Frankfurt, bei Wilhelm Meisters Irren und Lieben, das die Welt der Bretter mit der wirklichen Welt so traumhaft durchdringt und verbindet? Trotz aller Einwendungen des praktischen Theaterdirektors, trotz der Späße der

lustigen Person sagt der Dichter als gereifter Mann, das Theater sei kein flüchtiger Sinnenreiz und Kitzel der Neugier, es poche an das tiefste Herz der Menschen.
Das Böse und das Gute einer Zeit zeigt sich oft am naivsten, unmittelbarsten beim Publikum des Theaters. Hier kann geprüft werden, was der Durchschnitt unserer Zeitgenossen liebt und haßt oder in nächster Zeit durch die Macht der Suggestion lieben oder hassen wird. Unser Wohlgefallen oder Mißfallen im Theater ist nicht nebensächlich, die Nachwelt wird die wahre Höhe unserer Kultur einst daraus messen.
Wie manche unserer vorzüglichsten Schätze sind noch gar nicht gehoben. Die Bühne hat noch durchaus nicht alles gegeben, was sie geben kann und mir ist, als müsse sie in nächster Zeit eine Verjüngung erfahren, als müsse sie endlich erfüllen, was ihr Schiller so besonders ans Herz legte: *Mit glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrtümer der Erziehung bekämpfen lassen. Das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinn des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist.* Mir ist, als müsse sich erfüllen, was Lessings ernster Genius forderte, was ein großer Teil von Goethes Lebensarbeit wollte, das Chaos klären mit siegreichem Schöpferlächeln, dem wüsten, wirren Daseinstraum göttlich edle Gestaltung geben.
Ist nicht die Form unser aller dunkle Sehnsucht? Aus

dem modernen Chaos, wo sich alles verschiebt, verändert, wo die festesten Begriffe verschwimmen, oder zerbröckeln, wo wir auf trübem Wasser schaukeln, lugen wir nicht alle nach festem Land?
Unruhe, Unfriede verzehrt den modernen Menschen mitten unter den neuerworbenen Reichtümern und der Ekel, den früher nur einzelne große Despoten kosteten, nimmt allgemein überhand. Die Form soll erlösen, denn in ihr liegt der Friede.
Jüngst modern gewesene Stücke machten uns irre an der Bühne, weil sie den Aufbau, den Stil, das Erlösungsmoment der geschlossenen Form entbehrten. Doch wir stehen vor den Möglichkeiten einer neuen großen Kunst, nachdem der fanatische Naturalismus überwunden scheint. Um ihr einen günstigen Boden zu bereiten, ist ein Zusammenströmen und Zusammenhalten der Vornehmen im Geist sehr notwendig. Diese Vornehmen dürfen sich nicht voneinander abschließen, die schönsten Gefühle einkapseln, sich idealer Träume schämen. Die Feigheit der Besserdenkenden ist Schuld an jedem Niedergang des Dramas. Stets haben wir die Bühne, die wir verdienen!
Wer innerlich unfrei und zerrissen ist, kann nichts Befreiendes schaffen. Aus der modernen Literatur grinste von so viel Seiten das Gespenst des Hoffnungslosen, des Unterliegens ohne Trost und Versöhnung. Mochte sich die Kunst realistisch oder symbolistisch gebärden, die Menschen, die sie darstellte, litten unter dem Druck ihrer Umwelt und brachen willenlos unter dem Verhängnis zusammen.

Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Entsetzliche Ohnmacht! Gibt es kein Aufrichten nach solcher Zermalmung? Mit der Frage göttlicher Gerechtigkeit hat der Mensch in der Kunst wie in der Religion mächtig und verzweifelt gerungen. Wie in der seltsam bedeutungsvollen Sage von Jakob, der mit dem Engel des Herrn kämpfen mußte, hat der Mensch mit einer geheimnisvollen Macht die Kraft gemessen und sich erkühnt ihr zuzurufen: *Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!* Der Segen, den er begehrte, war eine Aufklärung, ein erlösendes Wort für das Rätsel des Schicksals, eine Rechtfertigung der Tragödie des Daseins.

Der Schaffende wendet sich nicht mit Entsetzen von der Kluft ab, die unergründlich furchtbar ihm zu Füßen gähnt. Seine Gedanken schlagen eine Brücke zum anderen Gestade. Ist diese Brücke auch schwach und schwank, nicht gangbar für jeden Fuß, so können doch alle mit einer Empfindung von Trost und Versöhnung den kühnen Bogen bewundern, der sich über die Tiefe wölbt. Dichtungen, die durch die eigene Größe der Größe des Schicksals gerecht werden, sind solche Brückengebilde. Sie überzeugen uns vom ethischen Wesen der Notwendigkeit und schützen die teilnehmenden Zuschauer vor Abscheu, vor dem Lachen der Verzweiflung. Sie lehren, daß die Majestät dauernder Gesetze die scheinbare Willkür beherrscht und in Harmonie auflöst.

Mit solcher Majestät und solchem Zauber umfaßt das Drama die Tiefen des Lebens. Still legt der Tod den Finger auf einen Mund, der noch gellend seinen Haß kundgab und das Unmögliche wird möglich, das Verhaßte geliebt, denn der Tod reift *zum mächtigen Vermittler*. Dies erhabene Amt läßt ihn freundlich und hold erscheinen, als Friedenbringer auftreten, nicht als Zerstörer. So versöhnt die Kunst mit der bitteren Notwendigkeit des Sterbens und mit den unbegreiflichen Grausamkeiten des Lebens. In diesem Sinn löst sich die tragische Spannung und wandelt das Mitleid in milde Wehmut. Abgeklärt und vollendet erscheint das Weltbild.
Die alte mystische Aufgabe des Dramas ist es, den apollinischen Menschen mit dem dionysischen zu versöhnen, das Zwiegespaltene der großen menschlichen Sehnsucht in einen herrlichen Strahl zu fassen. Maß, Ziel und Weisheit begehrt der apollinische Mensch. Er will ordnen und bauen und froh über das Gerechtigkeitsgefühl in der eignen Brust, der Natur selbst menschliche Moral andichten. Er ist erzürnt und verzagt Mächten gegenüber, die sich nicht messen, nicht bändigen, nicht einordnen lassen. Aber der dionysische Mensch ist dem Gott der Begeisterung, der Verzückung, des ewigen Verjüngens und Werdens ergeben. Er fühlt sich eins mit der Natur, statt an ihr zu meistern. Er berauscht sich an ihrem Reichtum, ohne die Trauben beim Weinlesefest zu zählen, ohne die Küsse zu bereuen, die ihm der Gott eingab.
Die Feste des Dionysos zeigten den wilden Rausch

des Werdens, das Unerbittliche des schnellen Vergehens. Sie blieben dem apollinischen Charakter ewig fremd und feind. Doch in den klassischen Tragödien trat der Gedanke zum Gefühl. Wo das Unergründliche des blinden, leidenschaftlichen Wollens mit allen Schmerzen, die es hervorruft, zu entsetzlich wirkt, zeigt das vollendete Drama, inwieweit der Mensch trotz allem ein Herrscher zu sein vermag. Es zeigt den Weg zur Gerechtigkeit, die stille, weihevolle Reife, wenn auch noch so viel Blüten geknickt und zertreten werden.

Dieses Ineinanderdringen von Mensch und Natur, von Ewigem und Zeitlichem gibt der tragischen Maske den unvergänglichen Ausdruck von Würde und Ruhe trotz aller Leidenschaft. Wir sind so tief eingedrungen in das große Reich der Welt, daß wir, der eigenen Kleinheit bewußt, keine Erniedrigung in dem Gefühl sehen dürfen, von einer höheren Macht abzuhängen, mögen wir sie Gott, Götter oder Schicksal nennen. Wir brauchen nur das Gewand der Schönheit, um uns trotzdem groß und erhaben zu fühlen. Das Beste und Heiligste, das uns von Religion, Kunst oder Liebe beschert werden kann, ist das Gefühl, unter sicherer Leitung zu stehen, einem harmonischen Lebensrhythmus nach zu atmen und uns zu regen. Am körperlichsten wird dies Gefühl der Beseligung, wenn wir, dem Rhythmus höchster Kunstform anvertraut, ihrer klangvollen Notwendigkeit folgen und aufgehen in dieser selbstverständlichen Schönheit. Dann dringen wir zu der hohen Weisheit empor, daß nicht die Abwesenheit von Gefahr und

Schmerz das Leben lebenswert macht, sondern das Bewußtsein, gewaltigen Führern nachzuschreiten durch alles Weh hindurch und aus dem Weh der Dissonanz stolze Akkorde der Befriedigung und Vollendung zu gewinnen.

Dann ist die Sehnsucht Schillers als Freiheitsdichter erfüllt, dann haben wir die Freiheit, die er meinte. Stolz und befreit danken wir der Schaubühne, die edelsten Amtes gewaltet hat, denn ihr Zaubergeist wies uns hin mit großer Gebärde auf das Erhabene des Seins, auf die strahlende Würde der Menschheit.

VIERTES BUCH

WIRKUNGEN



KAPITEL XVII

ERZIEHUNG

Nichts ist bewundernswerter und rührender als die grenzenlose Liebesfähigkeit des Menschen. Sie ist die Triebkraft des Seins und erhält ihren Schwung durch den Hang zum Schönfinden. Der Mensch strebt danach, alles schön zu finden, was ihm viel Mühe gemacht hat, was in irgend einer Art der Vollkommenheit zugeführt ist oder was die Objekte seines Studiums bildet. So erachtet der tüchtige Maschinist seine Maschine für schön, wenn sie gut arbeitet und sauber geputzt ist, obwohl solche Maschine einem rein künstlerischen Schönheitsbegriff nicht entspricht. Doch er empfindet zärtlichen Stolz, ästhetische Befriedigung bei ihrem Anblick. So bewundert auch der Naturforscher die Insekten und Larven seines Studiengebiets mit aufrichtigem Entzücken, während sie der Laie nur ekelhaft und abscheulich findet. Die Liebesfähigkeit läßt sich vom Bewunderungsgefühl nicht trennen. Sie verkümmert, wenn der ästhetische Trieb unterdrückt wird. Es ist aber das einzige Ziel vernünftiger Erziehung, sie möglichst zu kräftigen und zu entwickeln.

Glücklich sein muß gelernt werden. Es kann — so seltsam dies klingen mag — wirklich gelehrt und gelernt werden. Freilich gehört eine große Kunst dazu, jene Kunst im Sinne des Plinius, der Heiterkeit als Erfolg der Studien erhalten wollte. Auch ein moderner Philosoph wie Lubbock rechnet Erziehung zu den

Freuden des Lebens, während so viele Erzieher und Zöglinge ihrer nur als einer Qual gedenken. Zur Freude wird sie, wenn sie sich streng nach ästhetischen Rücksichten aus dem Spieltrieb entwickelt, wenn liebevoller Kontakt zwischen Lehrern und Lernenden besteht. Es darf nicht jene Erziehung sein, die Ruskin mit dem bitteren Wort geißelt: *Moderne Erziehung besteht meist darin, den Menschen in allen wichtigen Fragen möglichst irre zu leiten.* Aber auch nicht jene, bei uns allzu beliebte, die das Praktische und Notwendige der harten Hand des Lebens überläßt.

Die Erziehung ist ein Gebäude, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden baut. Eigentlich unser rechter Turm von Babel, ein stolzes Werk, mit dem wir allmählich den Himmel erreichen wollen, unseren Enkeln die echte Gotteskindschaft zu geben. Nun liegt es tief in der menschlichen Natur, gern überflüssigen Zierrat anzuschaffen und anzubringen; das wirklich Notwendige das von Grund aus Gebotene aber zu vernachlässigen oder auf die lange Bank zu schieben, das heißt, unseren Nachkommen zu überlassen. Denn der Zierat ist viel unterhaltender, macht mehr Effekt, bringt schneller zu Ansehen, mit einem Wort, macht uns großen, unverbesserlichen Kindern Spaß!

Daher kommt es, daß an dem Riesengebäude der Erziehung eine unabsehbare Menge von Türmchen, Erkern und Altanen, Säulen, Bildwerk und Vergoldung ist, wodurch das Ganze recht imposant und malerisch wirkt. Aber in vielen Sälen droht die Decke mit Einsturz,

oder in manchen Zimmern ist es ganz dunkel vor lauter unnötigen Vorbauten, oder man stößt sich an den zu niedrigen Türen und stolpert über den Bauschutt von Jahrhunderten. Die ungeheuere Aufgabe unserer historisch denkenden Zeit liegt darin, dieses labyrinthische Wunderwerk möglichst übersichtlich zu gestalten, das Ehrwürdige, Grundlegende, aber auch das Prächtige und Begeisternde zu schonen, doch das Ungeschickte und wirklich Unnütze zu entfernen, damit Licht und Luft in die Räume eindringe.

Es ist lehrreich, zu betrachten, wie sich die Dichter der verschiedensten Utopien das Werk der Erziehung ausdachten und wie sich die Wirklichkeit zu ihren Träumen verhält. Am berühmtesten unter den Erziehungsutopien ist die Darstellung in Platos Republik. Die antike Idee, den Menschen nur für den Staat auszubilden, kam nirgends trefflicher zur Geltung. *Unwissenheit ist Laster*, lehrte dieser strenge Philosoph. Das Ideal des Mittelalters, die Erziehung des Menschen nur für den Himmel, hat Thomas Campanella im Buch von *der goldenen Stadt* interessant und vollkommen gezeichnet. Von ihm stammt das Wort: *Ein jeder ist Herrscher in dem, was er versteht.* Die moderne Welt will den Menschen, wenigstens prinzipiell, nicht mehr nur für den Staat und nicht mehr nur für den Himmel erziehen, sondern um seiner selbst willen für sich selbst. Dieser Gedanke, die Individualität zeitgemäß zu entwickeln, gestaltete sich zuerst zu fester künstlerischer Form in Rousseaus Roman *Emile.**) Deutschlands große

*) Sein Programm läßt sich klar aus den beiden Zitaten erkennen:

Dichter und Denker entwickelten Rousseaus Idee und vertieften sie zum philosophischen System, die Materialisten des 19. Jahrhunderts verflachten aber den Gedanken der Individualisierung, indem sie sagten, man solle nur lernen, um möglichst gute Stellungen zu erreichen oder sich sonst möglichst viel und schnell Geld zu verdienen.

Da der Mensch jedoch nicht von Brot allein lebt, auch nicht allein von äußeren Ehren und materiellen Vorteilen, haftete der Erziehung von früherer Zeit her noch manches an, das nicht direkt nutzbar gemacht werden konnte. Man fuhr fort, zum Beispiel, alte Sprachen zu lehren, obwohl sie keinen direkten Vorteil brachten. Viele Lehrfächer behielt man bei, die mit dem modernen Leben gar nicht zusammenhingen und, ohne Verbindung mit der eigentlichen Erziehungsidee, langweilig und trocken vorgetragen, widerwillig gelernt und möglichst schnell vergessen wurden. Die materiell plumpe Auffassung des Humanismus in letzter Zeit erinnert auffallend an ein merkwürdiges Mißverständnis, das einer der herrlichsten Lehren Epikurs widerfuhr. Der Philosoph verlangte von seinen Schülern, allabendlich stille Einkehr zu halten und die Ergebnisse des Tages nachzuprüfen. Dieses ethische Gebot wurde später dahin erklärt, daß Epikur als Gedächtnisübung verlange, sich abends auch an die kleinsten Ereignisse des Tages zu erinnern. Zur einfachen Gedächtnisübung

Vivre est le métier que je lui veux apprendre. — Celui d'entre nous qui sait le mieux supporter les biens et les maux de cette vie, est à mon gré le mieux élevé.

waren in letzter Zeit auch die humanistischen Studien. herabgesunken. Ihr ethischer Wert ging verloren durch pedantisches Mißverständnis. So ist es kein Wunder, daß nun Empörung gegen diese Studien überall hervortritt, daß die Naturwissenschaften und manche andere praktische Weisheit nicht nur ihr gutes Recht verlangen, sondern das Humanistische ganz verdrängen wollen.

Wir haben jedoch keinen Raum für Prinzipienreiterei, denn Eigensinn war noch nie so wenig am Platz. Es drängt die Zeit! Was wir schlecht machen an unserer Jugend, können wir nie wieder gut machen.

In beiden Lagern versäumt man, das Ideal der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, das an der Schwelle der neuen Zeit Goethe durch sein eigenes Leben erfüllte und in Wilhelm Meister künstlerisch festzuhalten trachtete. Wir erkaufen unsere Erfahrung durch Erlebnisse. Dies können der Jugend weder Schule noch Eltern ersparen. Es wäre auch traurig, denn unser Glück und unser Leid sind wir selbst und je schwerer uns ein Sieg, eine Errungenschaft geworden ist, mit desto größerem Stolze denken wir ihrer. Gute Erziehung gibt die Möglichkeit, Lebenserfahrungen zu sammeln, ohne bei dieser Eigenarbeit unterzugehen. Was dazu dient, ist Bildung, was nur Kenntnisse zusammenhäuft, wird höchstens Halbbildung sein. Die Folgen solcher Halbbildung machen sich im sozialen Leben schrecklich bemerkbar. Innerlich haltlose, morsche Existenzen erfüllen die Berufe, leben unbefriedigt dahin, nur von der Sorge gepeinigt, daß jede von außen

kommende Katastrophe sie und die ihrigen dem Elend überliefern kann. Ihnen fehlt die Energie zum Kampf, weil sie nicht zum Selbstdenken und zum selbständig Handeln erzogen sind. *Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden . . . Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.**)

Hier ist der springende Punkt. Dient ein pedantisches, rein theoretisches Studium den Zwecken des praktischen Lebens? Nein. — Ist es nützlich für das ideale Leben, zu meinem Glück? zu meinem Trost in schweren Stunden? Nein. — Dann fort mit dem Plunder! Aufgeräumt, Platz gemacht für bessere Dinge!

Wir befreien jetzt allmählich unsere Wohnungen von prätentiösem, geschmacklosem Zierat, von Staubfängern und Lichtschluckern. Fort mit diesen! Aber Platz soll sein für frische Blumen, für künstlerisch edlen Schmuck. Barbarisch wäre es, diese Freuden und diese Schönheit verbannen zu wollen. Denn ein großer Teil allen Lebens ist Leid. Darum muß ein großer Raum in der Erziehung allem gegönnt sein, was das ideale Leben fördert, was erhebt, erfreut, das Dasein bunt und schön macht, wie einen reich gewobenen

*) Goethe.

Teppich. Wunderbar zeichnete einst Bacon den Weg, den die Erziehung zur Schönheit beschreiten soll: *Unsere Studien sollen nicht bedeuten ein Lager zur Ruhe oder einen Klosterhof zum einsam werden, einen Turm, von dem aus wir hochmütig andere überblicken, eine Zwingburg, um feindliche Ausfälle zu machen, einen Kramladen, indem wir Ware halten, sondern eine tüchtige und glänzende Rüstung, einen Schatz, um stark, gut und vornehm zu sein vor Gott und den Menschen.*
Viele Eltern und Lehrer betrachten es als ihre Aufgabe, den jugendlichen Enthusiasmus abzukühlen und zu dämpfen. Nichts erzeugt aber so tiefes Mißtrauen, ja sogar Haß bei jungen Kreaturen! Sie fühlen sich in ihrem Heiligsten gekränkt und können solche Wunden nie verzeihen. Den Familien mangelt vor allem eine innerliche Interessengemeinschaft, um die rein äußerliche zu ergänzen. Was von der Familie ausgehend allen Berufsarten am heißesten not tut, ist gemeinsame Schaffensfreude.

Eines allein kann Mentor und Zögling, Vater und Sohn wirklich zusammenführen und diesem Moment begegnen wir auch in jeder Schilderung einer gelungenen, glücklichen Erziehung: es ist gemeinschaftliches Ergriffensein angesichts aller Schönheit. Nicht pedantisches Erklärenwollen von Kunstwerken jeder Art, sondern zusammen von gleicher Liebe beseelt sein, der Ältere dem Jüngeren seine Beobachtung freudig schenkend, der Jüngere dem Älteren seine unzerpflückte Begeisterung, so daß beide die Seligkeit des Gebens kennen und einander dankbar sind.

Es ist merkwürdig, wie ungebildet die sogenannt Gebildeten meistens sind, wie wenig sie mit ihrer sogenannten Bildung zu ihrer eigenen Freude und zum Genuß der anderen anzufangen wissen, wie ihnen die Möglichkeit fehlt, an Gelerntes anzuknüpfen, die Bücher mit dem Leben zu verbinden.
Ein unangenehmes Merkmal der Jugend allerorten — auch ihrer besseren Elemente — ist nur zu häufig ein mehr oder minder akuter Bildungsdünkel. Nichts ist trauriger als diese Beobachtung für den Denkenden. Ja, bilden wir den Geist unserer Jugend nur um ihr Herz zu verbilden? Lernen wir lesen nur um das Denken zu verlernen? Von der Bildung wurde einst geglaubt, sie müsse alle Menschen glücklicher machen und besser. War das nur ein schöner Traum? Ist der Analphabet, der treuherzig fühlt und originell, oft sogar poetisch denkt, wie das gut veranlagte Kind, nicht tausendmal besser als der trockene pedantische und hochmütige Bildungsphilister?
Dem nordischen Faust des 19. Jahrhunderts *Peer Gynt* tritt vor den Pyramiden in der Gestalt eines *Dr. Begriffenfeldt* der Geist des Pedantentums entgegen und vernichtet mit seinen *einschlägigen Kenntnissen* den Zauber des Augenblicks. Durch den Fluch, über ein amtlich geaichtes Wissen verfügen zu müssen, das nach verschiedenen Prüfungen und Schikanen dem Individuum für das *freie* Weiterleben einen ganz bestimmten Pferch anweist, haben viele, allzuviele einen Stich ins Schulmeisterhafte bekommen, der die schwellende Frucht des Lebens an

der Vollreife stört. Dieser Zustand ist die natürliche Folge der Erscheinung, daß die sozialen Gradwerte im Umschwung der Verhältnisse untergingen und daß die herrschenden Philister in Verzweiflung über den gefürchteten Wirrwarr an Stelle des natürlich Gegebenen das Stempelpapier setzten, das staatserhaltende Diplom. Erst wenn echter Berufsstolz von neuem reift, werden gesunde Verhältnisse das Übergangsstadium ablösen und das Gute aus alter Zeit neu gewinnen. *Besser als heute verstanden einander Stände und Berufe, weil jeder das Selbstgefühl hatte, das eine produktiv machende Bildung gibt, sei sie noch so eng umzirkelt; und im gegenseitigen Geltenlassen erst reifte der Geist sozialer Kultur.**)

Wir brauchen nicht totes Wissen, sondern lebendiges Wissen. Wir müssen vor allen Dingen Zweck und Mittel nicht länger verwechseln, sondern sorgfältig klarlegen, wozu unsere Jugend eigentlich lernen und *studieren* soll. Zuerst ganz selbstverständlich, um Kenntnisse zu erwerben, die im praktischen Leben nötig sind, um selbständig, fest und frei, arbeitsfähig und arbeitsfreudig in der Welt zu stehen. Aufstapeln von Kenntnissen genügt hierzu nicht.

Charakterausbildung ist kein Luxus, den spintisierende Philosophen erdachten, sondern eine Notwendigkeit. Das Gewissen muß entwickelt werden. Denn ein gesundes Gewissen ist das vornehmste Produkt der Erziehung. Angeboren ist es nicht, wenigstens nicht in

---

*) Karl Scheffler, *Bildungsideale.* Neue Rundschau XIX, 8.

seiner Vollkommenheit. Die antike Erziehung nahm sich, besonders nach den Lehren der Stoa, des Gewissens an. Ebenfalls die christlich-religiöse Erziehung. Das Gewissen unserer Jugend — vor allem in den höheren Ständen — ist da und dort zu wenig oder falsch ausgebildet. Entweder dieses Organ schrumpft ein und gibt einem grenzenlosen, staatsgefährlichen Egoismus Raum oder es leidet an Hypertrophie und krankt dann an überspanntem Altruismus, wodurch es ebenso staatsgefährlich wirkt.

Die zweite, ideale Aufgabe, die mit mehr Bewußtsein gepflegt werden sollte, ist diejenige, der Jugend einen Besitz zu schenken, kostbar in den guten Tagen, in den schlechten Tagen, bis in den Tod.

Der Bildungsstoff, der früher so viel kleiner war als jetzt wurde einst besser assimiliert, ging in Fleisch und Blut der Lernenden über. Um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, man besaß scheinbar weniger, aber in Wirklichkeit mehr, denn man hatte mehr davon. So genießt man besser einige feine Gegenstände, die man sich durch Sparsamkeit und geduldige Arbeit gönnen durfte, die man liebevoll selbst aufstellt und in der Wohnung verteilt, als der Milliardär ein ganzes Museum von Kostbarkeiten genießt, das ihm ein Gelehrter zusammensuchte, und ein Tapezierer aufstellte.

Die Frucht bisheriger Bildung ist vielfach ein müdes, schier ekelvolles *nil admirare*. Die Frucht richtig verstandener Bildung muß aber jene ruhige Verehrung sein, die Goethe empfahl, jene vornehme Getragenheit und Gelassenheit, die so wohltuend aus den Biographien

der Großen leuchtet und die allein aus dem vornehmen Umgang mit den besten Büchern der Weltliteratur entstehen kann. Modernen Menschen wird es schwerlich einfallen, sich in Kummer und Anfechtung durch die Lektüre eines Cicero oder eines Seneca aufzurichten. Aber rührende Briefe und Memoirenblätter, ja Sprüche an die Wände alter Gefängnisse geschrieben, zeugen davon, welchen Trost vergangene Größe einst starken Seelen gewährte. Die Jugend ist die Zeit, in der wir Freundschaften schließen fürs Leben. Die höheren Bildungsanstalten sollen uns mit Freunden versorgen im wirklichen und symbolischen Sinn. Denn sie sollen zärtlich und begeisterungsfroh stimmen für jene, die am besten Freundschaft verdienen, für alle Großen aus der Vergangenheit. Mit unserem Kummer, mit unseren Freuden, mit unserer Begeisterung, mit unseren Zweifeln treten wir dann mutig zu jenen Unsterblichen heran, zu jenen Führern so vieler Generationen, die auch uns ihre Weisheit und ihre Liebe nicht versagen. Alle wirklich großen Menschen haben die Jugend rührend geliebt und sind von dem heranwachsenden Geschlecht rührend verehrt worden. Wie umschwärmten die Schüler einen Sokrates, wie jubelten die Studenten einem Schiller zu, wie stiegen sie auf Leitern, um einem Ruskin gläubig zu lauschen! Die Jugend kann und darf Philosophen wie Dichter nicht entbehren. Wo sie fehlen, ist sträflicher Raub an den jungen Seelen geschehen.

Doch unser auf praktische Ziele gerichtetes Leben drängt, wir haben keine Zeit zu verlieren. *Der erwerbende Kulturmensch möchte gern geschwind recht*

*viel mitlernen und mitgenießen, muß aber mit Schmerzen das Beste anderen überlassen. Andere müssen für ihn gebildet sein, wie für den großen Herrn des Mittelalters andere beteten und sangen.**) In Amerika suchten die Männer diesem Übelstand zunächst dadurch zu steuern, daß sie alles Schöngeistige den Frauen überließen, ähnlich den Rittern des Mittelalters, die Frauen und Mönchen einst solche Herrlichkeiten überlassen hatten.

Aber das ungeheuere Material des heutigen Wissens, wie soll es nur einigermaßen bewältigt werden? Wie ist es in der Gegenwart möglich, dem notwendigen Beruf oder Erwerb nachzugehen und außerdem ein vollgültiger Mensch zu sein? Wenn wir die berühmtesten Erziehungsromane verschiedener Epochen vergleichen, sehen wir überall nichts anderes als ein Land Utopien vor uns schimmern. Rührend blickt durch alle Phantasien die Sehnsucht hindurch, der künftigen Jugend ein vollkommenes Ausleben zu gönnen. Ist die ganze Geschichte der Menschheit, jene Geschichte, die ein italienischer Historiker**) *eine Selektion mittels des Schmerzes* nennt, etwas anderes als ein gewaltiger Erziehungsroman? Das brennende Interesse, das wir den Biographien und Autobiographien berühmter Männer entgegenbringen, beruht vielfach auf dem Interesse, das ihr Bildungs- und Werdegang einflößt. Wir wollen aus ihrer Geschichte erkennen, wie sie sich selbst erzogen haben und wie

*) Burckhardt.

**) Graf Pasolini *Die Säkularjahre.*

sie das Leben erzogen hat. Auffallend ist bei allen großen, vollentwickelten Menschen, wie viel Autodidaktisches ihre Bildung enthält, wie viel Empörung sie fühlten gegen pedantischen Zwang und gegen allzu systematisches Lernen. Diese Erkenntnis ist eine rechte Mahnung gegen die Gefahr eines der schwersten Irrtümer, der im 19. Jahrhundert entstand und sich mit dem Satz bezeichnen läßt: *System über alles! Wenn auch der Mensch dabei untergeht, das System muß gerettet werden.* Wie heute pedantischerweise dem kaum entwöhnten Säugling Spinat oder gelbe Rüben trotz seines Widerwillens in bestimmter Grammzahl zugewogen und eingeflößt werden, so muß auch eine bestimmte Art und ein streng vorgeschriebenes Quantum geistiger Nahrung von den Lernenden hinuntergewürgt werden. Einerlei wie es ihnen bekommt, als ob der Mensch, wie die Maschine, gespeist werden könnte und müßte. Es sieht wohl nicht so grausam aus, wie das Füttern mit unwillkommener Nahrung, aber es ist im Grunde ebenso grausam, wie das System der alten, strengen, väterlichen Zucht, von der Familienchroniken berichten, daß wohlmeinende Väter ihre Söhne prinzipiell allwöchentlich durchprügelten zu Nutz und Frommen der Seele, mochten sie etwas angestellt haben oder nicht. Denn — so sagt die Chronik — *die Erbsünde wirkte alldieweil.* Naturerkenntnis lehrt, daß in unserem eigenen Leib manches Organ sich überlebt hat, manches einst nützliche sogar gefährlich geworden ist, so daß die Entwickelung es verkümmern läßt oder ein operativer Eingriff den Schädling entfernt. Auf psychischem Ge-

biet verhält es sich ähnlich. Viele Formen des instinktiven elterlichen Sorgens und Betreuens, die in einfacher gearteten Zeiten nützlich sein mochten, müssen abgestoßen werden, weil sie den vielseitigen modernen Anforderungen nicht mehr gewachsen sind und die Jugend hemmen statt sie zu fördern. Was nie genug berücksichtigt werden kann, ist der Umstand, daß die Menschen einander sehr ungleich sind und daß es verschwenderisch ist, die natürlichen Anlagen zu verbilden oder zu verkrüppeln. Die Lehre, die durch alle Erziehungsromane, durch alle Biographien berühmter Menschen zieht, wiederholt Campanellas Wort:
Ein jeder ist Herrscher in dem, was er versteht.
Aber kläglich und traurig fühlt, handelt, wirkt ein jeder im aufgezwungenen Beruf, zu dem irgend ein Vorurteil ihn zwang. So verlangte der Vater Benvenuto Cellinis von seinem Sohn, daß er die Flöte blasen lerne, weil er dies für vornehm hielt und verachtete das Handwerk des Goldschmieds, zu dem der Sohn Neigung verspürte. Ist es nicht besser, ein lustiger Goldschmied als ein trauriger Flötenbläser zu sein? Lustiger und vornehmer dazu? Ein einfaches Rezept zur Glücksbereitung gab Aristoteles in dem Wort: *Das Vergnügen besteht in zwangloser Entfaltung der uns natürlich innewohnenden Gaben.* Es ist unheimlich zu denken, daß abertausende von Existenzen seit Aristoteles durch die verschiedenartigsten Vorurteile daran gehindert werden. Vielleicht am meisten durch das Vorurteil, daß unser Leben durchaus nicht zum Vergnügen sich abspiele, sondern den Zweck habe,

sich selbst und anderen alles recht sauer werden zu lassen. Pedantisches Mißtrauen erhob sich gegen jede arbeitverklärende Freude.

Doch freudlose Erziehung erreicht nur das traurige Ziel, die Kinder nicht allein physisch sondern auch psychisch kurzsichtig zu machen, irgendwie schief wachsen zu lassen. Noch tastender, ungeschickter als die Knaben wurden im allgemeinen die Mädchen erzogen und die gutgemeinten Reformbestrebungen auf diesem Gebiet können nirgends das Fehlen der wichtigsten Erziehungskraft ersetzen, der wahrhaft mütterlichen Mutter, die durchaus nicht selbstverständlich ist, noch sehr oft angetroffen wird. Ebenso wie die geschlechtliche Liebe kann auch die Mutterliebe nur durch bewußtes hohes Schönheitsempfinden zu idealer Größe entwickelt werden, aber in allzu häufigen Fällen bleibt sie in unverständigem Egoismus stecken. Untüchtige Mütter jeden Standes sündigen ebenso und vielleicht viel mehr an der Erziehung als die verkehrten Schulen mit ihren ungenügend entwickelten Lehrkräften. Es ist auffallend, daß unter den großen Männern und Frauen alle, die glücklich wurden, gute Mütter besaßen. Mütter, die in ihren Kindern nicht nur Objekte der Eitelkeit sahen, sondern die ehrwürdige Tradition liebten und das Recht der Jugend trotzdem achteten. Manchmal sind es nicht die Eltern allein, sondern die Schwerkraft der ganzen Familie lastet auf der Jugend, um die Mädchen in trauriger Unselbständigkeit zu erhalten, die Knaben zu einem ungeliebten, aber dem Ehrgeiz des Hauses schmeichelnden Beruf

zu zwingen. Wie mancher Offiziers- und Beamtensohn von heute hat Lust und Talent zu den freien Berufsarten des Erwerbslebens. Er findet kaum den Mut, sich selbst darüber klar zu werden, denn alle, die er liebt und mit denen er innig zusammenhängt, würden sich schroff seiner Wahl entgegenstellen. Das eigentliche Wesen, der selbstverständliche Zweck aller Bildung wird noch immer mißverstanden, wie man ihn seit alters verkannte.
Ich bin überzeugt, daß mancher Handwerkersohn lieber das väterliche Handwerk oder irgend ein Gewerbe ergreifen möchte, als zur Überfüllung der Gymnasien und zu deren wahnsinnig geschraubten Anforderungen beizutragen, daß er — ohne ein *Studierter* zu werden — vornehmer, glücklicher, freier und stolzer leben könnte, wenn ihn falsche Ehrsucht, wie diejenige von Cellinis Vater, nicht falsch bestimmt hätte.
Ach! Wie viele unter uns müssen irgend eine Flöte blasen, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, mit der possierlichsten Anstrengung, ohne rechten Gewinn weder für sich noch für andere, weil grimmes Vorurteil dieses Geblase für vornehm oder vorteilhaft hält, weil der Bläser selbst vielleicht glaubt, seine Pflicht zu erfüllen. Verschwender des Lebens, haltet ein! Habt Mitleid mit der heiligen Jugend!
Wehe dem, der zu seiner Pflicht nicht sagen kann: *Ich hab' Dich lieb!* Wir sollen uns und andere zu rechtem Stolz erziehen, zu gottbegnadeten Herrschern in dem Gebiet, das uns zukommt, statt zu elenden Pfuschern oder scheuen Usurpatoren in irgend einem

Reich, das nicht unser ist und niemals wirklich unser werden kann.
Ich will hier gewiß nicht den hochmütigen Laffen das Wort reden, denen das väterliche Gewerbe nicht gut genug dünkt, die scharenweise aus festen Berufen desertieren, um zur Kunst überzulaufen. Unter dem Vorwand Künstlernaturen zu sein, verbummeln sie dann elend und schmachvoll im Leben. An solchen Deserteuren rächt sich die eigene Verblendung schlimm genug. Diesem modernen Übel — das Kunstproletariat erzeugt — soll die Erziehung vorbeugen, indem sie rechtzeitig Spreu und Weizen sondert. Den Eltern, wie den jungen Menschen selbst, soll sie die Augen öffnen, damit sie wahre Fähigkeiten erkennen und zur Blüte bringen, wie günstiges Wetter in der Natur die Keime weckt. Arbeit und Anstrengung darf keinem geschenkt sein. Es ist schon schwer und mühsam genug, das richtig zu lernen, wozu man Talent hat. Aber es ist doch ein ander Ding, einen schönen Berg zu besteigen oder dieselbe Muskelkraft in einer Tretmühle zu vergeuden.
Soll der Mensch nicht verkümmern, so darf der edle Spieltrieb in ihm niemals vernichtet werden. Der Spieltrieb hat zu allen Künsten und fast zu allen Erfindungen geführt. Bei den primitiven Völkern zeigt die Arbeit, je weiter man ihren Ursprung verfolgt, immer mehr Ähnlichkeit mit dem Spiel und fällt schließlich mit ihm zusammen. Dieses Ursprungs soll sich die Arbeit immer erinnern dürfen, um nicht zu traurigster, mechanischer Tätigkeit zu erstarren, um Stolz und Glück statt Joch und Sorge für die Sterblichen zu bedeuten.

Die allgemein herrschende, wenn auch nur dumpf ins Leben gedrungene Philosophie der Zeit beeinflußt alle Erscheinungen. Sie hat als *mechanistische* Erklärung des Daseins, als Zurückführen der Entwicklungsmomente auf zufällig entstandene, dann aber physikalisch-chemisch sich abspielende Bildungen die Art des Erziehens — wie mich dünkt — bei den letztvergangenen Generationen bestimmt. Eigentlich paraphrasierte diese Auffassung das Scherzwort, daß mit dem Amt auch der Verstand komme. Er kommt wohl, aber nur wenn das Geschöpf, das ein Amt bekleiden soll, nicht verbildet ist, sondern im Stande selbständig zu handeln. Selbst wollen können und genau wissen, was man will und warum man es will — im größten wie im kleinsten, namentlich bei geringfügigsten Dingen — muß eine vernünftige Erziehung lehren. Es ist die beste Gabe Erwachsener für ihre Nachfahren. Keiner ist ein Mann, der nicht ein selbstgemachter Mann ist.
An sich neigt die Jugend zu possierlichem, etwas affenartigem Dünkel; diese Neigung zu idealisieren, aus ihr eine rechte Triebkraft gesunden Stolzes zu machen ist die große Aufgabe weitdenkender Lehrer. Manche schlechte Eigenschaft ist nur der wilde Schößling einer guten. Wie herrlich, wenn liebevolle Hand unmerklich aus Trotz und Eigensinn, beharrlichen Eifer, ruhige Energie veredelt! Daß sie es mit lebenden, von innen heraus biegsamen Wesen und nicht mit Maschinen zu tun haben, erkennen nun geistvolle Schulmänner und machen sich daran, das Leben mit dem Lernen zu verbinden. Sie erkennen in der

Arbeitsfreude das Grundelement aller Bildungsmöglichkeit.

Diese Freude ist aber geknickt, sobald nur mürrisches, rechthaberisches Wesen die Pflanzstätten der Jugend betreut, sobald dem Nachwuchs die Möglichkeit fehlt, selbst im eigenen Schaffen Verbesserungen, Vorteile und Verschönerungen zu versuchen. Auch die geringfügigste Arbeit kann schön gemacht und daher im höchsten Maß ehrwürdig sein. Liebevolles Interesse für jeden Schaffensdrang der Jugend kann uns am ehesten ihr Herz gewinnen, denn sie will ernst genommen sein und hat ein Recht darauf.*)

*) Einige Stellen dieses Kapitels entstammen meinem mehrfach gehaltenen Vortrag über Bildungsfragen. (Erschienen bei K. G. Curtius, Berlin 1906.)

KAPITEL XVIII

WOHLTÄTIGKEIT

In Chicago hat man vor einigen Jahren an der Universität eine Professur gegründet mit der Aufgabe, die Wohltätigkeit wissenschaftlich zu beleuchten, damit sie praktischer und moderner geleitet werde. Die Lösung dieser Frage ist eine im höchsten Sinne ästhetische und nirgends hängen die Begriffe von gut und schön inniger zusammen. Aber so leicht es scheint, mit reichlichen Mitteln und Lust an der Sache auch vorteilhaft zu wirken, so schwer ist es in Wahrheit und so viel wird oft von jenen verdorben, die mit dem besten Willen wohltätig sind. Schwierig und verworren ist die Wohltätigkeit von heute im Vergleich zu den naiven Taten der Heiligen, eines Martin, einer Elisabeth, von deren Legenden so Anmutiges berichtet wird. Ihr Begriff und ihre Betätigung haben interessante Wandlungen durchgemacht. Die ursprüngliche Lebensweise vertrug keine Barmherzigkeit. Selbst den Kräftigsten und Fähigsten wurde die Existenz schwer, alle Schwachen, Hilflosen und Kranken mußten von der Familie oder dem Stamm abgestoßen werden. Bei plötzlicher Flucht etwa war es unmöglich, hilflose Geschöpfe mitzuschleppen, sie wurden verlassen oder, wenn man ihnen barmherzig sein wollte, getötet. Ein französischer Roman aus dem 18. Jahrhundert, den die *Rückkehr zur Natur* heraufbeschworen, erzählt, daß auf manchen Inseln die Greise selbst den

Tod verlangten, um dem jungen Nachwuchs nicht zur Last zu fallen. Die Sitte schwächliche Kinder auszusetzen, war vor alters allgemein, auch in Hellas wohlbekannt. Plato verlangt noch im *Staat* die Aufrechterhaltung dieses Brauchs, denn sein Reich sollte nur von möglichst vollkommenen Menschen bewohnt werden. Die Sitte sollte auch gegen Überbevölkerung schützen und gegen das Elend, das allzugroße Zunahme der Menschen erzeugt. Besonders klar geht solche Anschauung aus dem sonst so zarten Schäferroman des Longinus *Daphnis und Chloë* hervor. Der kleine Daphnis wird als Säugling ausgesetzt, nur um das Erbteil der bereits vorhandenen Kinder nicht zu schmälern. Später findet er seine Eltern wieder. Da unterdessen die anderen Geschwister bis auf einen Bruder gestorben sind, freut sich die Familie des unerwartet Heimgekehrten und alle umarmen sich gerührt. Nirgends ist von tragischer Schuld der Eltern oder von Reue die Rede.

Ein Weiser Griechenlands hätte unsere Wohltätigkeitsanstalten — wie etwa Findelhäuser — nicht begriffen, unsere Kinderbrutanstalten unmoralisch gefunden und alle Bemühungen, minderwertige Geschöpfe am Leben zu erhalten, als Frevel an Göttern und Menschen betrachtet. Die Olympier liebten nur blühendes Leben, gesundes, kräftiges Heldentum. Ihr Symbol ist Artemis, die sich ihrer inneren, göttlichen Natur nach grausam abwenden mußte vor dem sterbenden Hippolytos. Viele Formen des Elends wurden mit Grauen als Strafe des Schicksals angesehen und Hilfe wäre unter Umständen sogar als Auflehnung gegen die

göttliche Weltordnung angesehen worden. Ähnlich dachten Hiobs Freunde.
Nur die Wohltat edler Gastfreundschaft zeigte die Milde im Altertum. Der umherirrende Fremdling stand unter dem Schutz des Zeus und wurde mit größter Achtung behandelt. Er mußte weder Heimat noch Namen offenbaren. Als Antinoos auf Ithaka den als Bettler verkleideten Odysseus mit dem Schemel warf, antwortete erschrocken einer der Freier:

Übel, Antinoos, tatst du den Wurf nach dem armseligen Fremden.
Rasender, wenn er nun gar ein Unsterblicher wäre vom Himmel!
Denn auch selige Götter in wandernder Fremdlinge Bildung,
Jede Gestalt annehmend, durchziehen oft Länder und Städte,
Daß sie der Sterblichen Frevel sowohl wie Frömmigkeit anschaun.

In der Großstadt Rom begannen erst die Reichen sich der Armen anzunehmen, als der Pöbel sich den Machthabern feindlich drohend entgegenstellte. Wohltätige Getreideschenkungen, die später von der Menge als unumstößliches Recht verlangt wurden, kamen auf und kluge Priester forderten in den Tempeln von den Gläubigen Almosen für ihre Armen. Doch die regelmäßige Fürsorge bei Kranken und Elenden blieb unbekannt und es läßt sich im allgemeinen behaupten, daß kernige Gefühle für Vaterstadt und Familie sowie schwärmerische Freundschaften genügten, um das Herz des klassischen Griechen oder Römers zu erwärmen. Nichts lag seiner gesunden Natur ferner als die nagende Sehnsucht eines modernen Altruisten. Im größten Gegensatz zu der antiken Weltanschauung sehen wir Indien, die eigentliche Heimat des Wohltätigkeitsideals. Fortwährend

lehrten seine Mystiker Abkehr von Vaterlandsliebe und Familiensinn, von Erwerbstrieb und Genuß des Erworbenen. Seine idealen Königssöhne entsagten dem Thron, wurden Bettler und beschützten jedes Bettlertum, jedes Elend als heilig. Die Unruhe über fremdes Leid, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft zu helfen, ist der Grundzug indischer Philosophie und berühmte Bibelworte, wie *Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht! Sammelt einen Schatz im Himmel!* haben ihren ersten eigentümlichen Ausdruck bei den Dichtern buddhistischer Weltanschauung gefunden. Richard Wagner kommt in seinen Briefen immer und immer wieder auf eine Stelle der Lehre Buddhas zurück. Es heißt darin, nicht der Bettler habe uns zu danken, sondern wir dem Bettler, da er uns Gelegenheit gibt, der eigenen Seele wohlzutun. Diese Auffassung ist höchst interessant, denn sie ist der Grundzug christlicher Barmherzigkeit geworden, im edelsten und im schlimmsten Sinn. Im schlimmsten Sinn, weil die Notwendigkeit milder Gaben für die egoistische Sorge um eigenes Seelenheil zur Werkheiligkeit führte, im edelsten Sinn, weil ganz reine, mystisch entflammte Herzen zu allem Mitleidswerten in selbstloser Liebe entbrannten und kein Verdienst sondern einen Genuß im Wohltun fanden. Die schöne Eigenschaft praktischer selbstverständlicher Hilfeleistung, die orientalischen Philosophen seit Urzeiten erstrebenswert dünkte, wurde von Christus besonders hochgeschätzt und im Sinne indischer Mystik in seine Lehre aufgenommen. Fortwährendes Wohltun strömte

als Lebensatem, als eigenster Hauch seines Wesens von ihm aus. Die Armenpflege als System war allerdings noch primitiv, Judas führte den Säckel und mißgönnte oft den Gebrauch des teueren Geldes. Ein System, das in kleinen Verhältnissen sehr zweckdienlich gewesen zu sein scheint, wurde von den jungen christlichen Gemeinden mit rührender Ordnung geleitet und trug ungeheuer viel zur Ausbreitung der neuen Lehre bei. Es ist bemerkenswert, daß den männlichen Armenpflegern, den Diakonen, auch Pflegerinnen zugeteilt wurden und daß die Reihe der berühmten christlichen Frauen mit mancher edlen Wohltäterin begann.
Es soll hier ein Moment in Betracht kommen, dem bis jetzt die gebührende Wichtigkeit in der Geschichte des christlichen Gedankens nicht zugewiesen ist. Trotz einzelner hervorragender Frauen in Griechenland und Rom war die Geistesrichtung antiker Religion und Philosophie eine durchaus männliche. Einen bemerkbaren Einfluß der Frauen im allgemeinen auf Gedanken und Gefühle konnte man nicht wahrnehmen. Zur Zeit der christlichen Aussaat war mit der weiblichen Hälfte der zivilisierten Menschheit eine große Wendung eingetreten. Fortgeschritten genug, um nach einer ihrer Natur zusagenden und ihrem herangereiften Gemüt entsprechenden Religionsphilosophie Verlangen zu tragen, eroberte sie als ureigenstes Gebiet das Heilen und Helfen, das Reich der Sympathie. Die orientalisch-mystischen Religionen, die der weiblichen Leidenschaft des Mitleids schmeichelten, waren willkommen. So schwärmten die Frauen für das Leiden und Sterben

des Adonis. Eine Religion, die — wie die christliche — eine dem weiblichen Gemüt so zusagende Eigenschaft, die Barmherzigkeit, als höchste und erlösende Tugend pries, mußte Begeisterung erwecken. Die Frau handelte schwärmerisch aber nicht unedel, als sie ihr Herz einer Lehre zuwandte, die Wohltun gegen andere, aber Grausamkeit gegen das eigene Selbst verlangte, ihr die Wonne des Altruismus gab, aber die Lust natürlich sinnlicher Liebe verdarb. Die alten Frauen triumphierten über die Jugend, denn nun war mit der kurzen Blütezeit nicht alles ausgespielt. Mitleid und Barmherzigkeit sind viel leichter unter Armen und Unglücklichen zu finden als unter Reichen. Sklaven waren mit diesen Gefühlen gewiß vertrauter und zeigten sich wohltätiger gesinnt als ihre Herren. Daher fanden die Barmherzigkeitsgebote schnelles Verständnis bei ihnen. Sklaven schämten sich nicht Mitleid zu erregen oder zu fühlen. Sie durften winseln und sich trösten lassen, während die Herren der Welt ihr Haupt mit der Toga verhüllten oder einen stolzen Tod zu suchen verstanden. Die gewaltige Ausbreitung des Christentums, seine baldige Ausschmückung mit lieblichen, naiven Mythen, sein triumphierendes Aufstellen des Mitleids als heiligste Tugend, dies alles läßt sich gut dadurch erklären, daß es vom Frauengemach und der Kinderstube ausging, die beide unter dem Einfluß christlicher Sklaven standen. Die neue Moral mit Höllenstrafe und Himmelslohn war eine Frauen- und Kindermoral im Gegensatz zur stoischen Mannestugend, die sich in ihrem Rechtsbewußtsein über

die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Lohn hinwegsetzte.
Aber die Anhänger der Stoa hielten sich allein unter Männern, ließen ihre Kinder von Sklaven erziehen und hatten so teil am Weltsieg der neuen Lehre. Dieser Sieg ist von den Philosophen aller Zeiten gern befehdet worden, am heftigsten vielleicht und einseitigsten von Nietzsche. Nicht nur auf spekulativem, sondern auch auf praktischem Gebiet ist die Wohltätigkeitslehre, die höchste Errungenschaft des Christentums, heute feindlicher Kritik unterworfen. Sozialempfindende erheben den Vorwurf, man wolle auf dem Weg der Wohltätigkeit lösen, was nur auf dem Weg der Gerechtigkeit zu lösen sei und stützen sich darauf, daß die Christen, anstatt die Gütergemeinschaft, die anfangs herrschte, konsequent durchzuführen, die Armut für heilig und notwendig erklärten, damit der reiche Mann durch Almosen seine Seligkeit verdienen könne. Das sozial stark ausgeprägte Gefühl geht dahin, die beleidigende Wohltat abzuschaffen, indem alle gleichmäßig reich oder vielmehr gleichmäßig arm gemacht werden. Der Sozialist findet jede mildtätige Bestrebung unwürdig und demoralisierend. Diesen schweren Vorwurf verdient die christliche Wohltätigkeitsidee keineswegs, denn die Übelstände, die sie mit sich brachte, waren bei den gegebenen Eigenschaften der menschlichen Psyche kaum zu vermeiden. Es ist viel leichter gütig und wohltätig als gerecht zu sein. Nur von dem Leichteren kann der Fortschritt zum Höheren gelingen. Im Mittelalter hätte Voltaire wohl Gaben verteilt, im Zeit-

alter der Aufklärung bestand sein Almosen darin, daß er, der alte, kranke und gebrechliche Mann die unglaublichste Energie, das schönste Organisationstalent entwickelte, um der Schweiz die heute noch blühende Uhrenindustrie zu schenken, daß er, der ungerecht Verketzerte, Verurteilte und Verfolgte fremde Angeklagte rettete und so die Justizmorde der Ketzerei auf immerdar unmöglich machte. Der vielfach als Antichrist verschrieene Voltaire ist einer der selbstlosesten Wohltäter gewesen und hat für die christliche Barmherzigkeitsidee mehr geleistet als mancher Heilige.
Auch die Feinde des Christentums, sofern es große, seiner würdige und edle Feinde waren, konnten seinen idealsten, tiefsten Gehalt nicht mehr entbehren und brachten ihm Ehre. So erging es dem Kaiser Julian, der das System der Mildtätigkeit in den Götterglauben aufnehmen wollte und seine Anhänger wiederholt ermahnte, sie sollten sich in dieser Beziehung nicht von den Widersachern beschämen lassen, wohlzutun sei selbstverständlich und man brauche deshalb an keinen gekreuzigten Gott zu glauben. Wohlfahrtsanstalten und Systeme, die des religiösen Momentes entbehren, können unter Umständen zweckdienlicher erscheinen, sind aber stets in Gefahr nüchtern und schablonenhaft, schließlich pedantisch rücksichtslos zu werden. Es fehlt ihnen ein Schwung der Begeisterung, eine Herzlichkeit, die zwischen Geber und Gebendem jede falsche Scham vernichtet. Hingegen sind die Mildtätigkeiten, die von der Kirche ausgehen, vielfach von Heuchlern und Schwindlern heimgesucht, ja sie brüten

oft Heuchelei und Schwindel geradezu aus. Beispiele gab es immer seit dem offiziellen Anfang des Christentums. Schon damals zeigten sich nach außen wohltätige Frauen, die ihre nächsten Pflichten versäumten, um in der Versammlung mit Almosengeben zu protzen, oder solche, die sich durch sogenannte gemeinnützige Tätigkeit eine Stellung in der Gesellschaft erringen wollten.
Es ist ferner nicht zu verkennen, daß einer allgemeinen Erschlaffung Vorschub geleistet wird, wenn gerade die Besten irdische Güter verachten und ganz verschenken, wenn Bettlertum für ehrwürdiger gilt als Besitz. Solche Erschlaffung ist charakteristisch für die Jahrhunderte, in denen das römische Weltreich unterging zusammen mit der antiken Kultur. Die Freude am Genuß, die das Altertum so gut kannte, war endgültig durch Barmherzigkeit vertrieben. Schwere Gewitter zogen fast vernichtend über das Kulturland und nach jedem Schrecknis überwölbte den Himmel das Mitleidsideal als Regenbogenbrücke von Diesseits nach Jenseits. In rauhesten Zeiten entwickelte sich die entsagungsfrohe Tugend des Wohltuns zu einem Zartgefühl, das die glänzende Vergangenheit niemals geahnt hatte und dem auch der nüchternste Erforscher menschlicher Seelenzustände mit Rührung begegnen muß. In Italien entstanden verschiedene Brüderschaften, deren Aufgabe es war, Kranke zu pflegen, Arme zu beerdigen, Gefangenen und Verurteilten Trost zu spenden. Die Mitglieder waren vermummt, denn sie wollten sich nicht der guten Taten rühmen, sondern arbeiteten nur zur Ehre Gottes. Auch mitten im festlichen

Gelag durfte man der Armen nicht vergessen. Wenn der Blick bei den Florentiner Gastmählern des 12. Jahrhunderts über den reichen Tafelschmuck schweifte, über silberne Schüsseln und Becher, haftete er sinnend auf den schön gearbeiteten Salzfässern, deren Inschrift an Not und Armut gemahnte.*)
Den Mönchen wurde eingeschärft, die Armen im Krankenhaus mit Ehrfurcht zu behandeln und ihnen die Medizin mit gleicher Sorgfalt zu reichen, als wären es große Herren. Es dürfte vielleicht nicht ganz überflüssig sein, im Zeitalter der praktischen Ästhetik an diese Regel zu erinnern. Auf solchem Boden wuchs die zarteste und vollkommenste Erscheinung christlicher Mystik, Franz von Assisi. Er ist einer der seltsamsten Dichter der Menschheit, sein ganzes Leben ein Lobgesang des milden Sinnes, des schrankenlosen Liebesgefühls. Wie auf Christus selbst haben sich manche moderne soziale Bestrebungen auf den Heiligen von Assisi berufen. Diese Berufung ist falsch, denn der *sposo della poverta* (Bräutigam der Armut) hatte nichts weniger als soziale Umwälzungen im Sinn. Er fühlte eher Mitleid als Haß für den Reichtum, denn Jener schien ihm elend, der den Goldstücklein in der Truhe zulieb den goldenen Sonnenschein nicht sah, der so sehr am irdischen Besitz klebte und aus Angst vor dem Tod tausendmal starb, statt die Freude der Erlösung anzuerkennen. In diesem Sinn sagte er: *Wer nichts hat, besitzt alles.*

*) Bekannt ist der Vers auf solchem Salzfaß:

Cum sis in mensa,
Prima de paupere pensa.

Dem Dichterheiligen Italiens steht als Apostel der Mildtätigkeit St. Vincent de Paul zur Seite, der den Orden der barmherzigen Schwestern gründete. Dieser Orden hat unendlich viel Gutes gestiftet und seine Vertreterinnen verbinden den ästhetischen Gedanken der schönen Tat auf das edelste mit den kirchlichen Geboten. Neuerdings erweisen sich Mitglieder der Heilsarmee ebenso heldenhaft im Dienste des abstoßendsten Elends. Die vollkommene und deshalb fast immer schwärmerische Hingabe der Frauen kann des religiösen Moments nur schwer entbehren. Darum ist es noch nicht gelungen, die geistlichen Pflegerinnen durch gleichwertige weltliche zu ersetzen. So wünschenswert ein solcher Ersatz vielen erscheint, teils aus politischen, teils aus praktischen Rücksichten, seiner Durchführung stellten sich immer individuelle Hindernisse entgegen. So blieben denn an erster Stelle jene selbstlosen Mädchen, die für sich mit dem Leben abgeschlossen haben und durch Askese wie durch unbequeme, meist unhygienische Kleidung ihren Beruf so anstrengend machen, daß sie ihm vielfach in frühem Alter zum Opfer fallen. Die grundsätzlich und systematisch durchgeführte Pflege armer Kranker war eine der ersten und ernstesten Errungenschaften des Christentums. Manche Freske schildert, wie sich eine goldstrahlende Prinzessin zu leichenfahlen Bresthaften neigt. Die Legende erzählt, daß eine fromme Frau namens Elisabeth einen Aussätzigen von der Straße her ins Haus nahm und bettete. Als der Eheherr darob erzürnte, erhob sich der Beherbergte als strahlender

Christus aus den Lumpen. Die Könige von Frankreich genossen nach dem Volksglauben das göttliche Vorrecht, schlimme Krankheiten heilen zu können. Sie unterzogen sich dieser Heilaufgabe mit rührender Gewissenhaftigkeit. Die an Geschwüren und Geschwülsten Leidenden wurden, ehe der Herrscher kam, in zwei langen Reihen aufgestellt. Nach Schilderung eines Deutschen, der dieser Zeremonie unter Ludwig dem XIV. beiwohnte, legte der König jedem die Hand auf das Haupt und sagte: Gott heile dich! Dann küßte er ihn. Oft harrten an achthundert Menschen, die unter fortwährendem Trommelwirbel auf diese Art behandelt wurden. Wenn sogar Könige von religiös wohltätigem Eifer zu solcher Selbstverleugnung hingerissen wurden, so darf man trotz aller Bewunderung auch nicht verkennen, daß der mit Wohltätigkeit verknüpfte Aberglaube ein schweres Hindernis für hygienischen Fortschritt bildete. Die günstige Wirkung individueller Seelengröße wurde vielfach durch Erschweren wissenschaftlicher Forschung wettgemacht. Einer der ersten, der den Weg von privater zu öffentlicher Fürsorge beschreiten wollte, war Thomas More. In seinen Utopien stehen Krankenhäuser vor der Stadt, in denen die Bürger unentgeltlich gepflegt werden. Der Philosoph treibt seine Menschenfreundlichkeit bis zur höchsten Spitze: Leidenden, die jeden Geschmack am Leben verloren, wird mit barmherziger Feierlichkeit von Ärzten und Priestern der Todesbecher gereicht, sobald sie es wünschen.

Im modernen Sinn systematische Armen- und Krankenpflege brachte das 18. Jahrhundert. Staunenswert

und weit verzweigt sind ihre Fortschritte seit der Humanitäts- und Aufklärungszeit. Der Beruf des Arztes streifte die letzten Hüllen des Charlatanismus ab, Forscher und Erfinder wurden in weiterem und höherem Sinn Wohltäter der Menschheit, als es einst die schwärmerischen Ritter der Barmherzigkeit waren. Ein Jenner befreit von den Blattern, ein Abbé de l'Épée erfindet Methoden, um den ärmsten und verlassensten von allen, den Taubstummen, Trost in ihrer Nacht zu spenden, ein Simpson entdeckt und verwertet das Chloroform als schmerzstillendes Mittel und vernichtet damit eine größere Summe von Qual, als Dante sie im Inferno beschrieben. Hygienische Gesetze wurden erlassen, die sich mehr und mehr zu allgemeinen Maßregeln entfalteten. Allen Staaten voran schritt England. In der Huldigungsadresse, die von der Sanitätsbehörde der Königin Viktoria zum Regierungsjubiläum übergeben wurde, fand das Erreichte imposanten statistischen Ausdruck. Die Adresse legte in Zahlen dar, daß durch die großen hygienischen Verbesserungen seit Beginn der Regierung ihrer Majestät das Durchschnittsalter der Engländer um drei Jahre zugenommen habe und daß den Bürgern eine Unzahl von Krankheiten erspart geblieben sei. Das war die Jubiläumsgabe verständiger Wohltätigkeit.
Ein verhältnismäßig Unbemittelter genießt heute Pflege und Heilung sowie hygienischen Schutz, wie ihn frühere Jahrhunderte nicht für den Vornehmsten träumten. Staatsfürsorge und Privatwohltätigkeit sind erfinderisch in stets neuen Mitteln gegen das Elend. Daß es

trotzdem noch so erschreckend groß geblieben ist, ändert nichts an der Tatsache, daß bedeutende Erfolge vorhanden sind. Zur Ermutigung und zum Trost in einem Kampf, der oft einer Sysiphusarbeit gleicht, tut man gut, sich den wirklichen Fortschritt des letzten Menschenalters ins Gedächtnis zu rufen. Freie Forschung und Humanität haben auf der Grundlage des alten Wohltätigkeitswesens geduldig Stein auf Stein errichtet, um jenen majestätischen Bau der Güte zu fördern, an dem jeder nach Vermögen mitarbeiten kann. Großartig ist das bereits Erreichte, wenn wir bedenken, daß früher Pest und Hungersnot — so wie heute noch in Indien — große Länderstriche in Europa verwüsteten, daß wegen mangelhafter Hygiene selbst bei bemittelten Familien die Kindersterblichkeit ungeheuer war, daß ferner Aussatz und ähnliche dem Schmutz äußersten Elends entspringende Krankheiten herrschten, daß Gefängnisse und Irrenhäuser den fantastischen Schilderungen der Hölle glichen.

Doch den Vorteilen einer organisierten Hygiene und Wohltätigkeit, wie sie heute Staat, Gemeinden und Vereine leiten, stehen auch gewisse Nachteile gegenüber. Man hat berechnet, daß die außerordentliche Fürsorge zur Erhaltung von Schwächlichen und Gebrechlichen, geistig oder körperlich Minderwertigen solche bis zu einem gewissen Grad heranzüchtet, daß ein Aufpäppeln der schlechten Elemente den guten Elementen zum Nachteil gereicht. Dieser Fehler, den die Humanität gezeitigt hat, dürfte nach einigen Generationen in der Weiterentwicklung der Menschheit seinen Ausgleich finden. Je mehr die

ästhetische Weltbetrachtung um sich greift, desto reicher, stärker und ausdauernder wird der Mensch.
Die Ausbeutung der Wohltäter durch geschickte Schwindler, Bettelbriefschreiber und Trunkenbolde ist dem Großbetrieb der guten Werke besonders gefährlich. Ihr Kleinbetrieb, nämlich das persönliche Wirken, war in früheren Zeiten viel leichter und konnte namentlich dort segensreich wirken, wo altangestammter Reichtum mit Autorität verbunden blühte. Der hohe Kulturgrad der Landbewohner in verschiedenen englischen Provinzen zum Beispiel, ist den vornehmen, einflußreichen Grundbesitzern zu verdanken, die mit den Verhältnissen vertraut, alles Nötige zartfühlend und praktisch für ihre Leute tun konnten. Ihr Luxus wurde zur Wohltat für die ganze Gegend, denn ihre Gärten öffneten sich dem Publikum, ihre Kunstschätze und Bibliotheken verbreiteten Geschmack und Bildung im Land. Mancher englische Historiker und Philosoph bedauerte vor wenigen Jahrzehnten die Entkräftung eines Standes, der seinen Reichtum und seine Rechte traditionell wohltätig im schönsten Sinn verwendete, nicht zur Heranzucht bettelhaften Pöbels, sondern zur Erziehung selbständig gebildeter und wohlhabender Landbewohner. Auf ähnliche echt vornehme Art, die auch in Deutschland vielfach anzutreffen ist, konnte in den baltischen Provinzen manche Adelsfamilie wirken vor der Zerstörung dieser Kulturoase. So erhielt eine hochgebildete, edle Frau allein, dank der Macht ihrer schönheitsfreudigen Güte, ihr Ansehen in schlimmster Zeit wie durch ein Wunder. Dem Begräbnis der

Jungverstorbenen folgten auch einige wilde Gesellen, die vorher revolutionstrunken gewesen.
Ohne Tradition ist es viel schwerer, die Aufgabe der Wohltätigkeit auf wahrhaft nützliche Weise zu erfüllen. Wo der persönliche Einfluß fehlt, wirkt Freigebigkeit demoralisierend. Interessante Mahnungen an den Neureichen enthält schon ein Papyrus, der wahrscheinlich 3500 Jahre vor unserer Zeitrechnung geschrieben wurde.*) *Wenn du erhöht wirst, nachdem du niedrig warst, wenn du reich wirst, nachdem du arm warst, verhärte nicht dein Herz! Du bist nur ein Verwalter von Gütern, die den Göttern gehören.* Zartgefühl ist die wichtigste ästhetische Forderung in Fragen der Wohltätigkeit. Alte Sitten, bei denen die Vornehmen einer Stadt den Armen Gastmähler gaben und sie persönlich bedienen mußten, hatten den Zweck, die Notleidenden für manche Schmach zu entschädigen. Ihr Ursprung ist in einer sehr tiefen Betrachtung über die Kunst des Schenkens zu suchen. *Das Gesetz des Wohltuns ist ein schwieriges, enges Fahrwasser, worin man gut segeln muß oder ein starkes Schiff besitzen. Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, Geschenke zu empfangen, wie darfst du es also wagen, ihm solche zu geben? Wir vermögen einem Geschenkgeber niemals ganz zu verzeihen. Die Hand, mit der wir Futter reichen, steht immer in einiger Gefahr gebissen zu werden.**)* Von der Liebe können wir alles emp-

---

*) Prisse Papyrus.

**) Emerson.

fangen, aber von einem, der mit dem Anspruch auftritt, uns eine Wohltat zu erweisen, können wir nichts annehmen. Es ist für einen Armen viel leichter, von einem anderen Armen zu empfangen, als von einem Reichen. Am wenigsten mühsam ist es, dankbar zu sein für eine Gabe, die dem Wesen des Gebers wie eine Notwendigkeit entquillt, so daß wir fühlen, es würde ihm weh tun, den Strom zurückzudämmen. In diesem Sinn schreibt auch Emerson: *Die einzige Gabe ist ein Teil deiner selbst. Du mußt für mich bluten, daher bringt der Dichter sein Gedicht dar, der Hirte sein Lamm, der Landmann Korn, der Bergmann einen Edelstein, der Schiffer Korallen und Muscheln, der Maler sein Bild, das Mädchen ein selbstgenähtes Tuch.* — Wer wirklich Liebe spürt, kann auf mannigfachste Art Wohltaten üben. Es ist zusammengestellt worden, welche Almosen Goethe gab. Doch ohne diese Liste wäre er etwa nicht ein Wohltäter der Menschheit? Der schönste Verein ist der Verein der wirklich Wohlwollenden. Wer zu diesem gehört, kann nicht so nüchtern bureaukratisch die Frage der Armenpflege behandeln, wie es die Statistiker und manche Nationalökonomen tun. In Berlin hat eine tatkräftige Frau Unterricht für junge Mädchen in der Philantropie eingerichtet. Bei der außerordentlichen Verwicklung aller modernen Verhältnisse und besonders des großstädtischen Lebens ist solche Anweisung gewiß sehr nützlich, um einen unnötigen Aufwand von Zeit, Kraft und Geld zu vermeiden. Doch was sich nicht erlernen sondern nur erleben läßt, ist jene Anmut und Vornehmheit im

Wohltun, die mit schamroten Wangen schenkt, etwas Poesie in das schlimmste Elend trägt und so sehr bangt, die rechte Hand erführe etwas von der linken, daß die fromme Lüge gestammelt wird: *Herr, es sind Rosen*. Und siehe da, es sind wirklich die Rosen der heiligen Elisabeth, die im Almosenkörbchen ruhen.

KAPITEL XIX

TAKT

Der Takt verhält sich zur Güte, etwa wie sich die Anmut zur Schönheit verhält. Die Anmut ist nicht die Schönheit selbst, aber Schönheit ohne Anmut kann wohl Bewunderung erwecken, doch niemals bis ins tiefste Herz beseligen. Güte kann sehr schätzenswert sein, aber sie wirkt nicht liebenswürdig, wenn sie sich steif und streng gibt. Nur durch den Takt erreicht sie jenes rhythmisch wiegende und schmeichelnde Wesen, das alles Peinliche im Leben schlichtet und sänftigt.

Taktvoll sein heißt soviel als sich der Musik des Daseins gegenüber musikalisch zu verhalten, seine Stimme in einem großen Orchester richtig und liebevoll, mit steter Rücksicht auf die anderen Instrumente, zu spielen. Ich glaube, daß die Menschen im ganzen und großen mehr unter der Taktlosigkeit als unter der Bosheit des Nächsten leiden. Ein Gewebe von kleinen Rücksichtslosigkeiten und Ungefälligkeiten verstimmt und hemmt jedes schöne freie Spiel der Kräfte.

Daß ein viel günstigeres Verhältnis bestehen könnte zwischen Eheleuten, Liebesleuten, Kindern und Eltern, Vorgesetzten und Untergebenen, wenn das Taktvermögen beharrlicher erzogen würde, leuchtet ein; daß endlich die Geselligkeit nur unter taktvollen Menschen wirklich blühen kann, liegt tief in ihrem Wesen begründet. Es wäre aber sträfliche Über-

hebung, von stolzer Warte herab über den Takt predigen zu wollen, als habe man sich niemals gegen dieses ästhetische Gebot versündigt. Denn es gibt wohl keinen unter uns, der sich nie eine Taktlosigkeit zuschulden kommen ließe. Gerade die Besten und Klügsten verstoßen gerne gegen die Gefühlsregeln des guten Tons, sei es aus Prinzip, oder aus Unüberlegtheit oder aus Laune, die irgend einem physischen oder psychischen Unbehagen momentan entstammt. Es kommt auch vor, daß sehr bedeutende, geniale Menschen sich sehr taktlos benehmen. Sie sind mit dem eigenen Ich, mit der eigenen Phantasiewelt so beschäftigt, daß sie, naiv wie Kinder, gar nicht bemerken, wenn sie Anstoß erregen. Desto gebotener erscheint es, das Wesen des Taktes so genau zu prüfen, als es der zarte, schwer zu erfassende Gegenstand erlaubt, aus eigener Erfahrung unsere Kenntnis zu bereichern und zu vervollständigen, bis alles in den Grundzügen klar vor uns liegt.
Wie Güte und Wohltätigkeit verlangt der Takt vor allem freudige Opferwilligkeit. Aber die Güte heischt große Opfer, der Takt begnügt sich mit den kleinen und kleinsten. Wenn die Güte manchmal großartige Selbstverleugnung gebietet, so begehrt der Takt ohne Unterlaß bei den geringsten Vorkommnissen des Alltags, bei den scheinbar unbedeutendsten Gelegenheiten eine gewisse Selbstentäußerung. Blitzschnell müssen wir uns in die Gedanken und Gefühle anderer Menschen hineinversetzen, das Gestade der eigenen vollständig verlassen, Wort und Gebärde nicht zu

unserer Genugtuung sondern zur Genugtuung anderer wählen. Eine taktvolle Frau wird — um ein drastisches Beispiel zu geben — einen Beileidsbesuch lieber in einer ruhiggestimmten Toilette machen als in einer bunten, die ihr vielleicht besser steht. In Gegenwart von Menschen, die unglücklich sind, wird man sein Glück nicht ausposaunen und vor Unbemittelten wird man sich nicht neuer Anschaffungen rühmen. Ebenso taktlos ist es aber, in einem heiteren glücklichen Kreis eine sauere Miene zu tragen, in Gegenwart von reicheren Leuten die Bescheidenheit der eigenen Mittel seufzend zu betonen oder Leidenden gegenüber sich der eigenen, blühenden Gesundheit zu rühmen, als wäre sie ein persönliches Verdienst. Mit irgend einem Ding zu prahlen und sei es mit der Größe und Wichtigkeit eines eigenen Schmerzes, zeigt immer Mangel an Zartgefühl. Wir brauchen nicht so weit zu gehen wie die Chinesen, die alles herabsetzen, was sie besitzen, ihr Haus gering machen, ihre Frau häßlich nennen aus falsch verstandener Bescheidenheit. Doch Stolz und Freude am eigenen Besitz dürfen nur sehr zart, gleichsam naiv angedeutet werden, harmlos liebenswürdig vielleicht wie das Kind demjenigen seine Spielsachen zeigt und rühmt, zu dem es Vertrauen gefaßt hat. Ebenso geht es mit der Freude und dem Stolz über eigenes Können. Auch darin müssen wir vom Kind lernen. Andere Menschen sollen sich an dem Gefühl entzünden und erwärmen, daß unser Wissen, Haben, Können erst durch ihre liebenswürdige Teilnahme oder geschmack-

volle und wichtige Anerkennung für uns selbst wertvoll oder vollendet wird.
Einer der gröblichsten und weit verbreitetsten Verstöße gegen den Takt liegt im selbstgefälligen Rühmen der eigenen Nationalität, im Herabsetzen des Fremden oder im Spott über dessen Eigentümlichkeiten. Solche Art steht nicht höher als die Ungezogenheit des Gassenbuben, der auf einen Neger mit Fingern zeigt. In Schrift und Wort macht sich diese Ungezogenheit bei fast allen Kulturvölkern breit, wird von der Masse gern mit Patriotismus verwechselt und säet gefährliche Gehässigkeit zwischen Nachbarn, die sich gegenseitig recht gut brauchen könnten. Jedes Pochen auf eigenes Verdienst kann verhängnisvoll werden. Es birgt den Keim des Haders zwischen Menschen und Völkern. Eine echt patriotische gute Tat besteht aber darin, interessante und anregende Eigenschaften bei Fremden herauszufinden, geistig zu verarbeiten und sich dienstbar zu machen.
Wie die Taktlosigkeit Ursprung und Keim des Hasses zwischen Völkern bilden kann oder doch wenigstens ihre gegenseitige Annäherung verhindert, so ist sie auch Ursprung und Keim aller Unverträglichkeiten im privaten Leben! An Taktlosigkeit scheitern die meisten Ehen und die Kindererziehung leidet bitter darunter. Mit grobem Finger berührt der Taktlose das Heikelste, was es gibt, die keimenden Kräfte der Seele im jungen Weib und im Kind. Sie schrumpfen verletzt zusammen und können nie mehr ergrünen. Liebe und Vertrauen sind kein Unkraut, das von selbst ge-

deiht, sie bedürfen sorglichster Wartung wie recht kostbare Gewächse. Aber sobald wir uns ihrer sicher glauben, überlassen wir sie schutzlos dem Wind und Wetter. Sonderbarerweise meinen die meisten der Jungverliebten, Freien und Werben höre mit der Ehe auf. Da beginnt aber erst das rechte Freien. Sonderbarerweise denken auch die Eltern, das große Verdienst, sie in die Welt gesetzt zu haben, genüge um das Herz der Kinder zu gewinnen. Im Familienleben wird daher dem Takt am wenigsten Aufmerksamkeit geschenkt. Zerstreut und lässig nimmt sich offenbar niemand Zeit für den andern, eingesponnen in die eigenen Interessen halten es die verschiedenen Mitglieder eines Hauses für unnütz, mit liebevoller Aufmerksamkeit auf den Gedankengang des anderen einzugehen. Solches Gebaren erinnert mich an einen Vorfall, der sich einmal in Venedig zur Zeit der Fremdensaison ereignete. Während eine Musikkapelle auf der Piazza ein Stück aus dem Troubadour spielte, fiel die Nachbarmusik mit der Santa Lucia ein.
Zerstreute, ungeduldige Antworten, aufgewärmte Vorwürfe, geschmacklose Neckereien machen zarter angelegte Naturen kopfscheu und verfinstern ihr Gemüt mit Mißtrauen. Wahre Liebe und echte Freundschaft sollten die Probe solcher Fährlichkeiten wohl bestehen, aber sie werden trotz des besten Willens mit der Zeit immer freudloser, welker und endlich todesmatt.
In starken Augenblicken, bei besonderen Vorfällen und wichtigen Gelegenheiten sind wir ja alle wohl gern bereit, uns für unsere Lieben ganz hinzugeben, mit

schöner Selbstlosigkeit zu opfern. Aber täglich, stündlich, ohne besonderen Dank ihnen kleine Gefälligkeiten zu erweisen, die vielleicht in unser sogenanntes *Sich ausleben* eingreifen, uns bei der Arbeit aufhalten oder irgend ein Vergnügen stören, diese höchste Forderung vollentwickelten Taktgefühls ist oft so schwer, so hart zu erfüllen, daß ihre Nachfolger nicht sehr häufig sind. Dem ästhetischen Glaubensbekenntnis entsprechend die Stunde, den Tag, die Jahre einzurichten, ist niemals leicht, aber es bietet eine innere Genugtuung und verleiht seinen Anhängern ein stilles, heiteres Selbstbewußtsein, das keiner, der es sich erkämpft hat, missen möchte. Taktlosigkeiten sind ästhetische Sünden. Man wird sich ihrer wohl erst auf einer höheren Kulturstufe bewußt, aber alles, was in unserem Sinne dazu gehört, aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen, steht zu der Weltanschauung des primitiven Menschen in einem bewußten, natürlichen Gegensatz. Das Bedürfnis nach Schönheit, das wir fühlen, seit das erste Gerät die Hand seines Schöpfers verlassen, konnte nur sehr allmählich von einem äußerlichen Verlangen zu einem innerlichen Gebot werden. Seine zarteste Blüte, die vereinte Anmut von Herz und Verstand oder von Fühlen und Denken, die sich in einem sicheren, makellosen Takt erweist, konnte sich nicht entfalten, solange man rauher Tugenden bedurfte, um sich zur Geltung zu bringen, solange im Verkehr Mißtrauen herrschte und Furcht die Gemüter der Schwachen erfüllte. Alle Bestimmungen, die Kämpfe regelten und Ordnung in das Spiel der Waffen brachten, von den Turnier-

gesetzen bis zu den Paragraphen, nach denen ein Duell verläuft, die ungeschriebenen Gebote des uralten Gastrechts bis zu den ausgeklügelten Verträgen des Völkerrechts sind Äußerungen einer ästhetischen Weltanschauung, die das Bedürfnis eines taktvollen Verkehrs anerkennt, aber ihrer selbst noch nicht so sicher ist, um die Ereignisse dem freien Willen der Beteiligten zu überlassen. Denn nur der Taktvolle verdient wahre Freiheit für jede Handlung seines Lebens.
Wir werden immer feiner in unseren Empfindungen, immer leichter und schmerzhafter verletzt durch die Äußerungen roher Naturen. Früher war Trotzen vornehm, ja nötig, um sich die Stellung zu sichern. Heute baut sich ein großer Teil aller Taktlosigkeiten auf ungeschicktes Trotzen auf. Die anderen stammen teils von Zerstreutheit, teils von Verlegenheit her, zwei Eigenschaften, die gegen den guten Ton verstoßen und auch desto fühlbarer werden, je weniger Ellenbogenraum die Menschen haben, je inniger und enger der Verkehr sie zusammenzwingt. In einer Beziehung ist aber die moderne gesellige Welt taktloser als diejenige früherer Generationen, weil alles gar so eilig vorgenommen werden muß, weil sich niemand Zeit nimmt zum Studium und zur Berücksichtigung der Charaktereigentümlichkeiten anderer Menschen. Man verdammt gern in Bausch und Bogen oder lobt gedankenlos, ohne auf den Ursprung des Verworfenen oder Anerkannten zurückzugehen. Auch an der beständigen Ausbildung des eigenen Charakters scheint niemand mehr Interesse zu haben.

Im Gegensatz zu diesem eilig aneinander Vorüberhuschen und sich selbst Fliehen der Gegenwart war es einst in gesitteten Kreisen von höchster Bedeutung, sich über den eigenen Charakter klar zu werden und die Eigenschaften von Freunden wie Bekannten genau zu studieren. Es wurden schriftlich sogenannte Porträts entworfen, Skizzen, in denen man die Persönlichkeiten des näheren Verkehrs möglichst ähnlich darstellte und auch Selbstporträts dieser Art. Wir besitzen solche Aufzeichnungen, die einen hohen literarischen und kulturhistorischen Wert haben. Ich erinnere an die Selbstschilderung La Rochefoucaulds, an die berühmten Charakterstudien La Bruyères, an die sorgfältigen Charakterzeichnungen, die Goethe entwarf, nachdrücklich fein wie mit dem Silberstift gefertigt, an die liebevolle Beschäftigung mit dem Wesen der Bekannten, die in Memoiren und Briefen überall zutage tritt. Moderne Briefe und Tagebuchblätter beschäftigen sich dagegen, sofern sie nicht nur aus Notizen im Telegrammstil bestehen, mit eigenen Stimmungen und etwa mit Lesefrüchten. Da wir meistens gar keine Ahnung haben von dem wahren Wesen der Menschen, mit denen wir verkehren, muß dieser Umgang oberflächlich bleiben, wenn er nicht zu Peinlichkeiten führen soll. Von instinktiv zartfühlenden Menschen wird dieser Ausweg auch meistens betreten. Vorsichtige Scham und Scheu verschließen das Innere und Innerste. Wo dies nicht geschieht, prallen alsbald die Meinungen unangenehm aufeinander und werden ohne Anmut verfochten.

Der Aberglaube, daß die Menschen einander gleich

seien, das zerstreute Außerachtlassen ihrer besonderen Eigenschaften raubt die Möglichkeit manch interessanter Anregung und führt zu einer Menge kleiner Unterlassungssünden, zu Unüberlegtheiten, die peinlich berühren. Taktvolles Ausweichen und Entgegenkommen erleichtert den Verkehr, man hat sozusagen mehr Platz auf der Welt, genau wie auf der Straße bei einer gutgeregelten Fahrordnung.

Richtiges Verständnis für ästhetische Lebenswerte bekämpft auch am sichersten das Übel der Verlegenheit. Sie nimmt mit der zunehmenden Nervosität in allen Kreisen überhand, untergräbt eine vernünftige Geselligkeit und bereitet jeder Tätigkeit ganz unglaubliche Hindernisse. Die verschiedenen Manifestationen der Verlegenheit machen sehr viele Menschen ungenießbar, wenigstens solange sie jung sind. Dieses Übel, das uns schnell und plötzlich überfällt wie die Seekrankheit und ebenso unentrinnbar scheint, verläßt manche auch im Alter nicht und erschwert jeden Beruf. Künstler, Politiker, Fürstlichkeiten, alle Leute, die öffentlich aufzutreten haben, leiden besonders häufig darunter und ihre Taktlosigkeiten sind immer auf dieses eine Grundübel zurückzuführen. Denn aus Verlegenheit sind wir geschwätzig oder rettungslos schweigsam, peinlich familiär oder hochmütig überlegen, zur Unzeit zärtlich oder überraschend grob, eckig, komisch, häßlich in Bewegung, Wort und Tat. Solche Taktlosigkeiten sind am schwersten zu bekämpfen, da auch gute und edle Menschen, die jede Selbstbeherrschung zu üben verstehen, dieser Krankheit zum Opfer fallen, wie die

Gesündesten auch oft das Schwanken der See nicht vertragen. Im Grunde ist die Verlegenheit mit ihrem ganzen Gefolge unästhetischer Manifestationen auf ein in falscher Linie entwickeltes Selbstgefühl, auf ein zu großes Wichtignehmen der eigenen Person zurückzuführen, frühe und früheste Erziehung sind Schuld daran, auch ansteckendes Beispiel und Kränklichkeit. Es ist bekannt, daß die Überzeugung, eine sehr schöne Toilette zu tragen, einer Frau Selbstbewußtsein gibt und ein sicheres, gefälliges Auftreten, daß der Indianer auf dem Kriegspfad sich grimmig tätowiert und putzt, um sich selbst Mut zu machen. Das Bewußtsein, der Gelegenheit entsprechend gerüstet aufzutreten, tut viel zur Sache, denn wir können leider das Gefühl nicht überwinden, daß die Schadenfreude mehr als die Mitfreude unsere Nächsten beherrscht und daß immer eine Art von Kriegsbereitschaft notwendig ist.

Wenn wir stolz genug sind unseren rechten Platz zu kennen, wenn wir das Vordrängen und Nachdrängen vermeiden, so vereinfacht sich plötzlich die ganze Lebenslage. Auch deshalb ist Verlegenheit eines der ausgesprochensten modernen Übel, weil die ins Schwanken geratenen Standesunterschiede etwas Wiegendes, Schaukelndes, Unruhiges in das Weltbild der Gegenwart gebracht haben. Der Mensch muß aber wirklich eine Art von Seetüchtigkeit erlangen, um den Anblick des Auf- und Niederwogens, Hin- und Herflutens zu ertragen. Außer dieser Erscheinung ist es meistens eine falsche, verschrobene Ansicht von der eigenen Wichtigkeit, die sich in Verlegenheit auslöst.

Entweder eine Selbstüberhebung, die aller Augen und Ohren nur auf die eigene Person gerichtet sieht oder ein Bewußtsein der Nichtigkeit des armen Ich, als ob es demselben nie gelingen könne, die gebührende freundliche Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Leicht steigert sich diese Angst bei nervös reizbaren Personen zu einer Art Verfolgungswahn. Die gewöhnlichste Frucht, die sie trägt, ist das besonders in Deutschland und überall in der Provinz stark verbreitete Wittern nach Beleidigung, die sorgfältig gehegte Kränkung über ausgebliebene Visitenkarten, Einladungen, über nicht entsprechende Tischplätze und Grüße. Diese kleinlichen Bedenken, die ein unbefangenes Verhältnis zwischen Gast und Gastgeber namentlich so unendlich erschweren oder gar unmöglich machen, sind immer der Ausdruck taktloser Gesinnung. Wenn wir uns von Jugend auf angewöhnen könnten, ein bescheidenes aber sicheres Selbstbewußtsein zu haben, würden wir gar nicht annehmen, daß uns irgend jemand mit Absicht beleidigen mag. Sollte aber ein derartiger Mensch im Kreise unserer Bekannten existieren, dann dürfte es für den ästhetisch Denkenden leicht sein, ihn als armselig und ungezogen mitleidig zu belächeln.
Alles übrige muß als Vergeßlichkeit oder Zerstreutheit, die uns ebenso leicht wie dem Freund oder Bekannten geschehen kann, als nebensächlich aus dem Gedächtnis geschoben werden. Wenn die Angst vor Beleidigungen verschwindet, bleibt allerdings noch die eigene Nervosität und diejenige der lieben Nächsten zu bekämpfen, um der Verlegenheit Herr zu werden. Ich kannte ein

junges Mädchen, das durch törichte Erziehung und Kränklichkeit qualvoll schüchtern war. Endlich gelang es ihm sich selbst zu heilen, indem es sich vornahm, unter anderen Menschen stets darauf bedacht zu sein, irgend jemand einen kleinen Dienst, eine unbedeutende Gefälligkeit, eine Unterhaltung zu bieten. Von dieser Aufgabe war der ganze Gedankengang des jungen Mädchens beherrscht. Dadurch blieb es nicht mehr allein mit sich selbst beschäftigt und gewann eine sichere, freundlich offene Haltung. Nur durch solche Ablenkung von der eigenen Verlegenheit gewinnt man festen Fuß und leichte Anmut anstatt wie peinlich Verlegene*) — bildlich und auch nicht bildlich gesagt — überall unschön anzustoßen, zu stolpern und zu poltern.

Der Takt verlangt in allen Augenblicken des Daseins, im engsten Familienkreis wie im öffentlichen Leben, eine freudige, spontane Selbstentäußerung, die sich fortwährend in zarter Rücksichtnahme zeigt, in einem beständigen Verstehen und Eingehen auf Gefühle, Wünsche, Leiden und Freuden, Interessen und Abneigungen des anderen. Das Befolgen dieser gewaltigen Anforderung ist oft so dornenvoll, daß ihr nur wenige auch zum kleinsten Teil genügen. Der Taktvolle hat zunächst viel zu leiden unter der spöttischen Verständnislosigkeit der ästhetisch Zurückgebliebenen. Wenn er zum Beispiel Untergebene, die es nicht verdienen, mit freundlicher Rücksicht behandelt, als täten sie ihren

*) Ein trefflicher englischer Ausdruck nennt die Schüchternen *self-conscious*.

Dienst mehr aus Gefälligkeit als aus Pflicht, wenn er versucht, sie als freiwillig Mitarbeitende, Mitwirkende und Schaffende heranzuziehen, wird er dafür nur ausgelacht und übervorteilt werden. Gegen Reiche und Höherstehende wird sich der Taktvolle nicht kriechend, sondern freimütig und natürlich benehmen. Das kann ihm noch manchmal übel bekommen. Doch wenn er tapfer und unbeirrt seinen Schönheitsglauben behält und ihm nachlebt, reift ihm endlich herrlicher Lohn. Er bleibt jung in seinem Denken und Fühlen, er kann nicht altern, nicht verknöchert, nicht verbohrt werden, denn die Gewohnheit herzlicher, lebhafter Teilnahme behütet ihn vor der Verkalkung des Gemüts. Warm bleibt das Herz, offen der Sinn, ein jugendliches Feuer belebt die Augen. Er gewinnt die Herzen, sie fliegen ihm zu, namentlich die Kinder und die Jugend fühlen sich wie durch Zauber hingezogen zu einem taktvollen Menschen. Sie haben die richtige Empfindung, daß angenehmes Wesen tief bedeutungsvoll ist, denn es entstammt nur tüchtiger Gesinnung und einem vornehmen Geist. Die gute Art sich zu geben ist nie belanglos, sie entspringt aus treuem und edlem Herzen.*)

Ekel und Langeweile verlieren die Macht, wo Takt herrscht. Er macht reich, denn wie mit einer Wünschelrute vermag man Schätze mit ihm zu heben, schöne Eigenschaften, verschämten Edelsinn, brachliegende Talente hervorzulocken. Durch die Kraft seiner Sym-

*) Vergl. Emerson: *Manners are not idle, they are born of a loyal mind and a noble heart.*

pathie läßt sich das Gute fördern und fruchtbar machen. Ein schöner Trost in den unvermeidlichen Kränkungen des Daseins ist die Überzeugung, daß es nicht nur hämische, scheelsüchtige Leute gibt, sondern daß wir alle auch liebe, taktvolle Menschen kennen und daß jeder berufen ist, ihnen nachzueifern.

Es bleibt nur übrig, vor rührend possierlichen Übertreibungen des Zartgefühls zu warnen, wie sie bei jenem alten Ehepaar anzutreffen waren, das fünfundzwanzig Jahre allabendlich Pikett zusammen spielte. Auf einmal verriet ein Seufzer, daß einem Spieler das Spiel unwillkommen sei. Da zeigte es sich, daß beide fünfundzwanzig Jahre lang aus zarter Rücksicht für einander scheinbar erfreut gespielt hatten, während keines von ihnen Pikett leiden konnte. Nun endlich warfen sie erlöst die Karten ins Feuer.

KAPITEL XX

TOLERANZ

Wir alle sind in irgend einer Beziehung gefesselt und stützen uns auf Vorurteile, statt durch eigenes Urteil gefestet dazustehen. Dadurch schließt sich der Sinn dem Weitherzigen und Freien, die Meinung wird beschränkt, ihr Ausdruck hart. Nur wer selbständig denkt und genau beobachtet, wird milde und gerecht in seinem Urteil, weil er gelernt hat, Umwelt, Charakter und Beweggründe mit einzubeziehen und sich hütet vor raschem, absprechendem Wort. Hervorragend gute und dabei kluge Menschen haben sich seit alters bemüht gegen jene Einseitigkeit anzukämpfen, die von Fanatismus oder Beschränktheit abstammt und traurigen Rückschritt auf jedem Kulturgebiet herbeiführt. Aber meist verkannte, mißachtete und schmähte sie die Welt. Mit weitumspannendem Geist und weitem Herzen, das alle Menschen mit der gleichen Liebe umfaßt, kämpften sie begeistert gegen jede Unduldsamkeit auf religiösem, politischem und gesellschaftlichem Gebiet. Was aber Duldsamkeit für das tägliche Leben bedeutet und wie gerade diese Eigenschaft alle Tätigkeit, alle Gedankenarbeit, alle Erholung verschönt, bleibt denen verschlossen, die verbohrt oder rücksichtslos nur ein Winkelchen der großen, reichen Erde mit ihren Laternen beleuchten und alles übrige durch den eigenen Schatten noch dunkler machen.

Intoleranz verbittert die freie Forschung der Wissen-

schaft, vergällt die hohe Reinheit jeden Glaubens, hemmt die gesunde Entwicklung der modernen Staatswesen und dringt störend vor in die Gebiete der Kunst wie des geselligen Verkehrs. Der Kern jeder unduldsamen Gesinnung ist Neid, Angst oder mangelndes Selbstvertrauen. Wer eine von der eigenen abweichende Ansicht schroff und fanatisch bekämpft, steht oft mit seiner Meinung nicht im inneren Gleichgewicht und fürchtet deshalb, beim ersten Ansturm darin erschüttert zu werden. Doch jener, der in Harmonie mit seinem Glauben, seiner politischen Überzeugung und seinen sozialen Gewohnheiten steht, fürchtet nicht, sie in einem befruchtenden Wettkampf der Ideen zu verlieren, sondern hofft gestärkt daraus hervorzugehen. Wenn er dabei einen Irrtum erkennt, läßt er sich wohl mit klugen Argumenten überzeugen und gesteht ihn offen ein, aber er wird nicht schwankend durch entgegengesetzte Meinungen eines Höherstehenden oder einer mächtigen Mehrheit. Wer kein eigenes Urteil hat, erhält es von der öffentlichen Meinung, das heißt, er ist abhängig von der Presse, von den Büchern, die er liest, von den Menschen, mit denen er umgeht. Sein Leben ist nicht erfüllt von den Idealen seiner Zeit, sondern nur beeinflußt von den Vorurteilen der herrschenden Richtung. Aber diese seine Schwäche hält er für Stärke und sieht in jeder Toleranz nur Albernheit oder Feigheit.
Die Stärke schwacher Charaktere, schwacher Parteien und schwacher Staaten liegt in der Intoleranz. Wie einst gemeinsamer Haß Familien und Gilden zum Kampf gegen einen Feind zusammenkittete, so hält

heute noch gemeinsamer Haß gegen einen Nachbarstaat, gegen eine andere politische Partei, gegen eine fremde Religion, die divergierenden Elemente eines locker werdenden Gemeinwesens im Verbande fest, bindet die lauen Anhänger einer Kirche an ihr Bekenntnis und zwingt die Zweifler bei ihrem Führer auszuharren. Haß kann wohl begeistern, aber weil er im Grunde seines Wesens unfruchtbar ist, schließt ihn die ästhetische Weltanschauung mit Strenge aus. Sie betrachtet den Menschen als Schöpfer und gibt ihn der Verachtung preis, sobald er als Zerstörer auftritt. Intoleranz hat unsere Kultur auf Jahrhunderte zurückgeworfen. Sie erzeugt Bürger- und Religionskriege, gibt den Unterdrückten die Notwendigkeit, sich in blutigen Revolutionen zu wehren und verleitet den neuen Sieger zu grimmigen Ausschreitungen. Die ganze Weltgeschichte wird in den Augen der Rückblickenden zum flammenden Vorwurf gegen diese Furie, jede Seite strotzt von Verbrechen in ihrem Namen und aus jedem Kirchhof hallen die Seufzer derer, die von unduldsamer Gewalt ermordet oder wenigstens zum langsamen Siechtum verdammt wurden.
Es ist wohl noch schwerer, aufrichtig tolerant als taktvoll zu sein. Man begegnet so wenigen, die sich dieser ästhetischen Tugend rühmen können, daß es beinahe scheint, als sei sie unnütz für Fortschritt und angenehmes Leben. Und weil man sie bei den Propheten und Verkündern neuer Wahrheiten fast niemals findet, ja bei diesen starken Naturen das Gegenteil vorauszusetzen gewohnt ist, so verzweifeln wir schließlich und sagen

uns: Duldsamkeit ist doch vielleicht Schwäche, laxe Moral bequemer Menschen. Das ist aber ein Trugschluß. Propheten können ihren Glauben mit begeisternder Kraft verkünden, ohne die Gegner zu verbrennen, einzukerkern oder aus der Gemeinschaft zu verbannen. Sokrates und Christus waren im höchsten Sinne tolerant. Je enger und kleiner die Geister wurden, desto härter prallten die Gegensätze aufeinander und desto geringfügiger wurden die Vorwürfe, mit denen sie sich im Namen des Glaubens, der Wissenschaft, der Moral begeiferten. Erkannte aber irgend einer sein Unrecht und sah ein, sich im Hochgebirg der Meinungen verstiegen zu haben, so hielt ihn die Furcht vor seinen Anhängern, weit mehr als vor seinen Feinden, von einem reumütigen, offenen Bekenntnis ab. Die Angst vor der öffentlichen Meinung verlegte den Weg, auf dem die Streitenden sich begegnen konnten und ihre Handlungen, die keinem Befehl entstammen, beherrschen das soziale Gewissen. Mangelnde Weltbildung und mangelndes Selbstvertrauen taten dann noch immer das ihre, jede Verständigung auszuschließen.

Alles, was wir unter dem Namen öffentliche Meinung zusammenfassen, bildet jenen unklaren Begriff, der auf die meisten unserer Ansichten von entscheidendem Einfluß ist, mögen wir uns dagegen wehren oder nicht. Von geistig Hochstehenden meist verachtet, von den Durchschnittsmenschen immer überschätzt, hat sich die öffentliche Meinung zu einer Macht ausgewachsen, die im besten Sinne tolerant auf die Gestaltung des Lebens wirken kann, wenn es die ästhetisch Denkenden nicht ver-

schmähen, wohltuend auf sie einzuwirken. Als ich zum erstenmal einer Aufführung der Orestie beiwohnte und den überraschenden Schluß sah, da Götter alter und neuer Ordnung zusammen mit den Menschen vor dem Gericht stehen, fühlte ich eindringlich wie nie zuvor, was die öffentliche Meinung für die Entwicklung der Kultur bedeutet. Eine furchtbare Gewissensfrage wird zur allgemeinen Rechtsfrage. Das Herz verlangt nach Gesetz. Verfolgt von den Erynnien, obwohl er heilige Rache geübt, flüchtet Orest endlich, um Ruhe zu erlangen, in die Öffentlichkeit mit seinem Schmerz und seinen Zweifeln. Die öffentliche Meinung, vertreten durch den Areopag, soll ihn rechtfertigen oder verdammen, denn sein eigenes Gewissen gibt keinen Bescheid mehr. Unser eigenes Gewissen macht es wie die Magnetnadel, wenn sie in die Nähe des sagenhaften Magnetbergs kommt, sobald uns eine Leidenschaft beherrscht. Es verliert die Richtung und pendelt verzweifelt hin und her. Die öffentliche Meinung soll gleichsam eine Korrektur, eine verbesserte Auflage des individuellen Gewissens sein.
Diese antike Auffassung eines freiheitsliebenden Volkes stand in glänzendem Gegensatz zu derjenigen asiatischer, despotisch regierter Nationen, wo es im Interesse und in der Gewohnheit des Herrschenden lag, die öffentliche Meinung zu unterdrücken und zu verachten. Aus widerspruchsvollen Anfängen in unser Kulturleben gerückt, unterlag sie stets wechselnder Wertung. Die erhabensten Geister suchten gern sich über sie hinwegzusetzen und wollten möglichst wenig von ihr

beeinflußt werden. Eine Theorie, daß besonders begabte Menschen wie Künstlernaturen über der öffentlichen Meinung stehen, machte sich immer von Zeit zu Zeit geltend und es ist nicht zu leugnen, daß mancher Hervorragende dem allgemeinen Empfinden einen Fehdehandschuh hinwarf, um Toleranz für sich zu erkämpfen, die er nicht gewillt war, den andern zu erweisen. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß es meistens wenig Gebildete sind, die vor dem Urteil der Menge zittern, die Unduldsamkeit der Bekannten fürchten und sich ewig um das kümmern, *was die Leute sagen*. Am meisten sorgt der Dörfler darum, er ist am wenigsten duldsam in jeder Beziehung, ihm schließt sich der Kleinstädter an; unabhängiger im eigenen Urteil und in der Wertschätzung der öffentlichen Meinung sind Menschen, die im Getriebe einer großen Stadt hart arbeiten müssen und Leute, die sich in der weiten Welt alle Ecken und Kanten schwerfälliger Vorurteile abgeschliffen haben.
Goethe meint: *Die ungeheuerste Kultur, die der Mensch sich geben kann, ist die Überzeugung, daß die anderen nicht nach ihm fragen.* Das heißt wohl, er muß so sehr in sich gefestet sein, daß er dessen nicht bedarf, was von außen kommt, also weder Beruhigung verlangt noch Schrecken fürchtet. Goethe erzählte auch einmal im Freundeskreis, er habe als Kind oft die ängstliche Frage gehört: *Was werden die Leute sagen?* Dann habe er geforscht, was und wer eigentlich diese Leute seien. Als er darauf gekommen sei, daß man die Tanten und Basen der Stadt darunter verstehe, habe das Grauen vor der Intoleranz der *Leute* ganz auf-

gehört, ja, es reize ihn manchmal denselben ein Schnippchen zu schlagen.
Da weise und gute Menschen meistens mit ihrer eigenen Kulturentwicklung beschäftigt sind und es den Faulen oder Unbedeutenden überlassen, sich eifrig um fremdes Urteil zu kümmern, ist leider das Kriterium, vor dessen Unduldsamkeit so viele zittern, sehr weit entfernt von einem idealen Areopag. Ja, es scheint mir geradezu ein Fehler der Weisen und Guten, daß sie sich gern der Bürde entziehen, ernst und streng zu urteilen, sodaß die öffentliche Meinung leicht verwildert, verflacht und in ihren Vorurteilen immer unlenksamer wird. Nicht umsonst ermahnt Voltaire alle selbständig Denkenden sich mit Erziehung der öffentlichen Meinung zu beschäftigen.*)
Eine geschichtliche Entwicklung und in großen Zügen ein geschichtlicher Fortschritt im Wesen des menschlichen Gewissens und seiner Projizierung nach außen, des öffentlichen Gewissens, läßt sich erfreulicherweise überblicken. Einzelne Menschen des Altertums, vielleicht sogar einzelne Völker, wenigstens in ihren herrschenden Kasten, hatten zwar ihr Gewissen wahrscheinlich besser ausgebildet als wir, wie man aus dem Tagebuch Marc Aurels, aus den Lebensbeschreibungen Plutarchs, aus Davids Psalmen ersehen kann, doch das allgemeine Niveau hat sich nicht unbedeutend gehoben. Während

*) *L'opinion gouverne les hommes et les philosophes font petit à petit changer l'opinion universelle. C'est l'opinion qui gouverne le monde et c'est à vous, philosophes, de gouverner l'opinion.* (Voltaire, Corresp.)

der Verfallszeit Griechenlands sank der ideal gedachte Areopag von seiner klassischen Stellung. Die öffentliche Meinung war damals die eigentliche Regierung und man versuchte, wie es jeder Regierung geschieht, sie zu betrügen und den Sonderinteressen dienstbar zu machen. Wo aber Sonderinteressen im Spiele sind, hört bei dem Durchschnittsmenschen jede Toleranz auf. Die virtuose Ausbildung der öffentlichen Redner spätgriechischer Zeit lief darauf hinaus, eine Mehrheit für irgend ein gutes Geschäft einzelner zu gewinnen. Ähnlich entwickelten sich die Dinge auf dem Forum, es wurde zum Sportplatz der Rhetoren, die das allgemeine Urteil zu betäuben trachteten. Doch schließlich vollstreckte die öffentliche Meinung bei den alten Kulturnationen auch zu den Zeiten des schlimmsten Verfalls an den umschmeichelten Machthabern ein schreckliches Totengericht, unter dessen Eindruck wir noch heute stehen.

Als die europäische Welt sich feudal einrichtete und diejenigen mit Privilegien ausstattete, deren sie zu ihrem Schutz bedurfte, kam der Gedanke auf, daß diese Privilegierten über der öffentlichen Meinung stünden, daß der gewöhnliche Sterbliche sich gar keine Ansicht über sie erlauben dürfte. Dieser Gedanke dehnte sich als eine Quelle neuer Unduldsamkeiten merkwürdig weit noch über das Mittelalter hinaus. Die unteren Schichten der Bevölkerung mußten während langer Zeiten froh sein um das liebe Leben. Oft bestanden sie auch aus seltsam gemischten Gruppen, die von der Völkerwanderung dahin und dorthin ge-

spült, nicht imstande waren, sich über ein dumpfes Denken zu erheben. Daher war es selbstverständlich, daß die höheren Klassen sich nur dem Urteil der Standesgenossen beugten. Eine öffentliche Meinung in unserem Sinn wurde nicht lebendig. Ein Murmeln, Raunen und Grollen konnte wohl durch das Volk gehen, aber klar und folgerichtig hätte schwerlich der aus breiteren Schichten Hervorgegangene seine Meinung laut werden lassen. Die Geistlichkeit regierte und machte auch in sehr irdischen Dingen ihr Urteil zum allgemeinen Urteil.

Erst mit der Wiedergeburt antiker Weltanschauung — vielmehr als mit der Reformation, der dieses Verdienst meist zugeschrieben wird — erwachten Ansehen und Wichtigkeit der öffentlichen Meinung. Das hing mit dem Erstarken des Bürgertums und der wachsenden Bildung des Kaufmanns vorzüglich zusammen, wenn es auch durch den humanistischen Gelehrten zum bleibenden Ausdruck kam. Auf den Kanzeln, wo man glaubte das Wort Gottes zu hören, wurden die Zeitfragen erörtert unter dem atemlosen Interesse der Menge. Die Gewissensfragen der Völker bekamen von neuem ein Forum, denn die Erfindung des Drucks ermöglichte weite Verbreitung von Flugblättern, die bereits der Presse eine Stellung begründeten und Kritik über Fürsten, Adel, Geistlichkeit enthielten. In Italien begann Meister Aretin, der erste gewaltige Publizist, auch den Großen die Wahrheit zu sagen. Freilich oft in burlesker Art, vielleicht in Erinnerung daran, daß bislang nur der Hofnarr unter Scherzen eine entgegengesetzte Meinung vor dem

Throne vertrat. Von Pietro Aretino an wagte es der Gänsekiel, mit dem Schwert zu streiten. Das Papier kämpfte gegen die Macht des Eisens, wie es heute mit der Macht des Goldes ringt.
Nach der Revolution wurden die Privilegien, über der öffentlichen Meinung zu stehen und trotz eigener Unduldsamkeit selbst geduldet zu werden, erschüttert und fielen, langsam gelockert, schließlich überall zusammen. Mit ihnen leider auch manch edler Stolz, manch schönes unbeirrtes Pflichtgefühl, das sich in charakteristischen Wappensprüchen ausgedrückt hatte. Infolge dieser tiefen Erschütterung bekamen es später alle Klassen, namentlich die höherstehenden *mit der Angst*, wie der volkstümliche Ausdruck lautet, die Menschen wurden feig, einer zitterte vor dem anderen und man kroch geradezu vor der öffentlichen Meinung, die bange Frage auf den Lippen: *Was werden die Leute von mir sagen?* In dieser Zeit wurde auch die offizielle Moral immer strenger und einseitiger, sodaß in Leben, Kunst und Dichtung alle freieren, kräftigen Noten verhallen mußten. Die tugendhafte Entrüstung wurde Mode, Duldsamkeit jeder Art als Schwäche oder Unmoral ausgelegt. Solche Reaktionen sind in den verschiedensten Ländern nur möglich, wenn die allgemeine Friedfertigkeit zur allgemeinen Ängstlichkeit führt. Bang klammert man sich wieder an die ausgegrabene alte Ordnung der Dinge und wünscht möglichst im Einklang zu sein mit dem Urteil der Umgebung.
In dieser Zeit erstarkte langsam die Presse, um zur modernen Großmacht zu werden. Was früher nur

einzelne tun konnten, wie zum Beispiel Voltaire, als er die öffentliche Meinung für Calas gegen die Gerichte anrief, was vor alters hohes Rittertum gebot, Schutz der Unschuld, Trutz dem Übermut und jedem Unterdrücker, diese ästhetische Aufgabe hoher und heiliger Toleranz zu erfüllen, ist heute die vornehmste Pflicht der unabhängigen Presse. Aber wie das Rittertum bald entartete und wie der Beschützer oder Retter zum gemeinen Raubritter herabsank, entstand die Revolverpresse mit ihren verschiedenen gefährlichen Abarten. Statt Forum oder Kanzel übernahmen die Tagesblätter die Diskussion der Zeit- und Lebensfragen. Aber wie Forum und Kanzel blieben sie nicht von häßlichem, persönlichem Zank, von Fanatismus und Parteihader frei. Je nach den Rasse- und Volkseigentümlichkeiten entwickelte sich das Zeitungswesen auf verschiedene Art und wenn einzelne Zeitungen ihrer jeweiligen Entstehung und Verbreitung entsprechend vielfach intoleranter und gehässiger sind, als es sich für das Sprachrohr einer gesunden öffentlichen Meinung ziemt, so tragen sie doch dazu bei, Vorurteile zu zerstören und großzügiges Urteil in Fragen zu lehren, die man einst nur mit härtester Einseitigkeit behandelte.

Je nach den verschiedenen Philosophien, die herrschend sind, wird der öffentlichen Meinung eine mehr oder weniger ideale Aufgabe zugeschrieben, doch selbst reine Utilitarier kamen zu dem Schluß, daß ein erziehender Einfluß der Gesetze und die zunehmende Einsicht von der Identität der Interessen unter den verschiedenen

Mitgliedern der Gesamtheit nach und nach eine Toleranz schaffen, die zur Grundlage eines friedlichen, geselligen und behaglichen Lebens werden kann. Der ästhetisch Denkende vermag sie vorzubereiten, zu stärken und zu verallgemeinern, indem er nach Kräften auf die öffentliche Meinung wirkt.

Merkwürdig ist es, daß alle Neuerer, die soziale oder sozialistische Utopien aufstellten, die Toleranz ebenso ausschalten wollten, wie es Despoten und Glaubensfanatiker getan. Niemand hat das Recht der eigenen Meinung angesichts der ein für allemal gut gefundenen sozialen Gesetzgebung. Am unbehaglichsten fühlte und fühlt sich dabei das Gewissen des Einzelnen wie der Gesamtheit den Fragen der gesellschaftlichen Moral gegenüber. Mit dem Hunger und mit der Liebe ist noch kein Philosoph und noch kein Staatsmann fertig geworden. Daß hier alles in der schönsten Ordnung sei, wagte auch noch keiner zu behaupten. Der tragische Konflikt zwischen den atavistischen Instinkten des Menschen in der Liebe und seinem Bewußtsein als Staatsbürger, Mitglied einer majestätischen Ordnung des Daseins, die nach Gerechtigkeit strebt, ist noch nie und nirgends ausgeglichen worden. Auch viele sehr tolerante Menschen können sich nicht mit dem geistreichen Ausfall eines Hume*) begnügen, wonach Keuschheit ein bloßes soziales Gesetz sei, um zur Ehe zu ermutigen. Denn diese befördere die dauernde Wohlfahrt des Menschengeschlechts und gewähre der Frau eine

*) Hume, Inquiry concerning morals.

angenehme Stellung. Auch diejenigen, die sich gern mit Toleranz brüsten, verlangen ein gewisses Recht der Entrüstung und lassen sich nur ganz allmählich dieses oder jenes an dem strengen Ring ihrer Ansichten lockern. Die Grausamkeit, die von den historisch gewordenen, maßgebenden Weltanschauungen durchaus nicht verdammt wurde, ist gänzlich in Verruf gekommen. Wie sich das allgemeine Gefühl heute gegen den Anblick gefolterter Menschen erheben würde, so ist zu vermuten, daß mit der wachsenden Stärke und Ausbreitung des ästhetischen Prinzips auch manche seelische Qual abgeschafft wird, die zu vermeiden wäre ohne Gefahr für die staatliche Ordnung und von allen wirklich Toleranten längst in ihrer unnötigen Abscheulichkeit erkannt ist. Ich denke hier an die seelischen Erniedrigungen, denen die Justiz die Staatsbürger noch immer aussetzt und an das Scherbengericht, das die Gesellschaft gegen moralisch und politisch anders Denkende auszuüben beliebt.
Jeden der aus dem stillen Kreis des Hauses in die Öffentlichkeit tritt und viel beneidet wird, sei es wegen seiner hervorragenden Stellung, seines Reichtums oder seiner persönlichen Erfolge, überfällt die Meute niedriger Gegner mit Schmähungen und Verleumdungen. Das ist namentlich im politischen Leben eingerissen und schreckt manchen zurück, der wohl ein Wort zu sagen hätte, an den öffentlichen Arbeiten teilzunehmen. Hier gilt für den anständigen Menschen, dessen Ehre den Feinden leider meist schutzlos überliefert ist, noch immer das Wort eines preußischen Staatsmanns aus

dem vorigen Jahrhundert: *Ich kann und will mich nicht auf solche Raufereien einlassen; ich habe fechten gelernt, aber nicht Kot werfen.* *)
Aus dem Wirrsal dieser Erscheinungen heraus mußte die pessimistische Auffassung entstehen, daß es kaum mehr wahrhaft freie Männer gäbe. Der Stärkste muß seine Partei schonen, die seiner Eitelkeit schmeichelt, die Menge bestimmt die Handlungen des Führers und die stolzesten Rücken beugt Scheu vor dem großen Publikum. **) Doch nicht nur im harten Strauß der Interessengemeinschaften, den die gesamte Politik in ihrem letzten Ende umfaßt, auch in wissenschaftlichen, künstlerischen und vor allem in moralischen Streitfragen verstößt es gegen das ästhetische Gesetz, persönliche Gehässigkeit mit sachlichen Gegengründen zu verquicken. Wie sich das Angesicht von Wissenschaft und Kunst im Laufe der Jahrhunderte verändert, wechseln manche Moralbegriffe im Wandel allgemeiner Erkenntnis. Weshalb also das häßliche Richten ohne Liebe und Verständnis, das späteren Generationen immer mit dem Fluch der Verachtung oder der Lächerlichkeit bedeckt erscheint!
Nicht gering ist der Einfluß der Kunst auf diesem

---

*) J. v. Radowitz 1851.

**) Vergl. Remy de Gourmont: *Il n'y a plus guère d'hommes libres. Les plus forts ménagent la clientèle qui nourrit leur vanité, la foule dirige les gestes des héros; les épaules les plus dédaigneuses plient sous les regards anonymes du peuple.*

Gebiet. Wenn wahre Künstler und zugleich vollausgereifte Charaktere den Areopag bilden, an dessen Urteil wir uns in unseren Zweifeln wenden, dann kann sich auch der Selbständigste und Eigenwilligste getrost dem Sittengesetze beugen. Denn es wird weitblickend, ästhetisch und im besten Sinne duldsam sein. Das Gefühl, das solchem Urteil zugrunde liegt, besteht in dem uralten Weisheitsspruch, der lautet, daß jeder von seinem Standpunkt aus recht hat und das Bestreben muß deshalb sein, diesen Standpunkt für immer weitere Kreise auf eine solche Kulturhöhe zu bringen, daß die Gesichtswinkel der Fernstehenden sich einander nähern, soweit es nach Verschiedenheit der menschlichen Charakteranlagen möglich ist. Wahre Toleranz gleicht einem weiten Becken, in dem sich die Wasser aus verschiedenen Himmelsstrichen sammeln und mischen. Alle Philosophien, religiösen Ideen und politischen Ansichten strömen schließlich darin zusammen, durchdringen sich gegenseitig und mildern ihre Schärfe. Ein jeder trägt seinen Tropfen bei, dieses Becken zu speisen, damit es nie versumpfend stille steht, sondern reich bewegt und lebendig bleibt. Um teilzuhaben an der wachsenden Schönheit unseres Alltags muß man ebenso tolerant wie taktvoll sein. Wer von dem Wahn beherrscht ist, in allem und jedem die einzig richtige Ansicht zu haben, beraubt sich selbst der höchsten Freuden des modernen Menschen, die im Lernen und Schaffen bestehen. Alles, was sich unfehlbar dünkt, ist starr und verliert die Schöpferkraft des Lebens. Nur im Bewußtsein eigener Fehler entwickelt sich jene hohe, fast göttliche Duldung,

die auch im Feind den Streiter aus innerer Berechtigung erkennen läßt. Aber tolerant in diesem hohen, kraftvollen Sinn ist nur der, dem Goethes Wort zur Erkenntnis gelangt:

Es irrt der Mensch, solang er strebt.

KAPITEL XXI

DIE MAUERN DER EHRFURCHT

Ehrfurcht ist die große ästhetische Heiligung, die Vergöttlichung, die der Mensch in die Welt der Materie brachte. Feindliche Mächte religiöser, sozialer und philosophischer Natur traten gegen diese Vergöttlichung auf, den Sterblichen immer wieder in den Staub zu ziehen und ihn, den Gott dieser Welt, im eigenen Bewußtsein zu erniedrigen. Während der kurzen Spanne Leben sollte er von Vorherbestimmung oder Vererbung, vom blinden Zufall oder von höherer Gewalt in Hilflosigkeit hin- und hergeschleudert sein. Die Ehrfurcht vor dem eigenen Leib wurde untergraben und mit ihr alle Heiligkeit jener Poesie, mit der ein edler Schönheitsglaube das Geheimnis der Zeugung gern umgeben wollte. Hohn lachte das Gemeine und zog mit seinen Krallen die besseren Elemente hinab in dumpfer Verzweiflung. Die mittelalterliche Weltanschauung und ihre Ausläufer mußten den wirklich Überzeugten mit Grauen erfüllen vor dem eigenen Körper, ihn Haß und Verachtung lehren gegen dieses Gefängnis der Seele, dessen Nacktheit ihm geradezu widerlich erschien, weil seine Wonnen mit dem Makel der Sünde befleckt waren.

Diese Meinung stand der ehrfürchtigen Bewunderung leiblicher Anmut, der Würdigung naturgewollten sinnlichen Genusses in der Antike so hart entgegen, daß Schönheitsfreude als ein Greuel, als eine ekelhafte

Schlinge des Teufels sich zeigen mußte! In diesem Sinn war Fausts Liebe zu Helena eine Versuchung des Bösen und eine gefährliche Anfechtung der Seele. Die moderne Zeit hat ein merkwürdiges Nachspiel solchen Glaubens geschaffen. Auch überzeugte Anhänger Darwins konnte wohl Verachtung für den eigenen Leib ergreifen, der ihnen armselig und tierähnlich vorkam. Das Gefühl hoffnungsloser Abhängigkeit von ganz mechanischen Vorgängen oder Ursachen, das Untertauchen in die Welt chemischer Prozesse und physikalischer Gesetze, die Überzeugung von niemals bewußt strebenden Energien störte den Begriff von der Würde des Menschen. Darum sehen wir in der von mechanistischer Weltanschauung beherrschten Kunst den Abscheu vor klassischer Schönheit und vor geordnetem Aufbau zum Prinzip erhoben. Überall fehlt das Rückgrat eines rechten Stolzes, nirgends erzwingt unsere Achtung eine *Schönheit im Schmerz.* Aber Schönheit im Schmerz ist der mächtige wundervolle Trotz des Menschen wider den Neid der Götter. Wie sich Niobe stolzen Mutes reckt und nicht gleich einer Sklavin in die Knie sinken mag, so trotzt der große Mensch dem oft kleinlichen und plumpen Schicksal. Er baut und ordnet immer von neuem trotz allem, was ihn vernichten sollte. Ob auch die Persönlichkeit der blinden Notwendigkeit unterliegen muß und ob die Niederlage der Persönlichkeit doch in ihrer Größe einen Sieg bedeutet, das ist die hohe Frage des Lebens.

Das mechanistische Glaubensbekenntnis ließ den Men-

schen zwar recht armselig erscheinen, schmeichelte aber dennoch seiner Eitelkeit, indem er sich für so schlau hielt, daß ihm kein Geheimnis unergründlich sei. Andere Richtungen wenden sich neuerdings wieder der Ansicht Goethes zu, man solle das Erforschliche erforschen, aber das Unerforschliche ruhig verehren. Ganz unterdrücken ließ sich ein naiver Schönheitsglaube niemals, ebensowenig wie eine Sehnsucht nach Verehrung, die sich rührend kundgab in manchem Altar des unbekannten Gottes. Richtig erfaßt ein moderner Denker diesen Drang in den Worten:*) *Der Wille zum Zwang ist noch stärker als der Wille zur Freiheit.* Diesen Ausspruch erläutert der Gedanke, daß wir uns wohl alle gerne unterordnen, aber nur wie Christophorus dem Allerstärksten.

Die primitivste und geläufigste Äußerung dieses Willens zum Zwang sowohl wie die Vorbedingung jeder heiligen Ehrfurcht ist einfache Ordnungsliebe. Anarchistische Gesinnung, die jede Ehrfurcht und mit ihr jede Schönheit steinigen möchte, äußert sich unverkennbar in ungepflegter Erscheinung, unordentlicher Umwelt und in einem gewissen Hochmut, der die entgegengesetzten Eigenschaften verachtet und verhöhnt.

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!

ruft Faust nicht ohne bange Ehrfurcht an der Schwelle von Gretchens Zimmer. Er steht überwältigt ebenso wie vor einer erhabenen Naturschönheit.

---

*) W. von Scholz.

Die liebliche Ordnung in Gretchens Stube ist erquickend, weil sie nichts Pedantisches an sich hat, sondern als natürlicher Ausfluß ihrer Persönlichkeit erscheint. Wir ahnen, daß die glattgelegte Wäsche in der Truhe nach Lavendel duftet, daß Gretchen nicht versäumt, die Nelken zu gießen, daß ein bescheidener aber richtiger Sinn für das Anmutige ihre Tätigkeit lenkt.
Die Summe von Glück und Zufriedenheit, die durch Ordnungsliebe entsteht, ist unberechenbar. Allein die Sucht zu schematisieren, zu rubrizieren und klassifizieren, die oft für Ordnung gehalten wird, ist nur deren Parodie. Es gibt in der Kunst der Ordnung wie in jeder anderen Kunst nur einen sicheren Wegführer, das richtige Schönheitsempfinden. Damit er ordentlich wirke, muß man einen Garten nicht durchaus symmetrisch und gleichmäßig bepflanzen. Rosen dürfen sich ranken, ja mancher liebenswürdige Zufall, manch bunte, kleine Wildnis soll geduldet sein. Um ordentlich zu erscheinen braucht ein Mädchen nicht etwa die sich widerspenstig ringelnden Locken mit feuchter Bürste glatt zu streichen. Aus dem täglichen Leben darf nicht jede plötzliche Eingebung, jedes harmlose Impromptu verbannt werden einer unbeugsamen Einteilung zulieb. Ordnung darf niemals mit starrer Konvention verwechselt werden. Sobald solcher Irrtum Platz greift, erscheint der Umstürzler und wirft nicht nur die Konvention sondern die heilige Ordnung selbst über den Haufen. Der Haß gegen bestehende Ordnung ist meistens im Grunde ein Haß gegen bestehende Unordnung. Das

reiche, ewig wechselnde Leben rollt dahin und läßt diejenigen, die eigensinnig seine Speichen festhalten wollen, tragikomisch sich überpurzeln. Der Ausgleich zwischen Ordnungsliebe, Ehrfurcht vor dem Bestehenden und der allgemein menschlichen Sucht nach Neuheit und Veränderung ist eine der ganz großen Aufgaben ästhetisch fühlender Menschen. Den Schönheitswert bestimmter harmonischer Rangordnung, die Majestät, die im Aufbau mächtiger, klargedachter Stufen liegt, haben die größten Dichter nachdrücklichst betont. Besonders schon Shakespeare in der großen Rede des Ulysses:

Willst du der Ordnung heil'ge Kreise tilgen,
Verstimmen diese Saite, hör den Mißklang!
In offnem Widerstande träf' sich alles,
Empört dem Ufer flöhen die Gewässer,
Daß sich in Schlamm die feste Erde löste!
. . . Kraft hieße Recht . . .
Dann löst sich alles auf nur in Gewalt,
Gewalt in Willkür, Willkür in Begierde
Und die Begier, ein allgemeiner Wolf,
Muß dann die Welt als Beute an sich reißen
Und sie verschlingen . . .

Eine gewisse Antipathie wird manchmal wach gegen die Begriffe Ordnung und Ehrfurcht, weil sie häufig verwechselt werden mit einer falsch verstandenen Pietät. Diese sogenannte Pietät hält mit bäuerischem Eigensinn fest an allem, was nun einmal besteht, nur weil es besteht, und entspringt meist aus Gedankenarmut und Bequemlichkeit. Oft mischt sich zu diesen Pietätsgründen noch ein dritter, ein Beigeschmack von hämischer Freude der älteren Leute, den Jungen das

Spiel zu verderben, ihnen prinzipiell etwas Neues zu mißgönnen. *Was für uns gut genug war, muß für euch auch gut genug sein* ist dann ihr Wahlspruch. Wir müssen aber, namentlich wenn wir älter werden, uns sehr genau prüfen, ob eine Regung von Pietät ästhetisch ist oder nur aus häßlichen egoistischen Gründen entstanden. Denn in letzterem Fall wird sofort bei der unterdrückten Jugend ein Gefühl des Hasses reifen, der sich ohne Unterschied gegen alles Überkommene richtet und zerstörend wirkt. So zeugt falsche Pietät Intoleranz. Im Namen moderner Hygiene, modernen Komforts usw. wird dann verderblich gewirtschaftet und jede notwendige Tradition unterbrochen. Auch bei fortschreitendem Alter, ja gerade dann zu allermeist müssen wir fortwährend lernen, prüfen und das Gute vom Besseren sorglich unterscheiden im Dienst der Schönheit ohne Vorurteil. Nicht graues Haar sondern reifer Verstand hat ein Recht auf Ehrfurcht. Den Kampf zwischen Wachsen und Welken macht die Tatsache besonders pathetisch, daß alles schnell veraltet und das Alte sich immer wieder erneut. Auch rebellische Söhne werden bald zu Vätern, die dann selbst vor ihren Söhnen zittern müssen.

In der Tierwelt, ja sogar in der Pflanzenwelt herrscht derselbe Unfriede zwischen absterbenden und nachfolgenden Geschlechtern. Grausamkeit zwischen Alter und Jugend, Unterdrücken, Lichtrauben von seiten der Alten, jubelndes Verdrängen des Morschen und Abgestandenen von seiten der kräftig emporgeschossenen Jugend! Stämme und Arten mußten

von jeher dem Emporstrebenden weichen. Natur und Geschichte erzählen von verzweifelter Gegenwehr der Bedrängten, von kühnen Taten und Eroberungslust der Verdränger. Ja, denselben Kampf zwischen Jung und Alt kämpften und kämpfen Gesteine miteinander. Er wird wohl auch zwischen Welten ausgefochten, aber sie nehmen sich nur sehr viel Zeit dazu.

Den richtigen Begriff der Ehrfurcht stärkt vor allem fortwährende treue Beobachtung von Natur und Menschen. Wie in Kunst und Wissenschaft, so auch im täglichen Leben ist aufmerksame Beobachtung das Wichtigste. Wieviel schwerwiegende Irrtümer werden begangen, wieviel leicht zu erreichende Genüsse verscherzt dadurch, daß wir nicht die Geduld und Ausdauer haben zu richtiger Beobachtung. Es wäre unmöglich, sich von törichten Phrasen verführen, von politischen und anderen Charlatans blenden zu lassen, wenn wir nur gefälligst die Augen selbst öffneten, nach Zusammenhängen aufmerksam forschten, kurzum im ganzen Leben eine naturwissenschaftliche Methode anwendeten. Durch die Beschäftigung des Zeichnens wird das Beobachtungsvermögen stark unterstützt. Instinktiv sucht sich jedes Kind von den Dingen Rechenschaft zu geben, indem es sie auf naivste Art zeichnet oder malt. Es gilt nur diesen Instinkt zu ermutigen, um die Sinne zur Beobachtung zu schärfen und damit eine gleichmäßig dahinfließende Quelle des Glücks zu erschließen. Wer nicht beobachten lernt, kann eigentlich auch nicht lesen. Alle Dichterworte sind an ihn verschwendet, sie sagen ihm nichts, sie können ihm nichts sagen, da

sein Vorstellungsvermögen zu gering ist. Deshalb die große Vorliebe für schlechte, banale Bücher, die entsetzliche Unklarheit über die einfachsten Dinge in den meisten Köpfen. Ganz erstaunlich ist, wie wenig die sogenannt Gebildeten von Natur, Kunst und Technik sehen, wie gleichgültig sie durch die Mannigfaltigkeiten des Lebens wandern, nur mit dem kindischen Gekränktsein oder Geschmeicheltsein des eigenen Ich beschäftigt. Wie wenige betrachten wohl ehrfürchtigen Herzens ein einzelnes Blatt, bemerken die Schönheit einzelner Baumrinden, geringer Steine, einzelner Bauteile und kleiner Leistungen des Handwerks. Als Kind hat man vielleicht eine unbedachte Liebe zu diesen Dingen. Man sammelt, man trägt nach Hause, sucht sich Rechenschaft zu geben. Später verliert sich dieser fruchtbare, ästhetische Trieb. Wer erinnert sich nicht der Kostbarkeit, die er einst irgend einem glatten Kiesel, einem Vogelei, einem einfachen Werkzeug beigemessen? In Wahrheit, das Kind hat Recht, solche Dinge sind kostbar. Eine gewisse Anlage zur Ehrfurcht trägt jedermann im Herzen, sie wird aber sehr leicht erstickt und mit ihr stirbt für immer die Möglichkeit stillen Zufriedenseins. Sehen wir zurück auf die Augenblicke stillen Zufriedenseins, die das Leben uns gönnte, so finden wir gewiß, daß sie immer mit der Fähigkeit des Beobachtens verknüpft waren. Nur beobachtend entdecken wir jene Harmonien fremden Daseins, die auch alle Saiten des eigenen Wesens mitklingen lassen.

Wenn feingeschulter Beobachtungssinn den Zusammen-

hang sowie die Abhängigkeit und das notwendige Sichineinanderfügen der alltäglichen Dinge liebevoll erfaßt, kann sich das Verständnis von der Ordnung im kleinen zu der Ordnung im großen erheben, bis zu jenem feierlichen Bewußtsein des höchsten Rhythmus, bis zu jenem reinen Entzücken, das uns die Geheimnisse unserer apollinischen Natur offenbart. Auch im kleinsten wirkt die Majestät der Ordnung, wie in Gretchens Stube und läßt Schauer der Ehrfurcht empfinden. Irgend ein Ideal der Ordnung und Autorität, das instinktmäßig zur Herrschaft kam, lenkte einstmals jedes Werk, jeden Bau, jede Anlage und gliederte das Einzelne. Ihm stimmten sich Farben und Formen ein. Anerkannte Hierarchie ließ die Dome gesetzmäßig aufstreben, die Rathäuser behäbig sich lagern, die Brunnen mit freundlichem Wohlwollen grüßen. Feste Ordnung beseelte die Schlösser mit sicherem, selbstverständlichem Herrentum, umgürtete das Bürgerhaus mit warmer, wohlbehüteter Behaglichkeit und schmiegte den Bauernhof liebevoll in die Landschaft. Nichts ist natürlicher, als daß in einer Übergangszeit, die uralte Standesunterschiede durcheinander rüttelte, die Architektur den Stil verlor und die Innenräume bis ins kleinste charakterlos wurden. Ja, man brachte es fertig, mit dem schönsten Material der Natur, mit Bäumen und Blumen ein häßliches, unordentliches Gedränge zu schaffen, anstatt die angestammte Art stilvoller Bauerngärtchen, gemütlicher Vorstadtgärten und herrschaftlicher Parks geschmackvoller Zeiten zu wahren. Die außerordentliche Häßlich-

keit aller Lebensformen während einer langen Periode des 19. Jahrhunderts läßt sich genau auf eine gewisse Anarchie in der Gesinnung zurückführen.
Die Gegenwart hat hier seit den jüngsten Jahren großartige Wandlungen geschaffen. Die Autorität bestimmter Kreise von Künstlern und Schönheitsaposteln bricht sich Bahn, verlangt Gehorsam, ordnet und gliedert anarchisch Zerfallenes. Sehnsucht nach Klarheit und gefälliger Übersichtlichkeit erwacht, denn das ganze Leben begehrt nach Harmonie. Zu dieser Ordnung gehört, daß mancher und manches sich freiwillig unterordnet.
Freiwilliges sich unterordnen ist vornehm, weil Menschen und Dinge an ihrem richtigen Platz unentbehrlich und daher ehrwürdig aussehen. An ungebührenden Platz gedrängt zu sein, ist pöbelhaft. Solche Erscheinungen wirken lächerlich oder peinlich. Um die große Harmonie zu verstehen, zu genießen und an ihr mitzuarbeiten, muß man sich jede Geringschätzung abgewöhnen. Der geistig Arbeitende sehe nicht herab auf den, der seine Hände rührt, aber auch der Mann, dessen schwielige Fäuste unsere Ehrfurcht heischen, überhebe sich nicht jenem gegenüber, der — wie es ihm dünken mag — mit weißen Händen bequem am Schreibtisch sitzt. Im Sinne der Schönheit entwarf Schiller das Bild der gesamten menschlichen Tätigkeit und gliederte in majestätischer Ordnung die Arbeit des Weisen den harten und direkt nützlichen Arbeiten an:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Als Kind steht man gern staunend mit andächtiger Bewunderung vor irgend einer Hantierung. Mit ganz richtiger ästhetischer Freude betrachtet man etwa die Offenbarungen der Landwirtschaft, den Schmied am Feuer, den Töpfer, die Arbeit des Bäckers oder des Müllers. Bangende Achtung ergreift die kleine Brust vor jeder Tätigkeit im Haushalt, vor den aufgespeicherten Vorräten aller Art. Dieses Gefühl sollten wir als Erwachsene bewußt wieder erwecken, um die Handreichungen des gewöhnlichen Lebens nach ihrem Wert einzuschätzen und jeden darin zu bewundern, der sich durch Geschicklichkeit hervortut. Wie schade, wenn Erwachsene so sehr die Dichterseele des Kindes einbüßen, daß sie ganz gedankenlos und stumpf an den Wundern der Arbeit vorübergehen, daß sie alle Schönheit und Erhabenheit, die sorgsamer Fleiß täglich schafft, nicht mehr fühlen und lieben! Einst suchten die Heiligen — oft Männer und Frauen von hoher Geburt — absichtlich niedere Dienste zu verrichten zum Beweis ihrer Demut. Die Auffassung falschen Hochmuts trat dagegen grell und lächerlich in einem Streit der Kunstgelehrten zu Tag, der in den dreißiger Jahren über die Frage ausgebrochen war, ob Dürer, Holbein und andere alte Meister ihre Holzschnitte eigenhändig in den Stock geschnitten hätten oder nicht. Diejenigen, die solche Handarbeit der Künstler verneinten, führten als Hauptbeweis an, daß

reines Handwerk auszuführen der Meister unwürdig und deshalb für sie unmöglich gewesen sei. Das untrügliche Merkmal wahrer Vornehmheit liegt aber darin, die eigene Würde durch Ehrfurcht, nicht durch Herabsehen und Verachten zu zeigen.
Wie fruchtbar ist der Geist der Bewunderung! Bewunderungsfähigkeit ist das fortschrittliche Prinzip. Neid ist verdorbene, verfaulte Bewunderung und hält jeden Fortschritt auf. Es ist eine der dankbarsten Aufgaben der ästhetischen Bewegung, unfruchtbaren Neid in fruchtbare Bewunderung zu verwandeln. Mitbewundern heißt mitbesitzen! Während uns die Bewunderung immerfort bereichert, jeden herzlich empfindenden Menschen zu einem wahren Krösus macht, bringt uns der Neid an den Bettelstab, auch wenn wir manche Kostbarkeit in der Hand halten. Er entwertet den eigenen Besitz und läßt den fremden hassen, er liebt Unordnung und Zerstörung.
In unserer Zeit sind sehr viele Mauern gefallen. Düstere Mauern, die Licht und Luft genommen hatten. Wir freuen uns, wenn eine solche Mauer fällt, hat sich doch allmählich mit dieser Vorstellung mächtiger Mauern der Begriff von überwundener Barbarei, von Finsternis, Aberglauben und Schreckenszeit vereint. Hie und da klagt wohl ein Künstler über das Verschwinden irgend eines malerischen Schutzwalls, an dessen breiter Brust alte Giebelhäuser sich beruhigt und gemütlich lehnten, zu dessen Füßen Generation auf Generation stillvergnügt demselben Handwerk mit zünftigem Stolze oblag. Was wir aber ganz vergessen, ist, daß einst mit der Vor-

stellung mächtiger Mauern ein ganz besonderer Begriff zusammenhing, eine tief religiöse Bedeutung, ein mystisch Geheimnisvolles. Nicht nur zum Schutz gegen Feinde umgürtete man die Städte mit ungeheuren Wällen, Herrscherpaläste und Tempel mit ringförmig gelagerten Steinwänden. Diese Bauten bedeuteten das Gefestetsein einer Welt, die in sich vollendet und abgeschlossen sein wollte. Sie waren das Symbol für die Ehrfurcht vor verschiedenen Erkenntniskreisen.

Wie die alten Schutzwälle der befestigten Städte, so sind in der Neuzeit immer mehr die idealen, mystischen Mauern der Ehrfurcht gefallen. Überall geht man daran, sie als lästige Störung wegzuräumen. Aber diese Mauern müssen wieder ersetzt werden, doch nicht um dräuend emporzusteigen, nicht um Luft und Licht wegzunehmen. Die Ehrfurcht soll ordnen. Ohne Ehrfurcht ist eine majestätische Ordnung des Daseins unmöglich. Darum haben alle Großen und Weisen, alle, die das mystische Königtum des Menschen predigten und selbst unter dessen strahlender Krone standen, danach gestrebt, Bauten aufzuführen, in denen sich Stein zu Stein fügte, geheimnisvoll nach dem Liede des Orpheus — wie es die Sprache der Mysterien symbolisch ausdrückte. In den urältesten Tempeln bezogen sich Mauern, Pforten und Gemächer auf den tiefen Zusammenhang aller Dinge. *)

Mit Weisheit hatten am Anfang der Kultur Jahrhunderte, Jahrtausende lang die Beherrscher der Mensch-

*) Vergl. meine Arbeit *Schillers Weltanschauung*. Bard, Marquardt u. Co. *Die Kultur* 12. Bd.

heit, die zugleich Priester und Dichter, Staatsmänner und Künstler waren, ihren Zeitgenossen die menschliche Würde verständlich gemacht. Mit jedem Handgriff, der einer Arbeit diente, erfaßte man ein Göttliches, jede Einzelarbeit des täglichen Lebens war einem Gottwesen geweiht, Ehrfurcht umfriedete jedes Feld der Tätigkeit. Lächeln wir nicht über jene uralte, vergangene Kultur, die jedem einzelnen Zweig des Landbaus oder Gewerbes einen Schutzgeist gab, in der die Kraft des Düngens oder das Ackern oder das Berieseln der Felder einen eigenen Gott besaß! Denn durch dieses Alldurchdringen eines Prinzips der Ehrwürdigkeit wurde erstrebt und erreicht, daß keine Arbeit gemein und niedrig dünkte, daß jede Pflicht im Kreis der Pflichten geadelt wurde und als unantastbar galt für Verachtung oder frechen Spott.

Unruhe und Traurigkeit kommt unter die Menschen, wenn keine Spur von Idealismus ihr Tagewerk krönt und mit frischen Rosen bekränzt. Das Feld der mannigfachen Tätigkeit, die unser Dasein bedarf, liegt vor uns wie unter einförmig grauem Himmel, sobald es ganz entgöttert und entheiligt ist, sobald nur Geld und Geldeswert Ehre bringt. Die Menschheit leidet nicht nur an der Tragödie der Liebe und des Hungers, sie leidet auch — und in der Neuzeit mehr denn je — an der Tragödie des Neides. Vor den ebenso häßlichen wie fürchterlichen Konflikten dieser Tragödie kann allein die Lehre von der Ehrfurcht bewahren.

Sie hätte wenig Aussicht gehabt durchzudringen, solange politische Zeitfragen den Intellekt hauptsächlich

beschäftigten. Erst als soziale Hoffnungen, Kämpfe und Reformen in den Vordergrund des geistigen Interesses traten, wurden Kultur- und Schönheitswert jeglicher Arbeit erkannt. Nicht mehr in der spielerisch liebenswürdigen Art unserer Ahnen, die den Landbau als Pastorale auffaßten und das Handwerk als eine Idylle, die ihren Mann sicher nährte und über die sich freundlich herablassend philosophieren ließ, sondern voll heiligen Ernstes und der Verantwortung bewußt, die ein geistiger Führer der Menge zollt. Mir steht aus der Kunst unserer Zeit ein Symbol vor Augen, das den Unterschied in der Auffassung von Einst und Jetzt gewaltig ausspricht. Juni, dieser holdeste Monat des Jahres, den früher Amoretten und Nymphen in Bild und Lied so zärtlich umschwebten, wie ernst und feierlich erscheint dieser Monat in der Phantasie Constantin Meuniers, des großen belgischen Künstlers! Eine Mannesgestalt, herb, hehr, groß aufgerichtet, mit schmerzhaft strengem Antlitz, das dem Schweiß der Arbeit geweiht ist, die eine Hand auf das Werkzeug gestützt, die andere mit auffallend eckiger Bewegung als Schutz gegen die Sonnenblendung vor die Augen gehalten. Im Augenblick des Aufrichtens mitten in der Glut des Tages. Hell, unbarmherzig hell und schön muß die Sommerlandschaft im Hintergrunde dieses Mannes stehen — eine Landschaft, von der er losgelöst ist und in die er gehört, die als solche nicht für ihn existiert, die ihm nichts bedeutet als so und so viel Stunden des Bückens, des Sensenschwingens, des heißen Mühens. Fürwahr, das ist kein arkadischer

Schäfer! Aber ein Stolz wohnt in diesem Mann, ein edler Stolz, er spielt nicht auf dieser Erde, er bezwingt sie in unablässigem Ringen. Auch sein Werk ist Schönheit, ist Schöpfertum. Ringer sind alle, die teilhaben an der Größe des Jahrhunderts, am Fortschritt moderner Kultur. Jedes Wort, jedes Ding, jede Sitte sind Kronzeugen in dem Streit, den unser Geschlecht seit alters führt gegen ungebändigte Naturkräfte in uns und außer uns.

Vielen Tieren sind feine und komplizierte Werkzeuge von der Natur gegönnt: Schaufeln, Ruder, Sägen, sowie gefährliches Rüstzeug, Panzer und Speer, sogar die Möglichkeit elektrischer Entladung. Dem Menschen gab die Natur nur fünf Finger und ordnete vier davon im Gegenspiel zum Daumen an. Damit gab sie die ganze Erde in diese nackte Greifhand. Sie sollte immer weiter fassen und halten. Das Werkzeug der Hand sollte sich projizieren in unheimlicher Mannigfaltigkeit, ins Dämonische vergrößern, bis der Mensch gleichsam spielend zwischen Daumen und Zeigefinger das ganze Werkzeug der Naturkräfte hielt. Die unbedeutendste Verrichtung eines heutigen Kulturmenschen, sein Essen und Trinken, Schreiben, Lesen ist mit einer solchen Unzahl von Erfindungen verknüpft, bedeutet eine so kolossale Kriegstrophäe im Kriege mit der Materie, daß wir — feiner lauschend — das Ächzen, Stöhnen, Brummen und Seufzen von tausend dienstbar gemachten Dämonen hören müßten, und ihr unheimliches Kettengerassel uns mit Grauen erfüllen würde.

Grauen empfanden die primitiven Menschen vor den

ersten Erfindern, sie wurden immer ein wenig als geschickte Teufel betrachtet, wie jeder Sagenschatz meldet. Besonders alle Sagen, die mit der Dienstbarmachung des Feuers zu tun haben, eine Dienstbarmachung, die ursprünglich entschieden als Frevel betrachtet wurde. Der Schmied ist immer ein wildes, unheimliches, ein tückisches Wesen, der hinkende Hephaistos, Wieland, der hinkende Schmied, die Söhne Tubalkains in der Bibel. Zwerge und Riesen, die Gold zu hämmern verstanden, alle waren heimtückische Gesellen. Die Tücke und mörderische Macht des von ihnen gebändigten Elementes haftete ihnen selbst an, oder vielmehr, sie wurden zu Repräsentanten des gefährlichen Feuers umgedichtet. — Auch die Feindschaft der Sirenen gegen menschliche Schifflein, die trügerische Bosheit aller Wassergötter war ein Symbol für die Rache der Materie dem vorwitzigen Menschen gegenüber. Dies antik schauerliche Gefühl hat Schiller mächtig ausgedrückt:

Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Die abergläubische Scheu vor dem Erfinder währte lange Jahrhunderte und machte dann einem Gefühl höhnischen Mißtrauens Platz, das viele Fortschritte aufhielt. Jetzt gleiten die unglaublichsten Erfindungen als selbstverständliches Gut fast ohne Aufsehen in unseren Besitz. Wir spielen mit Blitz, Feuer und Dampf ohne den Neid der Götter zu fürchten. Dennoch hat niemals dieser mythische Neid, dieses geheimnisvolle Gesetz der Kompensation, diese Rache der Materie

so schwer auf der Menschheit gelastet. Und schier kindisch erscheint es, mit Gesetz über Gesetz, mit Wohltätigkeit, mit Argumenten und utopischen Träumen gegen die Urgewalt, die Ironie des Schicksals zu steuern.

Bei einer Weltausstellung fiel mir eine Maschine auf, die von einem finster blickenden Arbeiter bedient wurde. Ich weiß nicht mehr, was die Maschine vollbrachte, ich weiß nur, daß sie mit der unheimlichsten Präzision arbeitete und etwas faltete und zusammenlegte, wie eine unverwüstliche, geschickte Riesenhand, eine so komplizierte Arbeit, daß es fast unmöglich schien, das arbeitende Ding für seelenlos zu halten. Hingegen war der bedienende Mann auf ein Minimum von Tätigkeit und tätigem Verstand reduziert. Er schob nur gelegentlich dem Walzwerk irgend eine Speise unter. Lebendig schien die Maschine, dagegen wie tot, wie versteinert in seiner mechanischen Tätigkeit der ihr untertänige Mensch. Anstatt mich über das Wesen der Maschine belehren zu lassen, starrte ich nicht ohne Entsetzen auf dieses Schauspiel. Die Größe des Menschen und die Grenzen seiner Größe waren mir nie so eindringlich erschienen. Ein Symbol des Zeitalters war mir die greifende, haschende, unendlich kunstvolle Hand der Maschine, zu deren Werkzeug das Wesen vor mir mit dem gleichgültig finsteren Blick geworden. Ich suchte, um unser Zeitalter in Schutz zu nehmen, in Gedanken die fröhnenden Völker auf, die Ägyptens Pyramiden bauten, dachte der Frauentränen beim Mahlen des Korns und

an ähnlich monotone Industrien der Antike. Ich konnte den Eindruck nicht überwinden, daß die Knechtschaft der von ihm selbst erfundenen Maschine dem Menschen vielleicht als bitterste Knechtschaft schmeckt, weil sie den Gedanken selbst unterjocht, den Schöpfer unterdrückt mit ihrer schonungslosen Überlegenheit. Nicht Wohlleben und leichten Verdienst begehrt der Mensch. Er ist nicht so bescheiden. Schöpfertum, wenigstens im kleinsten, ist seine unbegrenzte Sehnsucht, vielleicht sein Fluch. Das Materialisieren der Arbeit, jeder Arbeit, jeder Kunst, ist eines der erstaunlichsten Abenteuer in der Epopöe unseres Geschlechts. Denn im Verkehr mit den bezwungenen Elementen, deren Zischen, Schnauben und Pfeifen so schauerlich, so höllisch in den großen Betrieben laut wird, geht es den Menschen wie jenen Zwergen, sagenhaften Schmieden und Schwarzkünstlern alter Zeit. Grimm und hart, tückisch und wild werden sie leicht in dieser Gesellschaft. Etwas von der Furchtbarkeit, der Gefährlichkeit, etwas von dem ewigen Rebellentum der grollenden versklavten Mächte teilt sich ihnen mit. Nachdem die Drachen der Vorzeit niedergeworfen, konstruierte der Erfinder neue schreckliche Drachen, deren Atem Feuer ist, deren Griff ein Menschlein zermalmt. Freilich sind sie ihm zu Dienst. Doch sie fordern harten Preis. Fachleute mögen feststellen, was die Umwälzungen, die von der Maschine verursacht sind, im materiellen Leben bedeuten; niemand wird je ermessen und zählen, wieviel Freudigkeit jede neue Errungenschaft zerstört, wieviel stille Zufriedenheit und reife Tätigkeit sie er-

stickt. Es wird seine Weile haben, ehe wir ganz Herr werden über unsere eigenen Gebilde, freier aufatmen, aus der Stickluft der Künstlichkeit in die balsamische Luft der Kunst erlöst, ehe die alten Dämonen der Knechtschaft schweigen, und Schiller mit Recht seinen begeisterten Gruß an eine hohe und höchste kunsterlöste Menschheit richten dürfte, den Erdenbürger feiernd als *den reifsten Sohn der Zeit.* Abgetrotzt der finsteren, feindseligen Materie ist jedes Stückchen Leben, jede Schönheit. Und nicht mit Tändeln läßt sich dieses Ungeheuere vollbringen, unseren Stern wirklich in Besitz zu nehmen bis in seine schrecklichen Tiefen hinab, mit Prometheus' Geschenk die alten Titanen und Dämonen niederzuhalten, trotz ihrer erschütternden Seufzer sie zu Dienern zu machen.

Ehrfurcht deshalb vor dem Arbeitsmann, vor dem gigantischen, tragischen Heben, Stemmen und Halten, das in den Tiefen des Daseins geschieht von tausend Ungenannten, Ungekannten still und mit heroischer Selbstverständlichkeit! Und Ehrfurcht vor jenen Führern, jenen Ahnherrn allen Denkens und Begreifens, die aus dem Sklaven der Natur einen Herrn der Natur gemacht haben!

Es ist die große, die priesterliche Pflicht jedes Künstlers, jedes künstlerisch fühlenden Menschen, das Empfinden frommer Bewunderung, das Bewußtsein der Würde in sich und anderen zu wecken. Denn dieses Gefühl erlöst uns selbst aus tiefstem Leid und aus tiefster Schmach. Seht den Schächer am Kreuz! Weil er fühlt, daß jener große Dulder einen schönen Tod stirbt,

weil er bewundern kann, wird er emporgehoben und endet in Frieden. Schönheit ist Erlösung. Sie überall zu suchen, zu pflegen, zu erkennen und zu deuten in zärtlicher Herzensdemut ist die größte Lehre des Lebens. Künstler und Dichter sind groß, wenn sie Ehrfurcht kennen und Ehrfurcht lehren. Sie walten eines Priesteramtes, denn wahre Ehrfurcht wird zu lebenspendender Andacht und nur die Schönheit führt zu ihr empor.

Wer aber die Pflicht zur Schönheit anerkennt und befolgt, hat sein Leben durch den Sieg der Freude vergoldet.

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
ERSTES BUCH	GRUNDLAGEN	1
Kapitel I	Vergangenheit und Gegenwart	3
Kapitel II	Vom Sinnlichen in der Ästhetik	14
Kapitel III	Das ästhetische Gewissen	33
Kapitel IV	Der Wert des guten Geschmacks	49
Kapitel V	Der Reichtum als Quelle	63
ZWEITES BUCH	GEBOTE	87
Kapitel VI	Behaglichkeit und Proportionen	89
Kapitel VII	Die Auswahl der Sachen	102
Kapitel VIII	Von der Tracht	119
Kapitel IX	Vom schönen Körper	141
Kapitel X	Die Anmut der Rede	161
Kapitel XI	Vom guten Ton	176
DRITTES BUCH	EINFLÜSSE	193
Kapitel XII	Heimat und Fremde	195
Kapitel XIII	Natur	212
Kapitel XIV	Die schönen Künste	240
Kapitel XV	Die gedruckte Welt	258
Kapitel XVI	Vom Zauber der Bühne	279
VIERTES BUCH	WIRKUNGEN	297
Kapitel XVII	Erziehung	299
Kapitel XVIII	Wohltätigkeit	318
Kapitel XIX	Takt	336
Kapitel XX	Toleranz	350
Kapitel XXI	Die Mauern der Ehrfurcht	366



A. von Gleichen-Rußwurm: Das galante Europa. Geselligkeit der großen Welt 1600—1789. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Wie eine prächtige teppichgeschmückte Barke mit fröhlichen, lachenden, glücklichen Menschen in beständiger rhythmischer Bewegung, aber sicher und geschickt gelenkt auf dem in den Strahlen der Sonne golden glitzernden Strome dahingleitet, so zieht mit der glänzenden Darstellungskunst A. v. Gleichen-Rußwurms die ganze reiche und berückende Geselligkeit der höfischen Welt des 17. und 18. Jahrhunderts in wechselreichen, lebenswahren, bestrickenden Bildern an unserem inneren Auge vorüber. Die Darstellungsgabe dieses Meisters geistvoller und eleganter Schilderung ist so groß, seine künstlerische Imagination und seine zwingende Suggestivkraft so machtvoll, daß wir beim Lesen seiner kostbaren Bücher mitten in das Treiben dieser gefälligen und graziösen Welt hineingerissen werden und uns als Mithandelnde in Pracht und Glanz, als Mitfühlende bei Freud und Leid wiederfinden. *Kasseler Tageblatt.*

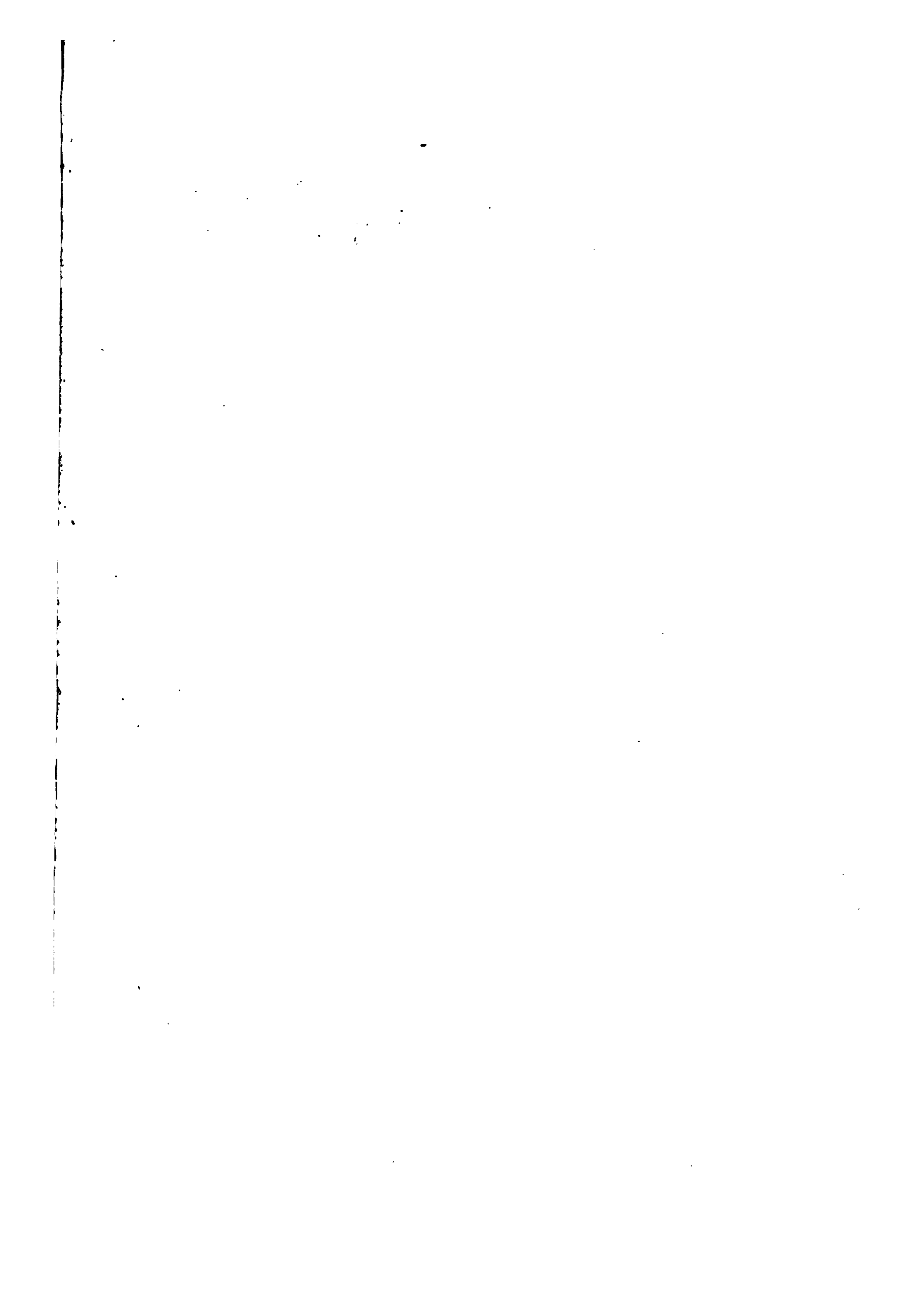
A. von Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der Europäischen Welt 1789—1900. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Unmöglich an dieser Stelle dem Werke Gleichen-Rußwurms auch nur annähernd gerecht zu werden. Es ist weit mehr als spannende Lektüre zur Füllung müßiger Stunden, denn es entziffert die Botschaft vergangenen Lebens, die heißt: „Sammelt euch in harmlosem Frohsinn und reichet euch die Hände! Schließt den Reigen, um das Leben festen Mutes zu bejahen, um würdig seine Freuden immer wieder in edler Gemeinschaft zu genießen.“ *H. Popp im „Tag“.*

A. von Gleichen-Rußwurm: Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Die umfassenden historischen und kulturhistorischen Kenntnisse, die man an allen Essaybüchern Gleichen-Rußwurms bewundert, seine tiefverstehende Art, die Vornehmheit seines Denkens und seiner Sprache kommen gerade in diesem Buche hervorragend zur Geltung und fesseln uns, wenn er die ganze Geschichte der Freundschaft in wechsel- und reizvollen Bildern an uns vorüberziehen läßt, ihre Wandlungen und Formen zeigt und hiermit die Sitten und Kulturen aller Zeiten und Länder bespiegelt. Viele werden — und vielleicht nicht mit Unrecht — unter den bisherigen Werken Gleichen-Rußwurms dieses am höchsten stellen und werden, da der Autor sagt: „Dreifach ist die Sehnsucht des Sterblichen, die ihn rastlos, entwicklungsfähig und freudig, glücklich und unglücklich macht: nach Freundschaft, nach Schönheit, nach Gotteswahrheit“, aus diesen Worten ein Versprechen heraushören und mit Begier dessen Erfüllung erwarten. *Vossische Zeitung.*

A. von Gleichen-Rußwurm: Elegantiæ. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. Preis geheftet 8.50 M., Leinwand 10 M., Halbfranz 11.50 M., Pergament 12 M. — Viele von denen, die humanistische Bildung genossen haben, gedenken wohl nur mit gemischten Gefühlen der oft allzu trockenen Art, mit der ihnen in der Jugend das Leben des klassischen Altertums vorgeführt wurde. Für sie alle ist das neue Buch Gleichen-Rußwurms nicht nur eine Belebung und Vertiefung damals nur halbverstandener Kulturzustände, sondern auch die Befreiung von einem Druck, der hemmend unsere Anschauungen fortgesetzt beeinflußte. Alle Schwerfälligkeit und Starrheit, die dem Stoffe anzuhaften schienen, sind nun verschwunden; die Antike gewinnt ihr altes so eigenartiges und frisches Leben zurück, weitet Augen und Sinne für wundervolle Schönheiten und läßt ungeahnte Möglichkeiten zur höchsten Veredelung auch unseres Lebensgenusses entdecken.'

Guglielmo Ferrero: Die Frauen der Cäsaren. Preis geheftet 4 M., in Leinwand 5 M., in Halbleder 7 M. — Um uns die Frauengestalten des alten Rom menschlich nahe zu bringen, bedurfte es einer doppelten wissenschaftlichen Arbeit. Einmal einer kritischen, sofern durch Beschneidung der tendenziösen Auswüchse der alten Ueberlieferung der tatsächliche Sachverhalt in möglichster Reinheit festzustellen war; dann aber mußte auch volle Klarheit über die Umwelt, in die diese Frauen hineingestellt waren, insbesondere über die Rechtsverhältnisse, geschaffen werden. Wer Ferrero kennt, wird nicht zweifeln, daß gerade er, wie kein anderer, für die Erfüllung dieser beiden Bedingungen der rechte Mann war. Was wir an Stelle der bisherigen unklaren Vorstellungen mit seiner, durch die gewohnte Meisterschaft des Stiels ausgezeichneten Darstellung eintauschen, entbehrt allerdings des sensationellen Aufputzes, aber dafür halten wir echtes Metall in Händen und fühlen uns wahrhaft innerlich bereichert.

Guglielmo Ferrero: Größe und Niedergang Roms. Erster Band: Wie Rom Weltreich wurde. Zweiter Band: Julius Cäsar. Dritter Band: Das Ende des alten Freistaats. Vierter Band: Antonius und Kleopatra. Fünfter Band: Der neue Freistaat des Augustus. Sechster Band: Das Weltreich unter Augustus. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und wird einzeln zum Preise von je 4 M. broschiert und je 5 M. elegant gebunden abgegeben; in Halblederband je 7 M. — Ferreros Darstellung liest sich — im besten Sinne — wie ein Roman; es ist ein historisches Feuilleton, das man als literarischer Feinschmecker wie als Historiker wahrhaft genießt. Wir möchten seine Lektüre jedem ausnahmslos empfehlen, der noch einige Erinnerungen an die römische Geschichte aus der Gymnasiastenzeit in einem verborgenen Winkel seines Gedächtnisses bewahrt . . . *Leipziger Neueste Nachrichten.*



Gleichen, A. W
Sieg der freude .1G48